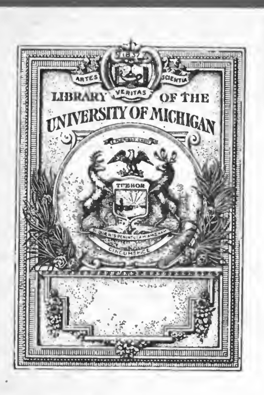


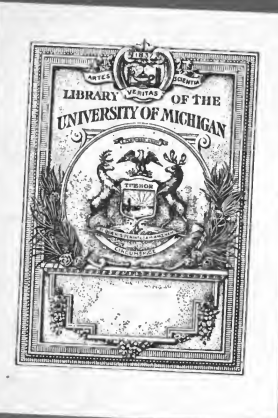


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



OTTO HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT
LEIPZIG




1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE


OTTO HARRASSOWITZ
LIBRARY AGENT
LEIPZIG

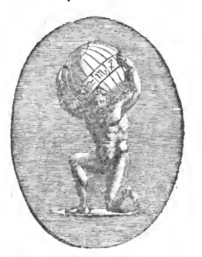


Neueste Länder- und Völkerkunde.

Ein geographisches Lesebuch.

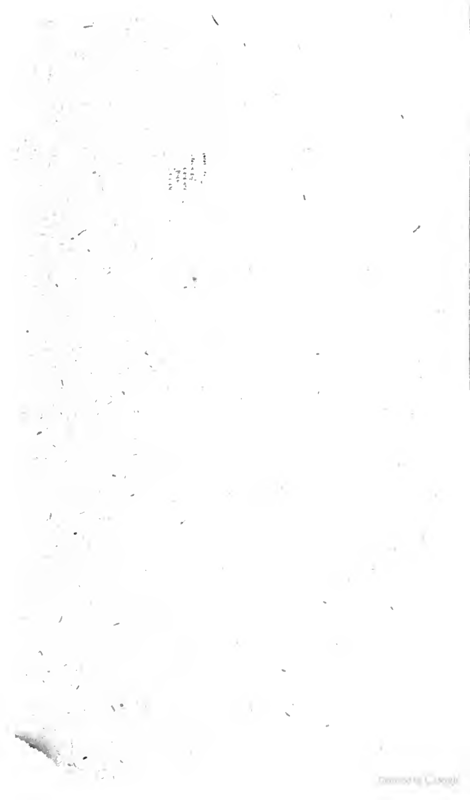
Zwölfter Band.

Asien.



Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des geographischen Instituts.
1811.



Neueste Kunde von Asien.

Fortgesetzt von

Dr. Friedrich Ludwig Lindner.

Dritter Band.

Süd- und Ost-Asien.

Mit Charten und Kupfern.

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.
1812.


Digitized by Google

Asien.

Dreizehnte Abtheilung.

Beschreibung
der
einzelnen Länder.

D. Indischer Archipel.

A 2



Indischer Archipel.

Einleitung. Allgemeine Ansicht der Inselwelt. Verbindung der Gruppen. Charakter dieser Erdgegend. Ueberblick der Geschichte ihrer Entdeckung.

In dem indischen Ocean dehnt sich, zu beiden Seiten des Aequators, eine Reihe ungezählter, in Form und Umfang verschiedener Inseln von dem Süden Asiens bis an das große Weltmeer, das die Australländer umschließt. Gleich einer, unter dem Wasser fortlaufenden, Gebirgskette, verbinden diese Inseln die alte Welt mit einem in der Erdkunde neuen Theil unsers Planeten, von dessen Daseyn die Europäer bis zum sechzehnten Jahrhundert kaum eine Ahnung hatten.

Diese frühere Unbekanntschaft mit Australien und der Umstand, daß von dem nahen Asien aus die Sundainseln und Molukken entdeckt wurden, waren Ursache, daß der indische Archipel von den Seefahrern und Geographen zu Asien gerechnet wurde. Erst später, als durch kühne Weltumsegler die Gestalt der Erde in dem großen Ocean aus ihrem räthselhaften Dunkel hervorgieng, als ein neues Continent gefunden wurde, die Europäer die Inselwelt jener Gewässer überblicken konnten, ihr eigene Namen gaben, und ihr natürliche Gränzen anzuweisen versuchten: da erst bemerkte man, daß jene

früher bekannten, asiatischen Inseln nur durch willkürlich gezogene Linien von dem neuen oder fünften Welttheil geschieden werden konnten, indem sie offenbar Eine große Gruppe mit Neuguinea, Neubritannien, Neugeorgien und einigen andern Inseln der Südsee bilden. Nur die Geschichte ihrer Entdeckung konnte hier eine Trennung bezeichnen, welche der Natur fremd ist, die diesen Gegenden einen eigenen, von der alten Welt abweichenden, Charakter aufdrückte. Zwar folgen auch sie dem Gesetz der klimatischen Einwirkung, und ihre geringere oder weitere Entfernung vom Aequator bringt hier, wie auf dem festen Lande, eine Verschiedenheit in der belebten Schöpfung hervor. Aber wir finden in den Indischen Inseln, wie in Australien, Spuren eines gemeinschaftlichen, durch große Naturumwälzungen bewirkten, Schicksals, das uns berechtiget, sie in einem umfassenden Begriff zu vereinen, — sie mögen nun die wundervollen Denkmale einer, aller Geschichte weit vorgreifenden, Erdrevolution; sie mögen eine im Schooße des Meeres neu entstandene Welt, oder, was uns das Wahrscheinlichste ist, beides zugleich seyn. Noch jetzt sind die häufigen, fast auf allen Inseln bemerkten, Erderschütterungen und die vielen, unaufhörlich Feuer speienden, Vulkane, ein Beweis von der fortwährenden Gährung der Erde, welche hier ihre Oberfläche in näherer Verbindung mit ihrem Inneren erhalten zu haben scheint, als es auf irgend einem Theil des festen Landes der Fall ist. Diese Inseln sind gleichsam der offene Schlund der Erde, durch welchen das innere Leben in ihrem Kern an der Schale hervorbricht, und den Organismus dieses Weltkörpers verräth. Daher denn auch die mannichfaltige, staunenswürdige Verschiedenheit der Formen, unter denen diese Gebirgsrücken hervortreten; daher auch wohl die Mannichfaltigkeit ihrer Bestandtheile selbst. Hier bilden in fast senkrechter Richtung scharf abgeschnittene Granitfelsen die jähen Ufer, und zeigen in

diesem Urgebirge gleichsam die stolzen unverwüstlichen Trümmer einer untergegangenen Schöpfung; dort erhebt sich majestätisch der räthselhafte Basalt in prismatischen Säulen und begränzt weit ausgedehnte Ufer mit seinen malerischen Formen; hier liegen Gebirge der zweiten Formation vielfach in einander geschoben, über einander gestürzt, und bedecken das Grab einer versunkenen Welt; dort hat sich eine oft erneuerte Lava über den ursprünglichen Boden ergossen, und über ihrer Verwitterung blüht unter diesem schönen Himmel schnell ein neues Paradies auf. Alles zeugt von einer gewaltigen Bewegung, wobei alle Theile durch einander gerüttelt wurden, und die Ruinen der Vorwelt jetzt neben der neuentstandenen Schöpfung sich erhalten haben. Dieses scheint uns der eigentliche Charakter der Inselwelt in dem südöstlichen Theil der Erde zu seyn.

Selbst in den Producten und nicht weniger in den Menschenstämmen zeigen sich Eigenthümlichkeiten, welche für die Verwandtschaft der Asiatischen Inseln mit den Australländern sprechen. Zwar finden wir in den ersten viele Pflanzen, welche die Flora von Hindustan aufweiset, aber die in den Tropikgegenden herrschenden Ostwinde machen es wahrscheinlicher, daß der Saame dieser Pflanzen von den Inseln aus nach dem festen Lande durch die Monsuns hinüber getragen wurde, als daß eine Wanderung in entgegengesetzter Richtung Statt fand. Dann zeigen mehrere dieser Pflanzen auf den Inseln sich noch in ihrer ersten vollen Kraft, während sie auf dem Continente, im zweiten Vaterlande, schon Etwas von dieser Kraft verloren zu haben scheinen, wie z. B. der Zimmet-, Campher- und Pfefferbaum. Endlich werden andere Pflanzen, wie die Gewürznelken, und der Brodfruchtbaum hier ausschließend gefunden. Ueberdies verdient es bemerkt zu werden, daß die Europäer nur die Küsten

der größeren Inseln Borneo, Sumatra und Celebes kennen, und daß im Innern derselben wahrscheinlich eine große Menge eigener Pflanzen entdeckt werden würden, die allein in der heißesten Zone gedeihen können.

Noch auffallender ist der Unterschied zwischen den Thieren Asiens und denen auf den Inseln; keine größere Gattung ist hier einheimisch; wenigstens ist es zweifelhaft, ob die Elephanten auf Sumatra und Borneo nicht erst von Asien aus dorthin verpflanzt worden sind. Ueberhaupt giebt es nur wenige Säugthiere. — Am wenigsten sind die ursprünglichen Bewohner der Inseln mit irgend einem asiatischen Stamme zu vergleichen. Fast überall, in Borneo, in den Molukken, wie auf Tahiti, findet man zweierlei von einander verschiedene Völkerschaften, die Malajen nämlich und eine wilde negerartige Rasse, die, auf der untersten Stufe der Kultur, wie scheues Wild, sich der Gemeinschaft mit den Fremden entzieht. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Malajen, einst eine mächtige seefahrende Nation von der Halbinsel Malakka aus, die asiatischen Inseln und selbst die Societäts- und Sandwicheilande bevölkert und die Ureinwohner unterjocht haben. Aber abgerechnet, daß die große Seemacht der Malajen eine Hypothese ist, welche, nach der Bauart ihrer Schiffe zu schließen, wenigstens dahin zu berichtigen ist, daß diese Nation sich auf Küstenfahrten einschränken mußte; wie kann man annehmen, daß sie, ohne Compas, gegen den Strich der Monsuns, die von Osten nach Westen wehen, sich von Westen nach Osten, von Insel zu Insel in diesem weiten, gefährlichen Meere würden fortgepflanzt haben? — Und die anderen Rassen, die Ureinwohner, welche auf Tahiti, Sumatra, Neu-Guinea, Neuholland und Madagaskar, in Gestalt und Sitte eine so auffallende Aehnlichkeit haben, daß man sie für ein Volk anzunehmen sich berechtiget hält, wie sind diese von Insel

zu Insel ohne Schiffarth gekommen? — Es scheint wenigstens eben so möglich, daß die Malajen erst von der Südsee aus nach Asien gewandert sind, als der umgekehrte Fall. Die negerartige Rasse aber wissen wir nicht anders zu erklären, als daß wir ein großes Südland annehmen, das sich vielleicht von Madagaskar aus bis zu den freundschaftlichen und andern Südsee-Inseln erstreckte, das nachher, in einer großen Erdrevolution, vom Meere verschlungen wurde, wo nur die Gipfel der Gebirge sich erhielten, und den übrig gebliebenen Menschen als Zufluchtsort dienten. Die Malajen waren vielleicht schon damals in dem großen Südlande als eine kriegerische Nation, etwa wie die Mogulen jetzt in China, verbreitet, und erlitten mit den Ureinwohnern ein gemeinschaftliches Schicksal. Doch dies sind historische Träume, die nichts beweisen, als daß wir in Ungewissenheit über die Geschichte dieser Gegenden sind. Sie werden hier auch nur angeführt, um die Thatsachen möglichst zu erklären, welche die Verwandtschaft der asiatischen Inseln mit den Südländern glaubwürdig machen.

Alle Inseln des großen Oceans, mit Einschluß der Südasiatischen, scheinen mannichfach verschlungene Bergketten zu seyn, deren Stamm wahrscheinlicher in Neuholland, als in einem der größeren, unter dem Aequator liegenden, Eilande zu suchen ist *). Zwar haben sich gegen die Annahme solcher Bergketten Zweifel erhoben, seitdem Seefahrer gefunden, daß oft in einer geringen Entfernung

*) Es ist auffallend, daß das wenigste feste Land unter dem Aequator angetroffen wird. Wie sich diese Thatsache mit der behaupteten größeren Dicke der Erde unter der Linie vereinigen lasse, wollen wir hier nicht untersuchen; wir bemerken nur, daß in neueren Zeiten gegen die Richtigkeit der bekannten Gradmessungen sehr gegründete Einwendungen gemacht worden sind.

von den höchsten Inseln das Meer eine unermeßliche Tiefe hat; daß also diese Inseln vielmehr isolirte Berge, als zusammenhängende Gebirgsreihen zu seyn scheinen. Allein es ist bekannt, daß neben den höchsten Bergen die tiefsten Thäler liegen; und dann: welche Tiefe kann das Senkblei ermessen? Ein Tau von 1500 Fuß Länge wiegt im Wasser schon das Loth fast auf und hindert es, gerade unter zu sinken. — Ein anderer Grund die Gebirgsketten zu bezweifeln, ist die Bemerkung gewesen, daß die Natur des Bodens zwischen den einzelnen Inselgruppen so auffallend verschieden ist. Aber ist auf dem festen Lande überall der Boden auf den zusammenhängenden Gebirgen sich gleich? Liegt nicht oft hier Granit und dort Kalk in den verschiedenen Höhen, ja selbst in gleicher Höhe in der Entfernung einiger Meilen am Tage? Und müssen wir nicht dort, wo, wenn ich mich so ausdrücken darf, vulkanische und neptunische Revolutionen sich durchkreuzten, auch in den Gebirgen selbst ein Gemisch, eine durch einander geworfene Masse von Ur- und Flößgebirgen vermuthen? Bis jetzt wenigstens widerspricht keine Erfahrung der Hypothese einer fortlaufenden Gebirgskette, welche, wie die Gebirge des festen Landes, gleich einem Gürtel, die Erde umschließt. Von dieser Kette können die asiatischen Inseln nicht ohne Willkür getrennt werden. Noch läßt sich freilich die Verflechtung und mannichfaltige Ausbeugung ihres höchsten Gebirgsrückens nicht nachweisen, da uns das Innere der großen Inseln unbekannt ist. Doch wissen wir, daß der Strich der Gebirge auf beinahe allen diesen Inseln von Norden oder Nord-West nach Süden oder Süd-Ost geht, daß sie also wahrscheinlich Parallelen mit den Afrikanischen und Americanischen Gebirgen bilden.

So verschieden demnach die Ansicht der einzelnen Inseln in diesem Welttheile bei der ersten flüchtigen Betrachtung scheinen mag, indem hier die Natur über einem, zu-

gleich vom ewigen Frühling umblühten und vom ewigen Herbst gesegneten Eden, — dort der Tod über nacktem Gestein, über wasser- und pflanzenlosen, ausgebrannten Wüsten, über einem ewigen Grabe der Welt thront; so verschieden, sage ich, auch der erste Anblick dieser, aus dem Meere hervorragenden Berggipfel seyn mag; so geben die häufigen, unaufhörlich feuerspeienden Vulkane, die fast auf allen Inseln, nicht selten in großer Anzahl, angetroffen werden, ihnen einen übereinstimmenden Charakter, der sich denn auch, in den verschiedenen Breitengraden der Einwirkung des Klima's folgend, in den Producten und selbst in den Menschenstämmen in seiner Abweichung von den Asiatischen und Americanischen Pflanzen und Thieren als eigenthümlich bewährt.

Es ist in einem geographischen Lesebuch, das nicht zur Erweiterung der Wissenschaft, sondern zu ihrer Verbreitung, nicht für den eigentlichen Gelehrten, sondern zu einer lehrreichen Unterhaltung für den wißbegierigen Liebhaber der Völkerkunde bestimmt ist, — es ist hier nicht der Ort, diese Andeutungen über die Mängel der bisherigen Eintheilung der Geographen, in Absicht auf die Gränzen zwischen Asien und Australien, weitläuftig auszuführen. Es ist hier eben so wenig der Ort, neue Eintheilungen in Vorschlag zu bringen. Wir begnügen uns, die streitige Frage berührt zu haben. Wer sich näher über die Gründe der verschiedenen Meinungen unterrichten will, den müssen wir auf die klassischen Werke der Herren Fleurieu *), Desbrosses **), und Dalrym-

*) Observations sur la division hydrographique du Globe, mit einer vortrefflichen Charte, im 4ten Bande von Marchand voyage autour du Monde. Paris, an VI.

**) Histoire des navigations aux terres australes. à Paris 1756. 2 vol. in 4. Uebersetzt von Adelung unter dem Titel: Vollständige Geschichte der Schiffahrten nach den Südländern.

ple *) verweisen. Auch Herrn von Zimmermann's neues treffliches Werk: Australien, gehört hierher, indem der gelehrte und scharfsinnige Verfasser die verschiedenen Eintheilungen kritisch prüft, und eine eigene Gränzlinie zu begründen sucht, welche die neuen mit den alten zu verbinden geeignet ist **).

Obgleich wir nun aus physischen Gründen gegen die Trennung der Asiatischen Inseln von Australien uns erklären, so finden wir uns doch veranlaßt, hier der alten Eintheilung zu folgen, da der Plan dieses Werkes auf dieselbe gegründet war, und es für unsern Zweck ziemlich gleichgültig ist, ob Sumatra, Java ꝛc. zu Asien oder Australien gezählt werden; genug, wenn unsere Leser mit den Merkwürdigkeiten jener Inseln in nähere Bekanntschaft gesetzt werden. Ueberhaupt ist jede systematische Classification nur ein Behelf der Schule und mehr oder weniger künstlich und gezwungen; daher, bei weiterem Vordringen in das Innere der Wissenschaft der Behelf entbehrlich, und die Natur und ihre Erde als ein großes unzertrennliches Ganze erkannt wird.

Die gewöhnlich noch zu Asien gezählten Inseln, mit deren Beschreibung wir uns hier beschäftigen, liegen zwi-

*) Dalrymple historical Collection of the several voyages, in the pacific Ocean. London, 1769.

**) Ferner verdienen hier nachgelesen zu werden: Gatterer's Abriß der Geographie. Göttingen, 1775. — Otto's Abriß der Naturgeschichte des Meeres. 1794. — Plant's Handbuch einer vollständigen Erdbeschreibung und Geschichte Polinesiens; fortgesetzt von Ehrmann und Heusinger. 1793—1799. — Géographie mathématique, physique et politique etc. par Mentelle et Malte-Brun. à Paris, 1803. Tom. XII. pag. 359 ff. — Forster's Bemerkungen über Gegenstände der physische n Erdbeschreibung. Berlin, 1783.

schen dem Indischen und großen Ocean oder dem fälschlich ehedem sogenannten stillen Meere, und sind von den älteren Seefahrern in drei Archipel getheilt worden. Wir verbinden hiermit, ihrer Nähe wegen, die Andamanischen und Nicobarischen Inseln.

Diese Archipele und die Namen der Inseln, aus welchen sie bestehen, sind bereits im ersten Bande dieses Werkes *) in der Einleitung Seite 46—48 angegeben worden; daher wir darauf verweisen und den Leser einladen, sich auf der Charte von Asien, die dem ersten Bande beigefügt ist, über ihre Lage im Allgemeinen zu orientiren. Wir beschließen diese Einleitung mit einem kurzen Ueberblick der Entdeckungsgeschichte der südasiatischen Inseln.

Den Griechen und Römern waren einige dieser Inseln wenigstens der Sage nach bekannt. Des Ptolemäus *Ιαβα διου* (Jaba div) ist wahrscheinlich Java **), und die Insolae maniolae jenseits der Sines, von denen er, wie von einer zweifelhaften Sache spricht, lassen auf eine dunkle Ueberlieferung des Daseyns der Philippinen schließen. Auch die Molukken waren den Alten, als das Vaterland der Gewürze nicht gänzlich unbekannt. Die Araber hatten bereits im neunten Jahrhundert n. C. ***) einige Kunde von den unzählbaren Inseln im Indischen Ocean, die man auf der Fahrt nach China in der Ferne erblickt. Bis zu den Europäern drangen indessen die Kenntnisse der Araber nicht vor. Marco Paolo war wohl der erste, der ihnen diesen Theil des Orients aufschloß.

*) Dem zehnten Bande der Länder- und Völkerkunde.

**) Danville hält die Jabadii insula für Sumatra.

***) S. Reise zweier Muhammedaner im neunten Jahrhundert im 31sten Bande der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek; die Insel Ramni, deren sie erwähnen, wird für Sumatra gehalten.

In seiner Reise in den Orient während der Jahre 1272 bis 1295, sagt er: „Indien ist voll von kleinen Inseln. Die Zahl derselben ist unglaublich und soll nach den Aussagen der Schiffer und Piloten sich auf 12,700 belaufen.“ Hier sind vielleicht die Malediven gemeint. Unter den 7,000 Inseln, die er in der Nachbarschaft von Zipangri (Japan) setzt, mögen die Lieukieuer oder auch die Philippinen verstanden seyn. Sein Klein-Java wird für Sumatra und Groß-Java für Borneo gehalten. Alle diese Nachrichten sind schwankend und ungewiß. Die nähere Kunde dieser Gegenden beginnt erst, nachdem der Muth der Portugiesen auf ihren Schiffen im Jahre 1497 den Weg um Afrika nach dem alten Lande wundervoller Schätze, nach Indien, gefunden hatte. In Indien erfuhren die Portugiesen, bald nach ihren ersten Besuchen, die Nähe der Inseln, deren köstliche Gewürze durch die Araber bis nach Europa gebracht worden waren, ohne daß man ihr Vaterland gekannt hatte. Selbst die Araber erhielten sie wahrscheinlich auf dem festen Lande nur aus der zweiten Hand. Die Portugiesen versäumten nicht, die eingesammelten Nachrichten zur Erweiterung ihrer Entdeckungen zu benutzen. Vielleicht wurden auch die Schiffer dieser Nation von den Winden, die, mit dem Duft der Spezereien geschwängert, sie in dem unbekannten Meere umwehten, angelockt, die glücklichen Gegenden aufzusuchen, von denen dieser Duft, wie ein Hauch aus einer bezauberten Welt ihnen entgegen kam. Sie folgten dem Reiz und entdeckten hier einen Archipel, dessen Inseln mit den herrlichsten Schätzen der Natur in unerschöpflicher Fülle prangten. Es war im Anfange des 16ten Jahrhunderts, als eine, von Albuquerque's Flotte detachirte, Eskadre im Jahre 1511. zuerst die Molukken besuchte, nachdem seine Landsleute bei dem Versuche, Malakka im Jahre 1509 zu erobern, den Weg nach Sumatra und Java gefunden hatten. Celebes soll be-

reits im Jahre 1515 entdeckt worden seyn, und sehr bald darauf auch Borneo, die größte Insel der alten Welt.

Für die Absichten der Portugiesen waren die Gewürzinseln oder Molukken die wichtigste Entdeckung. Diese gesegneten Eilande wurden bald für die Fundgruben anerkannt, aus denen der Ostindische Handel den größten Gewinn ziehen könne. Der Ruf ihrer Reichthümer drang nach Europa, und erregte bei andern Nationen die Begierde an diesen Schätzen Theil zu nehmen.

Der Papst Alexander VI. hatte 1493 die bekannte Demarcationslinie gezogen, welche alle neuentdeckten Länder im Westen den Spaniern, und jene in Osten den Portugiesen zuerkannte. Aber die Unfehlbarkeit des römischen Oberpriesters hatte ihn nicht gegen Unwissenheit in der Geographie geschützt, und er sah nicht voraus, daß, wenn die Spanier sich immer weiter gegen Abend und die Portugiesen immer mehr gegen Morgen ausbreiten würden, sie endlich einander begegnen und über die Rechtmäßigkeit des Besitzes der neuen Länder in Streit gerathen müßten. Dies geschah, als Magelhan, der erste Weltumsegler, von America aus, sich den Indischen Gewässern näherte und 1521 zuerst die Manillen oder die später sogenannten Philippinen entdeckte. Mit dieser Entdeckung beginnt die wichtigste Periode in der Schiffahrtskunde, denn Magelhans Reise setzte die Kugelgestalt der Erde und die Möglichkeit sie zu umschiffen, außer Zweifel. Die Portugiesen, erstaunt Europäische Schiffe durch das Südmeer nach Indien kommen zu sehen, fürchteten für den Besitz der Molukken, auf welche, so wie auf die Philippinen, die Spanier nun Anspruch machten. Zum Glück ließ sich der immer Geldarme Karl V. durch eine Million Thaler überreden, seine Rüstungen gegen die Molukken einzustellen, und die Entscheidung der gegenseitigen Ansprüche den Unterhandlungen zu überlassen. So

blieben die Portugiesen noch im Besitz der Molukken, bis sie ihnen von den Holländern entrissen wurden.

Spanier, Franzosen, Holländer und Engländer haben seitdem die Südasiatischen Inseln besucht, sich in verschiedenen Gegenden derselben niedergelassen und den Portugiesen den Alleinhandel entrissen. Bis auf die neuesten Zeiten sind aber die Spanier stets im Besitz der Philippinen, wie die Holländer in Besitz der Molukken oder Gewürzinseln geblieben. In den Sundainseln waren die Holländer bisher Herren von Java; auf Sumatra haben die Engländer große Factoreien und ein eigenes Gouvernement errichtet. Die Niederlassungen auf den andern Inseln werden wir bei der Beschreibung derselben anführen *).

I.

Andaman-Inseln **).

Die Andamaninseln liegen im Bengalischen Meerbusen und sind eine Fortsetzung des Archipels, der sich vom Cap Negrais, im Birmanischen Reiche, bis zum Cap Achin (Atschien), auf Sumatra, oder von 10° 32' bis

*) Ueber die Geschichte der Entdeckungen dieser Inseln ist nachzulesen: Sprengels Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen. Halle 1792.

**) Nach Symes Reise nach Ava, und Sonnerat voyage aux Indes orientales etc. nouvelle édition, revue par Mr. Sonnini. à Paris, 1806. Tom. III. pag. 134 ff.

zu 13° 40' nördlicher Breite und (auf unserer Charte) von 110° 30' — 112° östlicher Länge von Ferro erstreckt *). Eigentlich sind es nur zwei Inseln, Groß- und Klein-Andaman, die diesen Namen führen, und von denen Groß-Andaman die nördlichste ist; ihre Länge beträgt ungefähr 20 teutsche Meilen und ihre Breite 4 Meilen. Ein schmaler Seearm, der eine freie Durchfahrt in den Busen von Bengalen eröffnet, trennt sie von Klein-Andaman, welche Insel etwa 7 Meilen lang ist. Man kann aber die kleinen und großen Cocosinseln, so wie auch die Inseln Priparis gleichfalls hierher rechnen, welche zwischen Andaman und Cap Negris liegen. Die Cocosinseln sind klein, sumpfig, unbewohnt und leiden Mangel an süßem Wasser. Bei den Priparisinseln ist die Landung, wegen der Felsenriffe gefährlich; daher sie wenig bekannt sind.

Groß-Andaman ist, für die Sicherheit und Beherrschung des Handels im Bengalischen Meerbusen, von den Franzosen als eine wichtige Besitzung anerkannt worden. Im Jahre 1765 schrieb Herr Chevalier, Gouverneur von Chandernagor im Französischen Ostindien, ein Memoire **), worin er dem Gouvernement den Vorschlag machte, hier eine Niederlassung zu errichten, indem die vortrefflichen Häven der Insel, ihre Fruchtbarkeit und Lage, die Franzosen in den Stand setzen würden, der Schiffahrt in diesen Gewässern zu imponiren. Die Schläfrigkeit der vorigen Regierung aber erlaubte ihr

*) Nach Symes liegt dieser Archipel von 90° 6' bis zu 92° 59' östlicher Länge von Greenwich; dieß giebt 107° 40' bis 110° 33' von Ferro; demnach wäre die Lage des Archipels auf unserer Charte um 2° 50' zu weit östlich gezeichnet.

**) Dieses Memoire steht in Sonnerat's Reisen Tom. III, pag. 135. ff.

nicht, an die Ausführung dieses allerdings sehr nützlichen Projektes zu denken. Von Andaman aus können die Kreuzer alle Schiffe im Bengalischen Meerbusen beunruhigen, und finden, im Fall sie einer größeren Flotte begegnen, hier stets einen sichern Zufluchtsort.

Im Jahre 1791 errichteten die Engländer eine Colonie, die, wie es scheint, guten Fortgang hat. Der Hauptzweck dieser Niederlassung war, einen sichern Haven für die Kriegsschiffe während des Nordostmonsuns, und einen Verwahrungsort für Bengalische Verbrecher zu haben.

Die Insel ist reich an Holz; auch der zum Schiffsbau nützliche Teakbaum wächst hier im Ueberfluß, ingleichen der Banianenbaum (ficus religiosa), der Mandelbaum und der hohe Terpentinbaum; ferner der Penaigrobaum, welcher gutes Kienholz liefert, und der Eisenbaum (Mimusops elengi oder M. kauki) von außerordentlicher Höhe und so hart, daß er kaum von der Axt zu bezwingen ist; endlich das Rothholz, welches, wie der Mahagonybaum, zu schönen Tischlerwaaren verarbeitet werden kann.

Die einzigen vierfüßigen Thiere auf der Insel sind Schweine, Ratzen und das Ichneumon; die Iguana, aus dem Eidechsengeschlecht, ist dem Federvieh schädlich. Auch giebt es mehrere Arten von Schlangen und Scorpionen, deren Biß nicht tödtlich ist, wiewohl er Zuckungen verursacht.

Fische sind häufig; die besten derselben sind: Barben, Kabbeljaue, Glattrochen und Schollen; Austern findet man in geringer Menge. Die Küsten wimmeln von schönen Muscheln, Madreporen, Kauris *) und dergleichen.

*) Die kleinen Porzellanschnecken, die im Negerhandel statt Münze dienen; 500 Kauris und darüber gehen auf eine Rupie d. i. 1000 — 1 Thaler.

Herr Chevalier, der Groß-Andaman im Jahre 1765 umschiffte, glaubte an den Küsten vollkommen angebautes Land zu sehen *). Dies scheint, nach Symes Bericht zu schließen, nicht der Fall. Die englischen Colonisten müssen sich in dem verwilderten Boden erst mit der Axt in der Hand Bahn machen. Auch läßt der wilde Zustand der Bewohner keine Cultur des Bodens vermuthen.

Die rohen Neuseeländer und die halbthierischen Feuerländer hält Symes für cultivirt im Vergleich mit diesen Insulanern, deren Anzahl übrigens 2000 bis 2500 nicht übersteigt. Sie leben zerstreut an den Küsten im bemitleidenswerthen Zustand der Noth und Armuth. Ihre Hütten bestehen aus vier Pfählen, die oben zusammenlaufen und mit Zweigen durchflochten sind; statt der Thüre sieht man ein Loch, das eben groß genug ist, daß ein Mensch durchkriechen kann. Hausgeräthe haben sie fast gar nicht. Ihr Lager sind aufgehäufte Blätter und zur Bereitung ihrer Speise, die größten Theils aus Fischen besteht, brauchen sie nichts als Kohlen, auf welchen sie die Fische braten. Zur Abwechselung essen sie Eidechsen, Iguanas, Ratzen und Schlangen. Gemüse wissen sie nicht zu bereiten. Die Banianenfeige weichen sie in Wasserpfützen, und bereiten sich daraus einen Leckerbissen. In den Uferhöhlen und Felsenklüften der Insel nistet die Salangane, oder Schwalbe, von der die bekannten Indianischen Vogelnester herkommen, welche von den Gourmands in China theuer bezahlt, von dem ausgehungerten Volk auf Andaman aber unangerührt gelassen werden. Unglücklicher Weise wächst die Cocosnuß, die auf den benachbarten Inseln so häufig ist, hier gar nicht; und obgleich die Einwohner sie begierig verzehren, wenn die Europäer sie ihnen in den Weg wer-

*) „Les bords de la mer, dans la partie de l'ouest, sont parfaitement cultivés"; sagt er.

fen; so wissen sie sie doch nicht zu holen. — Ein Bogen von vier bis fünf Fuß Länge, dessen Sehne aus Holzfasern oder Bambussplittern besteht, und Rohrpfeile mit Fischgräten oder hartem Holz zugespitzt, machen ihre vorzüglichsten Waffen aus. Ueberdies tragen sie einen Speer von hartem Holz und scharf zugespitzt, nebst einem Schilde von Rinde, um sich gegen ihre Feinde zu vertheidigen; denn auch diese Elenden führen Krieg, obgleich ihre Armuth keine Vertheidigung eines Eigenthums nöthig zu machen scheint. Am häufigsten brauchen sie jedoch ihre Waffen gegen die Fische.

Die Andamanen sind selten über fünf Fuß hoch, haben dünne Glieder, hängende Bäuche, hohe Schultern und große Köpfe. Sie sind eine offenbare Negernrasse mit wolligtem Haar, platten Nasen und dicken Lippen, ihre Augen sind klein und roth, ihre Haut dunkelschwarz; ihre Physiognomie drückt ein schauderhaftes Gemisch von Hunger und Wildheit aus. Sie gehen ganz nackt, und vermeiden den Umgang mit den Europäern. Ihre Religion, so viel man davon weiß, besteht in der Verehrung der Sonne; den Mond halten sie für eine untergeordnete Macht, und die Geister der Wälder, des Wassers und der Berge für deren Unterbeamten. Den Geist der Stürme suchen sie durch wilde Chöre, die sie in kleinen Haufen oder auf den Felsen ertönen lassen, zu besänftigen und seine Wuth abzuwenden.

Die Sprache der Andamanen soll mit keiner Indischen Aehnlichkeit haben, aber weder rauh noch unangenehm seyn. Ihre Gesänge sind wild, aber melodisch, und ihre Gebärden beim Singen werden als im hohen Grade ausdrucksvoll geschildert.

Die Englische Colonie, welche sich hier niedergelassen hat, bestand, während der Anwesenheit des Major Symes, aus 700 Mann, eine Compagnie Seapoys, zur Be-

wachung der Gefangenen, miteingerechnet. Die erste Niederlassung der Engländer wurde 1791 am südlichen Ende der Insel gegründet; aber zwei Jahre später auf des Admiral Cornwallis Rath weiter nach Norden verlegt, in einer kleinen, zwei Englische Meilen langen und eine halbe Meile breiten Insel, Chathamsinsel, die im Haven, Port Cornwallis liegt. Die Lage dieses Havens soll höchst reizend seyn; von allen Seiten vom Lande eingeschlossen, sieht man bloß einen kleinen Streifen von der See, die mit Inseln wie besäet, und von hohen, mit dichten Wäldern bekleideten Bergen begränzt ist. Die Sicherheit in diesem Haven, und seine Lage am Eingange in den Bengalischen Meerbusen geben diesem Etablissement einen hohen Werth in Rücksicht der andern Besitzungen der Engländer.

II.

Die Nicobarischen Inseln.

Diese Inseln gehören mit den vorigen zu einem Archipel; sie liegen südöstlich von Andaman, und nordwestlich von Sumatra. Unter den Canälen, welche die einzelnen Inselgruppen durchschneiden, sind der Sombrere-Canal und der St. George's-Canal die vorzüglichsten. Der erste trennt die Insel Catchoute von Klein-Nicobar, der zweite scheidet die beiden Nicobaren, unter denen die südlichste die größte ist. — Die nördlichste Insel heißt Carnicobar. Unter den andern Inseln sind Nankawri, Sombreiro oder Pembou, Komorte und Trinkutte die merkwürdigsten.

Groß-Nicobar *) ist ungefähr sechs teutsche Meilen lang, und zwei bis drei Meilen breit. Die südliche Küste ist hoch und mit steilen Felsen umgeben; an den andern Küsten ist die Insel niedrig, eben, fruchtbar, gut bewässert, und mit trefflichem Holz bewachsen. Cocospalmen umkränzen die Baien und bilden la(?)ende Ufer. Ein anderer Fruchtbaum wird von den Eingebornen Melori genannt; seine Frucht ist so groß als jene des Brodfruchtbaumes, hat einige Aehnlichkeit mit unsern Aepfeln und ist nebst Fischen die vorzüglichste Nahrung der Nicobaren. Die Einwohner sind groß, wohlgewachsen, und haben eine angenehme Gesichtsbildung; ihre Hautfarbe ist kupferfarbig. Ihre Kleidung besteht nur aus einem Gürtel, dessen Enden zwischen den Schenkeln herabhängen. Die Weiber tragen einen Rock, der bis an das Knie reicht. In ihrer Sprache bemerkt man einige malajische Worte; doch scheint sie viel Eigenes zu haben. Sie haben weder Tempel, noch Götzenbilder, noch sonst einen Gottesdienst; sie erkennen auch kein Oberhaupt an, sondern leben in der vollkommensten Gleichheit. Ein Mönch, der sich eine Zeitlang unter ihnen aufhielt, versichert, daß die Nicobaren gute, friedliche, rechtliche Menschen wären. Sehr mit Unrecht hat man sie ehedem für Anthropophagen gehalten **). Sie leben in einfachen Hütten. Die Vielweiberei ist ihnen unbekannt.

Carnicobar ***), die nördlichste dieser Inseln, ist niedrig und beinahe rund. Aus der Entfernung angesehen, scheint

*) Nach Dampier, dessen Reise sich im 4ten Bande der Collection abrégée des voyages anciens et modernes etc. à Paris 1808 findet. Dampier besuchte im Jahre 1688 diese Insel.

**) Ein schwedischer Reisender im 17ten Jahrhundert, Koeping, will auf den Nicobaren auch geschwänzte Menschen gefunden haben. Linnee beruft sich auf ihn zur Bestätigung seines homo lar.

***) S. Malte-Bruns Geographie.

sie ganz mit Bäumen bedeckt; wenn man ihr aber näher kommt, so bemerkt man mehrere offene, ungemein freundliche Gegenden. Der Boden ist im Ganzen sumpfig und besteht aus einem schwarzen Lehm. Bei der geringsten Sorgfalt bringt er fast alle tropischen Früchte im Ueberfluß hervor, als Ananas, Bananenpisang (Musa sapientum) Arekanüsse rc. Im Uebrigen kommen die Pflanzen und Thiere mit denen der Andamaninseln überein. Doch ist die Cocosnuß hier häufig und dient selbst als Handelsartikel, den die Einwohner den Schiffern, welche hier anlanden, gegen Tücher und andere Zeuge vertauschen. Die Einwohner sind klein, aber wohlgewachsen, sehr lebhaft und behende, kupferfarbig und in ihren Zügen den Malajen ähnlich, nämlich sehr häßlich; besonders haben die Weiber ein widerliches Ansehen. Die Männer tragen kurze Haare; die Weiber scheeren sich den Kopf kahl. Beide Geschlechter tragen schwere Muscheln in den Ohren, wodurch das Läppchen herabgezogen und die Oeffnung außerordentlich groß wird. Ihre übrige einfache Kleidung ist wie auf Groß-Nicobar. Die Eingebornen sind gutmüthig und fröhlich, und unterhalten sich gern mit Fremden. Sie lassen sich gern von den Europäern zur Tafel laden, und beeifern sich dann ihren Gästen Ehre zu machen, indem sie ungeheuren Appetit zeigen. Sie setzen keinen großen Werth in den Wein, desto mehr ist der Arrak ihrem Geschmack angemessen. Sie lieben den Tanz und fröhliche Feste, die den größten Theil ihrer Zeit ausfüllen, indem sie von der Arbeit keine großen Freunde sind, und die Zeuge, die sie zu ihrer Kleidung brauchen, nicht selbst verfertigen. Geld wird hier bloß als Schmuck für die Frauen geachtet, welche den Hals bisweilen mit an einander gereihten Piastern zieren. Diese Insulaner scheinen nichts von Diebereien zu wissen; ein Umstand, der bei einem Volke, das in vollkommener Gleichheit ohne Herren lebt, merkwürdig ist. Auch hier herrscht keine Vielweiberei, und der Ehebruch wird als ein

Verbrechen hart gestraft; denn man schneidet dem Verbrecher einen Theil des gesündigten Gliedes ab, und zwar um so mehr, je größer seine Schuld ist. Dies zeigt eine Art von Gerichtsbarkeit, welche mit der vollkommenen Gleichheit in einigem Widerspruch zu stehen scheint. — Die Engländer sollen gegenwärtig ein Etablissement auf Carnicobar errichtet haben.

Man glaubt, daß die Nicobarischen Inseln von Pegu aus bevölkert worden sind, und will auch eine große Aehnlichkeit der Peguanischen Sprache mit der Nicobarischen bemerkt haben. Uebrigens sind diese Inseln so oft von den Seefahrern besucht worden, daß die Einwohner fast Alle das verdorbene Portugiesische verstehen, welches beinahe in ganz Indien gesprochen wird.

Die Asiatische Compagnie von Kopenhagen hat im Jahre 1756 von diesen Inseln Besitz genommen, und seit dieser Zeit ist die Dänische Flagge dort aufgepflanzt worden. Die Dänische Colonie aber, die sich dort niederließ, ist, wegen der Ungesundheit des Klima's, zu Grunde gegangen. Nur auf Nankawri haben sich einige herrenhutische Missionäre erhalten. — Auch eine Nation, deren Namen selten in fernen Welttheilen genannt wird, die Oesterreichische *), wollte hier eine Colonie anlegen, die sich bereits der Insel Sombreiro bemächtigt hatte; als aber das Dänische Gouvernement von Tranquebar sich anschickte, diese neuen Gäste fortzujagen, hatte der Tod der Oesterreichischen Colonisten ihnen bereits diese Mühe erspart.

*) Wahrscheinlich die Oesterreichischen Niederländer.

III.
Die Sunda-Inseln.

A. Sumatra *).

I.
Allgemeine Ansicht. Lage. Größe. Naturbeschaffenheit. Klima.

Die Insel Sumatra liegt im Süd-Westen und Süden der Halbinsel Malakka, zu beiden Seiten des Aequators, der fast mitten durch die Insel geht; denn sie erstreckt sich von 7° N. Br. bis zu 6° S. Br. in der Richtung von Nordwest nach Südost. Sie ist gegen 200 teutsche Meilen lang und 45 bis 65 teutsche Meilen breit. Ihr Flächeninhalt kann auf 5000 Quadr. M. angenommen werden. Durch die Meerenge oder Straße von Malakka wird sie von Asien getrennt. Eine unzählige Menge kleiner Inseln in dieser Straße, machen einen ehemaligen Zusammenhang mit dem festen Lande wahrscheinlich. Weiter gegen Südost, nach Borneo zu, liegen die größeren Inseln Banca und Billiton, und mehrere kleine Eilande und Felsenriffe. An der Westküste erstreckt sich

*) Nach Marsden history of Sumatra, London 1783. in 4. im Auszuge übersetzt im 3. Theil der Forster-Sprengel'schen Beiträge, Leipzig, 1783. — Eschelkrons Beschreibung von Sumatra. Hamburg, 1781. — Karl Miller's Nachrichten von Sumatra, aus dem 68sten Bande der philosophischen Transactionen. Forrest's Beschreibung des Reiches Atschien auf der Insel Sumatra — und Andern.

in paralleler Richtung mit Sumatra, ein anderer Archipel, dessen größte Inseln, Verkens- oder Schweine-Insel, Nias, Minteon, Good Fortuyn, Bergh, und Nassau- oder Poggi-Insel genannt werden. In der Nähe der letzten liegen die Cocosinseln, welche von jenen bei den Andaman-Inseln unterschieden werden müssen. Endlich liegen in der Sunda-Straße, welche Sumatra von Java scheidet, ebenfalls mehrere kleine Inseln, unter denen die sogenannten Tausend-Inseln nicht mit Unrecht diesen Namen führen.

Sumatra ist reich an Baien und Häven, vorzüglich an der Ostküste, die jedoch, wegen der beschwerlichen und durch Stürme gefährlichen Fahrt, lange nicht besucht wurden; die gefährlichste Stelle ist in der Straße von Banca. Auf der Westküste findet sich die berühmte Bai Tappanooly, 1° 30′ N. Br., welche, in Absicht auf ihre natürlichen Vorzüge, wenige ihres Gleichen in der Welt haben soll, indem sie einen gegen alle Stürme gesicherten Haven bildet, der groß genug ist, alle Flotten von Europa aufzunehmen; ferner die Bai von Benkulen.

Eine Gebirgskette zieht sich durch die ganze Länge der Insel, doch näher der Westküste als gegen Osten, wo die Abdachung stärker, und der Boden sumpfiger ist. Das Hauptgebirge wird von andern Ketten eines Mittelgebirges umgeben. Der höchste Berg ist der Ophir, welcher Name von Europäern neugeschaffen ist, und daher nicht bis zu den Salomonischen Zeiten zurückdatirt werden muß; sein Gipfel ist 13,842 Englische Fuß über der Meeresfläche erhaben.

Es giebt hier mehrere Vulkane, unter denen der von Ayer Raja eine Höhe von 1377 Fuß hat.

Zwischen den Abhängen der Mittelgebirge liegen einige

Seen, welche ihre Gewässer im prachtvollen Cascaden jäh in die Tiefe stürzen.

An der Westküste gibt es mehrere Küstenflüsse, einer der größern Flüsse in dieser Gegend ist der Sinkelfluß. An der Ostseite ist der Battoo-Bara der größte schiffbare Fluß im Lande der Battas, und ergießt sich in die Meerenge Malakka; der Rankan, Andragiri, und der Palimban, unfern der Straße Banca, bilden bei ihrem Ausfluß die drei größten Baien der Insel.

Das Klima ist für die Europäer nicht viel weniger gefährlich, als das zu Batavia auf Java. Doch ist die Hitze weniger groß, als man es auf einer Insel unter dem Aequator erwarten sollte. Der Thermometer steigt selten über 24 Grad Reaumur, während er in Bengalen wohl 31 Grad erreicht. Die Bergbewohner sind bisweilen genöthiget, sich in den kühlen Morgen am Feuer zu erwärmen. Doch sind Eiß, Schnee und Hagel unbekannte Dinge in Sumatra; desto häufiger sind die Gewitter, besonders während den Nordwest-Monsuns. In den Gebirgen sieht man fast an jedem Einwohner einen Kropf, der für eine Folge der nebligten Luft in den Thälern gehalten wird. In diesen Thälern erscheint nämlich mit Sonnenuntergang ein so dichter Nebel, daß sich seine Umrisse sogar ganz in der Nähe bestimmen lassen. Man nennt ihn dort Caboot. Gewöhnlich dauert es bis gegen Mittag, ehe ihn die Sonne ganz zertheilt. Das Jahr theilt sich in die trocknen und regnigen Monsuns. Der trockene oder Südost-Monsun fängt im Mai an und endigt im September; der regnigte oder Nordwest-Monsun fängt im December an und endet im März; in den Zwischenzeiten ist die Witterung veränderlich. An der Westküste weht der Seewind von zehn Uhr des Morgens bis gegen sechs Uhr Abends; dann löst ihn während der Nacht der Landwind ab.

Das Land hat, vorzüglich in dem südlichen, breiten Theil, das Ansehen eines undurchdringlichen Waldes. Diese Wälder, welche die Nebel lange anhalten, tragen viel zur Mäßigung der Temperatur bei, befördern aber auch die Schädlichkeit des Klima's. Da in diesen waldigen Gegenden die Fruchtbarkeit sehr groß ist, so sehen es die Einwohner nicht gerne, wenn die Fremden an Ausrottung des Holzes arbeiten. Die Einwohner selbst, wenn sie einen Waldbezirk bearbeiten wollen, fällen die Bäume nicht an der Wurzel, sondern ziemlich hoch am Stamme, und verbrennen dann den Rest. Durch die Asche wird der Boden gedüngt und trägt reichliche Frucht. Er wird aber selten mehr als einmal bepflanzt, sondern bald wieder verlassen, wo er sich dann schnell mit Gras bedeckt, das schon einen Monat nach der Erndte hoch genug wird, um einen Tiger völlig zu verbergen. Dieser der Verwilderung preißgegebene Boden wird dann wieder zu Wald; und so trägt hier die Cultur wenig zur Veränderung des Klima's bei! Es ist indessen keinem Zweifel unterworfen, daß durch die Kunst die Nebel und ihr Einfluß auf die Gesundheit vermindert werden können. Auch haben die Europäer, die sich hier seit der Entdeckung der Insel niederließen, mehr Mannschaft durch die vielen Kriege mit dem einheimischen Fürsten, als durch Krankheiten verloren. Die Colonien der Portugiesen und Engländer sind mehrmalen bis auf den letzten Mann niedergehauen worden; denn es leben hier kriegerische Völker, welche muthig und kraftvoll ihre Unabhängigkeit gegen die kaufmännischen Tyrannen vertheidigten, und es dem Geiz erschwerten sich, auf Kosten ihres Blutes und Schweißes, schnell zu bereichern. Die häufigen Kriege auf Sumatra sind selbst ein Beweis, daß das Klima nicht erschlaffend auf die Organisation des Menschen wirken kann. Wirklich finden wir auch in der industriösen und geistigen Ausbildung dieser Insulaner soviel Derbheit und Kraft, daß wir darin einen neuen Beweis des

alten Satzes finden; der Mensch könne in jedem Himmelsstrich seine Anlagen entwickeln, und die Dalekarlier, wie die Malajen unter der Linie sind gleich berufen zu jeder Stärke des Geistes und Körpers. Ueberall ist mehr in der gesellschaftlichen Verfassung, als im Klima die Schuld der Trägheit, Verworfenheit und Wildheit zu suchen, so wie der Grund einer harmonischen, vernunftgemäßen Ausbildung unserer Anlagen. Freilich scheint den wärmeren Zonen der Despotismus eigen zu seyn. Aber auch den Norden hat Tyrannen erzeugt, die keinem Asiatischen Despoten an Grausamkeit nachstanden; und wer will entscheiden, ob Spanier und Portugiesen oder Peruaner und Indier größere Greuelthaten in America und Asien begangen haben? Der Himmel und der Boden sind daran unschuldig; überall waren es die Menschen und unter ihnen die Herrscher, welche hier Geist, Kraft, Vernunft und Gerechtigkeit, dort Dummheit, Sklaverei, Wahn und Laster des Volkes erzeugten. Worin der Grund liegt, daß ein Land durch weise Regenten gesegnet, ein anderes durch Blödsinnige oder Wüthrige in den Fluch der Verächtlichkeit gestürzt wurde, wer will es untersuchen?

2.

Geschichte.

Die ganze Insel stand ehedem unter einem Fürsten, den die Reisenden gewöhnlich den Kaiser von Menangcabo nennen. Diese Benennung ist nicht unschicklich, indem dieser Monarch, gerade wie die ehemaligen teutschen Kaiser, das Haupt eines Heeres mächtiger Vasallen war, und außer stolzen Titeln wenig Macht besaß. Denn die

Fürsten, seine erblichen Reichsbeamten, strebten alle nach Unabhängigkeit, und erhoben sich nach und nach auch zu souverainen Königen, obgleich sie noch lange den Kaiser als ihren obersten Lehnsherrn erkannten, unter sich aber und gegen ihn selbst Krieg führten — unbeschadet der Förmlichkeiten, die sie bei Annahme seiner Befehle, gleich gehorsamen Lehnsträgern beobachteten, um nachher zu thun, was ihnen gut dünkte. Eine auffallende Aehnlichkeit mit der Geschichte unsers Vaterlandes! Merkwürdig ist es, daß der Kaiser und seine erbländischen Unterthanen Muhammedaner sind, während die Battas und einige andere unabhängige Völkerschaften auf Sumatra ihren alten heidnischen Glauben beibehalten haben. Es scheint, daß das große Reich Menangcabo bereits in Verfall war, und schon die Selbstständigkeit dieser Völkerschaften anerkannt hatte, als es erst den Islam annahm. Mit dieser Religionsveränderung begann für die Geistescultur der Unterthanen des Kaisers ein hellerer Tag, während die Einwohner der andern Fürstenthümer die alte Finsterniß unter sich erhielten. Dies giebt der Geschichte von Sumatra einen der teutschen entgegengesetzten Gang; dort wurde die Geistescultur von den Kaisern beschützt, bei uns als Majestätsverbrechen verfolgt und bestraft. — Alle Königreiche auf Sumatra, wo der Islam herrscht, sind wahrscheinlich spätern Ursprungs, als seit der Einführung der Muhammedanischen Religion. Seitdem sich die Könige von Achin, Indrapura, Mocomoco, Palembang und Jambi (Dschambih) zu mächtigen Herrschern erhoben haben, ist das Reich Menangcabo bloß auf einen Theil des Innern der Insel eingeschränkt und besitzt an den Küsten nur noch einige Häven. Die Einwohner von Sumatra glauben, daß Menangcabo schon in den ältesten Zeiten geblüht habe; es fehlt ihnen indessen an Jahrbüchern und andern historischen Denkmalen, aus denen man ihre ält[illegible] kennen lernen könnte. Nur die Ver-

schiedenheit der hiesigen Völkerschaften, ihre Sitte, Sprache und Gestalt können uns hier einigen Aufschluß geben. Wir finden nämlich hier zweierlei Arten von Malajen und einige wilde Negervölker, welche von jenen in das Innere der Gebirge zurückgedrängt sind. Die Negervölker sind wahrscheinlich die ältesten Einwohner der Insel, und dieselbe Rasse, die in Madagaskar, Neuguinea und andern Inseln des großen Oceans gefunden wird. Eine andere Völkerschaft sind Malajen, wie ihre Sprache zeigt, aber früher eingewandert als die Malajen Cultur und den Koran annahmen; sie sind Heiden und Ein Volk mit den Tagalos und Pampangos auf Manilla, den Alfuhris oder Hamfuris auf den Molukken, den Bisayns auf den kleinen Philippinen, den Maruts und Idahans auf Borneo und den gelblichen Einwohnern der Ladronen, Carolinen, den freundlichen und andern Südseeinseln. Auf Sumatra haben sich diese ersten Malajischen Ankömmlinge in verschiedene, von einander unabhängige, Völkerschaften getrennt, davon die Battas, Reangs und Lampoons die zahlreichsten und bekanntesten sind.

Die Muhammedanischen Malajen auf Sumatra halten einige Reisende für eine, später von der Halbinsel Malakka eingewanderte Colonie, die hier als Eroberer das große Reich Menangcabo stifteten. Diese spätere Einwanderung ist uns um deswillen nicht wahrscheinlich, weil die Battas noch immer eine gewisse, zum Theil abergläubische Ehrfurcht für den Kaiser hegen, obgleich sie seiner Herrschaft nicht mehr unterworfen sind. Wären die Muhammedaner als Eroberer nach Sumatra gekommen, so würden sie von den älteren Einwohnern gehaßt worden seyn, und selbst wenn diese sich später von dem fremden Joche wieder befreit hätten, würde dieser Haß nur um so lebhafter wieder hervorgebrochen seyn. Da wir das Gegen-

theil bemerken, so halten wir es mit Herrn **Marsden** nicht für unwahrscheinlich, anzunehmen, daß das Reich **Menangcabo** schon vor der Einführung des **Islam** in **Sumatra** blühte, daß die **Battas** schon damals von unruhigen herrschsüchtigen Vasallen von dem großen Reiche losgerissen waren, und, wie dies in Feudalstaaten gewöhnlich der Fall ist, dessen ungeachtet eine gewisse Achtung für das Haupt der Nation sich erhielt.

Wir werden in der Folge diese verschiedenen Völkerschaften, in Rücksicht ihrer Sitten und Verfassung noch näher kennen lernen, und bemerken hier nur noch, daß unter den verschiedenen Königreichen die Geschichte von **Achin** am meisten, und jene von **Menangcabo** am wenigsten bekannt ist. Gleichwohl verdienen gerade die Könige von **Achin** keinesweges diese Auszeichnung, denn sie waren, mit wenigen Ausnahmen, blutdürstige Tyrannen, denen es wenig Ueberwindung kostete, ihre nächsten Verwandten, Bruder und Schwester, Mutter und Vater zu ermorden. **Baulieu** *) erzählt, unter welchen Umständen eine neue Dynastie auf den Thron von **Achin** erhoben wurde, welche Geschichte wir hier in der Kürze anzeigen wollen, da sich in ihr das Muster eines Achinischen Königs ausspricht.

Die Großen des Reichs, **Orancays** **) genannt, waren mächtig geworden, hatten aus ihren Häusern Festungen gemacht, solche mit Canonen besetzt, und versagten dem Könige, so oft sie wollten, den Gehorsam. Als

*) Mémoires du voyage aux Indes orientales du général Baulieu, im zweiten Theil der Relation de divers voyages curieux etc. par Melchisedech Thévenot. à Paris 1664 in Folio.

) **Kämpfer sagt, **Orangcay**, oder wie er schreibt **Ouangkey**, bedeute in der malajischen Sprache so viel als ein Forstmeister.

die alte Dynastie, etwa im Jahr 1580 n. C. ausstarb, versammelten sich die Orancay's, um einen neuen König aus ihrer Mitte zu wählen. Bei den vielen Kronprätendenten wurde das Wahlgeschäfte schwierig und langwierig; sie vereinigten sich endlich dahin, einen alten Mann von siebzig Jahren, der in dem Rufe eines Weisen stand und sich während der Unruhen des Zwischenreichs durchaus ruhig verhalten hatte, zum Könige zu wählen. Der Greis schlug aber zwei Mal die ihm angetragene Würde aus, und erst als die Abgeordneten zum dritten Mal ihm erklärten, daß er nur zwischen der Krone oder dem Tode zu wählen hätte, ließ er sich überreden den Thron zu besteigen. Er ordnete hierauf glänzende Feste an, wozu alle Orancay's eingeladen wurden. Diese zogen unter großem Gedränge und Jauchzen des Volkes in feierlicher Prozession nach dem königlichen Pallast, wo sie mit Musik und Freudengeschrei empfangen wurden; sobald sie aber in die inneren Zimmer einer nach dem andern eintraten, wurden sie ergriffen, durch eine andere Thüre in einen verschlossenen Hof geführt, erwürgt und in eine Grube geworfen. Auf solche Art befreite sich der neue Monarch von diesen ewigen Feinden des königlichen Ansehens. Ihre befestigten Häuser wurden geschleift und ein Edict herausgegeben, welches die Bauart der Wohnungen der neuen Orangcay's, die der König aus seinen Anhängern ernannte, festsetzte. — Dieser König, der 95 Jahre alt wurde, soll, zur Befestigung seiner Gewalt, in den ersten Jahren seiner Regierung an zwanzig tausend Menschen haben ermorden lassen.

Die Europäer haben sich zu verschiedenen Zeiten auf Sumatra niedergelassen. Die Portugiesen, welche die ersten Factoreien hier stifteten, führten mit den Königen von Achin lange und blutige Kriege, deren Geschichte uns noch aufbehalten ist. Die Engländer sie-

hen schon seit den Zeiten der Königin Elisabeth mit Sumatra in Verbindung. Auch ihre Niederlassungen haben abwechselnde Schicksale erfahren. Gegenwärtig haben sie hier eine eigene Präsidentschaft in Benkulen, deren Hauptsitz das Fort Marlborough ist. — Die Holländer hatten ihre vorzüglichsten Etablissements auf der Ostküste der Insel. Das neueste Schicksal ihrer dortigen Colonieen ist nicht bekannt.

3.

Producte. Industrie. Handel.

Das Pflanzenreich auf Sumatra ist reich an allen köstlichen Gewächsen der wärmeren Zonen. Der Reiß ist auch hier das Hauptnahrungsmittel, und auf seinen Anbau schränkt sich größten Theils der Ackerbau ein; doch wird nicht genug Reiß erzeugt, um das Volk zu ernähren, daher sich in einigen Gegenden die ärmere Classe mit Mais begnügen muß und nur die Vornehmen gewöhnlich Reiß essen können. In der Gegend von Natal aber soll der Reiß sich wohl achtzigmal und in Soosoe sogar hundertfältig vermehren. Außerdem findet man hier alle Früchte, die zwischen den Wendezirkeln wachsen, im Ueberfluß, vornämlich Mangustanen, deren Frucht die Süßigkeit der Traube mit dem Wohlgeschmack der Himbeeren vereinet; Rambustanen, Mangos, Jocks, Durions, Ananas, Zitronen und Orangen, Cocosnüsse, Sago und eine gemeine Art von Brodfrucht. Von den Gemüsen giebt es mehrere Arten, unter andern Bredy, eine Art Spinat, Lobuks, eine Art spanischer Radiese, die rothe und weiße Alumwurzel, und die Helena-Gattung, welche Clody ge-

nannt wird; viele Gattungen Bohnen und eine Art kleiner Zwiebeln. Die Landesproducte, die vorzüglich des Handels wegen wichtig sind, sind Kampher und zwar der beste, vom ächten Kampherbaum, der aber nicht nach Europa kommt, sondern nach China *) und Japan mit großem Vortheil verführt wird, Benzoe, Cassia, Baumwolle, Seidenbaumwolle (bombax ceida), vorzüglich aber Pfeffer, der nebst dem Campher der wichtigste Handelsartikel ist. — Das innere Land ist überdieß mit Wäldern von zum Theil noch unbeschriebenen Bäumen bedeckt.

Die Fauna von Sumatra ist arm, wie fast in allen Inseln Australiens, doch findet man hier noch Elephanten. Besonders ist die Classe der Säugethiere beschränkt; kleine Pferde, mehrere Affenarten, zwei oder drei Arten von Tigerkatzen, der Königstiger, Nasehörner, Hirsche, Büffelochsen **), Elephanten, Marder, Stachelschweine, und die kleinen Schweinehirsche machen fast das ganze Register der Säugethiere aus. Unter den Vögeln zeichnet sich der Argus oder Fasan von Sumatra durch seine Schönheit aus. Die indianischen Hühner finden sich auch hier, und zwar giebt es in dem südlichen Theil der Insel eine Art derselben, die außerordentlich hoch ist. Die Ardea argala oder die größte bekannte Reiherart hat Sumatra mit Bengalen und dem mittäglichen Afrika gemein. Der Engang oder Rhinocerosvogel trägt eine

*) Die Chinesen bezahlen den Campher von Sumatra wohl mit 300 Pfund Sterling für den Centner und verkaufen ihn dann wieder an die Europäer um den vierten Theil des Preises. Vermuthlich dient er zur Verbesserung ihres einheimischen Camphers. Dieser chinesische Campherhandel hat etwas Räthselhaftes. S. Millers Nachrichten von Sumatra in Sprengel's Beiträgen. I. Th. S. 17.

**) Die Büffel von Sumatra sollen so faul wie der Esel, und so schmutzig wie das Schwein seyn.

Art Horn auf seinem Schnabel. Auch die Schwalben, deren Nest den bekannten Leckerbissen giebt, sieht man hier, wie überhaupt auf allen Sunda-Inseln.

In den Flüssen findet man Crocodille und alle Gattungen Fische im Ueberflusse; man bedient sich hier, wie in Otahiti, einer betäubenden Pflanze, um die Fische zu fangen.

Die Gebirge der Insel verschließen wahrscheinlich mehrere Metalle. Bekannt sind aber nur Eisen und Gold, wovon letzteres, beso ders im Reiche Menangcabno, einen ansehnlichen Handelsartikel abgiebt.

Die Malajen von Sumatra sind in den nützlichen Künsten nicht unerfahren; sie weben einige gute Zeuche, und obgleich sie mehrere Eisenwaaren von den Europäern einhandeln, so verstehen sie doch selbst das Eisen zu verarbeiten. Vorzüglich sind sie geschickte Goldschmiede. Der wichtigste Zweig ihrer Industrie ist der Schiffsbau, der indessen ehedem wahrscheinlich beträchtlicher war, und wovon die Flotten, die bisweilen 500 Seegel stark den Portugiesen entgegengiengen, ein Beweis sind.

Der Handel hat bereits in früheren Jahrhunderten mehrere Asiatische Nationen hieher gelockt und nach der allgemeinen Annahme sind die Malajen selbst durch denselben, und um Seeräuberei zu treiben, nach Sumatra gekommen. Mit Indischen, Chinesischen und Europäischen Waaren werden bedeutende Geschäfte gemacht. Die Muhammedanischen Einwohner kennen die Münzen, und mehrere Könige lassen selbst welche prägen. Die Battas aber wissen nichts von Geld und handeln nur durch Tausch. Die Indischen Maaße und Gewichte sind größten Theils auf der Insel bekannt.

4.

Einwohner, Charakter. Sitten. Sprache. Verfassung. Religion.

Wir haben bereits bei dem Ueberblick der Geschichte die Namen der verschiedenen Völkerschaften aufgeführt, und wollen hier nur noch, so viel es der beschränkte Raum verstattet, sie einzeln zu charakterisiren versuchen.

Die Battas bewohnen den an der Westküste gelegenen Theil von Sumatra, der nördlich von Achin und dem großen Flusse Sinkel, und südlich von Passuman begränzt wird. Das Land ist volkreich; der größte Theil der Einwohner wohnt aber in einiger Entfernung von der See mitten im Lande, in einem fruchtbaren Erdstrich. Der Grad der Cultur ist hier größer, als in den südlichen, mit Wäldern bedeckten Gegenden. Das Land ist in Districte, und diese sind in Stämme vertheilt. Die Battas sind kleiner von Gestalt, als die Muhammedanischen Malajen. Ihre Kleidung besteht aus einer Gattung baumwollnem Zeuch, welches sie selbst verfertigen. Die Bedeckung des Kopfes ist gewöhnlich aus Baumrinde. Die Mädchen tragen Ringe von Blech in den Ohren, und zwar in so großer Menge, daß sie zuweilen funfzig in jedem Ohr haben. Die Nahrung besteht aus Reiß und Mais. Bei Festen schlachten sie Vieh, sind aber so wenig ekel, daß sie auch wohl todtes Vieh, das sie auf dem Wege antreffen, verzehren. In den Flüssen haben sie wenig Fische, wegen der vielen Wasserfälle und des schnellen Laufs der Flüsse. Pferdefleisch halten sie für eine leckere Speise; daher auch bei ihnen die Pferdezucht am stärksten getrieben wird. Ihre Häuser stehen auf hölzernen Pfählen sechs bis acht Fuß hoch, welche oben breit und unten zugespitzt sind. Sie sind von Balken und Brettern zusammen gesetzt, und bestehen gewöhnlich nur aus einem

großen Gemach, in welches man vermittelst einer Fallthüre in der Mitte, auf einem starken, mit einigen Einschnitten versehenen, Holze hinaufsteigt. Die Furcht vor wilden Thieren hat diese sonderbare Bauart vermuthlich veranlaßt.

Die Städte heißen Campong und bestehen selten aus mehr als zwanzig Häusern; jedem gegenüber steht ein offenes Gebäude, wo die Battas den Tag über sitzen, und wo die unverheiratheten Mannspersonen des Nachts schlafen. Jeder Campong hat ein Balli oder Rathhaus, wo öffentliche Angelegenheiten betrieben, Feste gefeiert und Fremde gastfreundlich bewirthet werden.

Obgleich die Vielweiberei hier eingeführt ist, so wird die Tugend der Keuschheit doch hochgeachtet und ihr Gegentheil hart bestraft. Merkwürdig sind die dreifachen Arten von Ehen. Die erste, Joogoor, besteht darin, daß der Mann ein Mädchen ihren Aeltern abkauft, worauf sie wenig mehr als seine Sklavin wird. Bei der zweiten, Ambelana, wählt der Vater des Mädchens sich einen Schwiegersohn, gewöhnlich aus einer geringeren Familie, läßt sich von derselben eine gewisse Summe zahlen und nimmt den jungen Mann dann förmlich in seine Familie auf. Die dritte Gattung Ehe, Semundo, ist ein Vertrag auf Gemeinschaft der Güter, der so lange dauert als die Ehe. Bei der Scheidung werden Vermögen und Schulden wieder getheilt. — Die Battas sind dem Spiel leidenschaftlich ergeben, und treiben es so weit, daß sie bisweilen ihre Freiheit verspielen. Vom Pferderennen sind sie große Freunde. Es giebt wenig herrschende Laster unter ihnen. Der Diebstahl ist beinahe gänzlich unter ihnen unbekannt. Fremde aber zu bestehlen halten sie nicht für Unrecht, und man muß gestehen, daß sie den Europäern, welche es nicht für Unrecht halten, sich in den fremden Welttheilen Länder zuzueignen, die andern



Völkern gehören, den Vorwurf machen können, mit ihnen einerlei Begriffe von Eigenthum zu haben. Aber eine ihrer außerordentlichsten Gewohnheiten bestehet darin, daß sie, wie es unläugbar erwiesen ist, Verbrecher und Gefangene schlachten und verzehren. Die Battas, sagt Marsden, essen nicht Menschenfleisch, um den Hunger zu stillen, oder aus Mangel an andern Nahrungsmitteln; sondern um ihren Abscheu gegen das Laster, durch eine schmähliche Strafe an den Tag zu legen, und als einen schrecklichen Beweis des Hasses und der Verspottung gegen ihre unglücklichen Feinde.

Unter diesem Volke ist eine Art von aristokratischer Republik eingeführt. Die Regierung ist nämlich in den Händen vieler kleiner Chefs, die sich bisweilen zu gemeinschaftlichen Unternehmungen verbinden. In einigen Districten erkennen diese Chefs jedoch die Hoheit eines obersten Raja an. Diese Verfassung erinnert an die teutschen freien Reichsritter und an die mediatisirten Ritter.

Ueber die Religion der Battas ist noch viel Dunkelheit verbreitet. Sie erkennen ein gutes höheres Wesen, dessen Namen sie auszusprechen fürchten, und einen bösen Geist, den sie Murgiso nennen. Sie haben eine Gattung Priester, die das Amt haben, die Todten zu begraben und sich mit Weissagen abgeben. Ehe die Battas in den Krieg ziehen, schlachten sie einen Büffel oder weißes Huhn, und weissagen aus der Bewegung der Eingeweide den guten oder bösen Erfolg. — Da die Battas kein Metall besitzen, so hat diese Armuth, verbunden mit dem Ruf, daß sie Menschenfresser sind, die Fremden abgehalten, sich unter ihnen festzusetzen, und sie sind dadurch in dem Besitz ihrer alten Verfassung geblieben.

Die Rejangs sind eine andere Nation, die in der Mitte der Insel wohnt, und am meisten ihre Originalität beibehalten zu haben scheint. Sie sind klein, aber wohlge-

haut, und wenn man die häufigen Kröpfe der meisten Bergbewohner ausnimmt, selten verunstaltet. Die Farbe ihrer Haut ist gewöhnlich gelb; die Weiber, die sich der Luft weniger aussetzen, sind sogar ziemlich weiß; doch übrigens häßlich bis zum Ekel, wozu die schwarzen Zähne nicht wenig beitragen. Den Kindern wird die Nase frühzeitig platt gedrückt, und die Ohren werden ihnen so lang als möglich ausgedehnt. Die Augen der Rejangs sind schwarz und glänzend, und besonders bei den Weibern wie bei den Chinesen geformt. Die Rejangs sind übrigens Malajen, obgleich ihre Sprache etwas mehr als jene der Battas abweicht; auch haben sie eigene Schriftzüge. Herr Marsden hat eine ausführliche Beschreibung *) dieser Völkerschaft geliefert, auf welche wir hier, des Raumes wegen, um so mehr verweisen müssen, als ihre Sitten und Verfassung mit den Battas übereinstimmen; doch müssen wir bemerken, daß sie keine Menschenfresser zu seyn scheinen.

Die Bewohner von Menangcabo sind Muhammedaner und die cultivirtesten unter den Malajen von Sumatra. Sie stehen bei den andern Muhammedanern der Insel in dem Rufe der Heiligkeit; daher diese auch Wallfahrten nach der Hauptstadt unternehmen, wenn sie nicht nach Mecca gehen können. Sie fabriziren Gewehre, gießen Kanonen, und, um auch von ihrer geistigen Ausbildung etwas zu sagen, sind auf der Insel als die besten Liederdichter berühmt. Der Kaiser oder Sultan, dessen Gewalt gegenwärtig eben so eingeschränkt ist, als die eines gewöhnlichen Raja, behauptet dessen ungeachtet noch alle seine ehemaligen Rechte und Prärogativen, die ihm auch nie streitig gemacht werden, so lange er es nicht versucht, sie wirklich auszuüben. Die Könige von Achin, Indrapura, Mocomoco, Palembang und Jambi gestehen,

*) Sie stehet im 6ten Bande der Sprengelschen Beiträge übersetzt.

daß sie ihre Gewalt von ihm als ihrem Oberherrn erhalten haben; einige bezahlen ihm auch einen kleinen unbedeutenden Tribut. Alle aber handeln übrigens ganz unabhängig. Seine Person wird als heilig angesehen, seine Macht aber, die sich auf abergläubische Meinungen gründet, verbreitet nur Schrecken über die Schwachen, und wird von den Mächtigen verlacht. Was die Waffen allein ausführen können, sucht er durch hochtönende Edicte ins Werk zu setzen. Diese werden mit allen äußern Zeichen der tiefsten Ehrfurcht aufgenommen und nicht weiter befolgt, als insofern sie mit dem politischen Vortheil desjenigen Fürsten, an den sie gerichtet sind, übereinkommen. In neueren Zeiten haben die Holländer, deren Niederlassung, Padang, in der Nähe von Menangcabo liegt, nicht wenig dazu beigetragen, die Gewalt des Sultans zu schmälern, indem sie seinen ungehorsamen Vasallen Schutz und Hülfe leisteten. Bei der eingeschränkten Gewalt werden seine lächerlichen Titel, deren er sich noch immer bedient, abgeschmackt. Unter andern nennt er sich: Herr des dritten Theils des Holzes Macummat, welches die Eigenschaft besitzt, jede Materie zu beflügeln; Herr des Pallastes der Stadt Rom (Konstantinopel); Herr, der seine Auflagen in lauterm Golde scheffelweise einnimmt; der mit der Schöpfung von gleichem Alter; der Vicekönig des Himmels ist; Herr des unbesiegten Hahns; Herr, von dessen Augen eins ist wie die Sonne, und das andere wie der Mond ꝛc. ꝛc ꝛc.

Die Verfassung von Menangcabo, wie überhaupt in allen Malajischen Staaten, hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit der ehemaligen teutschen Verfassung. Dieser Umstand könnte, wenn man des Herrn Tombe *) Wörterbuch der malajischen Sprache zur Hand nimmt, manchen

*) S. Voyage aux Indes orientales pendant les années 1802–1806 par Ches Fois Tombe à Paris 1810. Tome II. p. 245. ss.

Leser verleiten, den Ursprung der Teutschen von den Malajen abzuleiten. Denn hier heißt ein Tischtuch (Tischlaken) Taslak, ein Teller, Dalam, ein Glas, Glass, Bier, Bier, eine Auster, Tieram aouster, Erdäpfel, Artapal, zusammen sama-sama, Haus (Raum) Romma, Bohnen, Bounaqui, Kaffee, Copie, Karten, Carton, ein Wagen (Karete) Karetta, groß, bessar, weise, bisa u. dergl. mehr. Diese Verwandtschaft wäre vielleicht mit eben der Gründlichkeit nachzuweisen, als jene, welche neulich Herr Adelung zwischen der russischen und der Samskrit-Sprache durch die Aehnlichkeit einiger Worte bewährt haben will. Die Wahrheit ist aber, daß diese von Herrn Tombe als malajisch angeführten Worte wahrscheinlich holländischen Ursprungs sind, und nur von dem Franzosen nicht gekannt waren. Die malajische Sprache hat übrigens in ihrem Schalle weit mehr Aehnlichkeit mit der Estnischen und Finnischen Sprache, ohne daß wir deswegen einen gemeinschaftlichen Ursprung mit ihr vermuthen.

Die wissenschaftliche Cultur der Malajen ist noch in ihrer Kindheit. Marsden behauptet, sie hätten keine Annalen, und außer dem Koran überhaupt keine Literatur; dieß ist um so merkwürdiger, da fast jeder Malaje auf Sumatra schreiben kann.

5.

Topographische Beschreibung.

Eine eigentliche Topographie von Sumatra können wir schon um deswillen nicht liefern, weil das Innere des Landes von Europäern noch wenig gekannt ist, und es viele Gegenden giebt, wohin vielleicht nie ein Europäer sich verirrte. Die Eintheilung der Inseln in verschiedene Staaten haben wir schon oben erwähnt. Die Städte sehen

überdieß andern indischen Städten und Flecken so ähnlich, daß sich nicht viel davon sagen läßt. Wir können daher wenig mehr, als die Namen derselben anführen.

Die Hauptstadt von Menangcabo heißt Pangarajung, wo Flinten und Dolche und einige auch in England geschätzte Filigranarbeiten fabrizirt werden.

Achin, die Hauptstadt des Königreiches gleiches Namens, auf der Nordspitze der Insel, war lange der vorzüglichste Handelsplatz in Sumatra. Die Chulias oder Kaufleute von Koromandel hohlen hier einen großen Vorrath eingesalzner Limonen, die sie zu ihren Seereisen brauchen, und deren hier 1200 Stück für einen Thaler zu haben sind. Andere Maurische und Indische Schiffe bringen Ellenwaaren aller Art hierher. Die Schiffe müssen hier 12 Procent Zoll an den König entrichten. — Das Land ist gut angebaut und enthält eine Menge Dörfer.

Das Königreich erstreckte sich ehedem weiter nach Süden, als gegenwärtig. Die Einkünfte des Königs bestehen hauptsächlich in den Aus- und Einfuhr-Zöllen und belaufen sich ungefähr auf 3000 Pfund Sterling.

Padang, an der Westküste, ist eine der holländischen Niederlassungen, deren es überhaupt sechs auf dieser Insel gab, und die gegenwärtig ohne Zweifel sich sämmtlich in den Händen der Engländer befinden. Wichtiger war die Factorei zu Palembang für die Holländer, welche hier ein Fort mit 80 Mann Besatzung hatten. Sie kauften hier an 2 Millionen Pfund Pfeffer, für etwa 6 Thaler den Centner, und an $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund Zinn für ungefähr 16 Thaler den Centner. Das Zinn bezogen sie von der Insel Banca.

Die früheren englischen Besitzungen sind ebenfalls an der Westküste, zu Nattal, Tapponooly und Benkoulen, wo Marlborough, der Sitz der Präsidentschaft von Sumatra. Chinesen, Malajen und Negersklaven von Mozambique machen die Bevölkerung

dieses Etablissements aus. Vierhundert europäische Soldaten und Sepoys gehören zur Besatzung. Nur der Pfefferhandel gehört der Compagnie, welche im Jahr 1773 einen Gewinn von 75,000 Pfund Sterling von diesem Etablissement zog. Der übrige Handel ist frei und wird von den Kaufleuten mit Vortheil betrieben.

Die Königreiche Indrapura und Mocomoco liegen auf der westlichen, Palembang und Jambi auf der östlichen Küste und alle im südlichen Theil der Insel. Von dem König von Palembang erzählt man, daß er einen unermeßlichen Schatz besitze, woran Marsden jedoch zweifelt.

Unter den benachbarten Inseln ist Banca die größte, zwischen ihr und Sumatra liegt die bekannte Straße Banca, welche alle europäischen Chinafahrer passiren und welche ihnen oft gefährlich wird. Aus Banca werden jährlich an 3 Millionen Pfund Zinn ausgeführt, und noch immer scheinen die Minen unerschöpflich.

Die Insel Billiton im Osten von Banca und Lingam im Norden sind wenig bekannt.

Im Osten von Sumatra liegen mehrere Inseln, unter diesen wurden die Küsten von Engano (ein portugiesisches Wort, welches die Betrügliche bedeutet) lange für unzugänglich, so wie die Bewohner für Menschenfresser gehalten. Karl Miller hat sie besucht und ein gastfreies, gutmüthiges Volk dort gefunden; die Einwohner sind groß von Gestalt und kupferfarbig, und leben von Cocosnüssen, einer Gattung süßer Erdäpfel,. Zuckerrohr und getrockneten Fischen.

Eine andere Insel in dieser Gegend wird von den Europäern Nassau und von den Eingebornen Poggy genannt. Sie ist mit Felsen und Bergen durchschnitten, welche hier durch irgend eine Erdrevolution überein-

ander gethürmt zu seyn scheinen. Die Berge sind bis an den Gipfel mit Wäldern bedeckt, welche gutes Bauholz liefern. Der Sagobaum wächst im Ueberfluß und liefert den Einwohnern ihr vorzüglichstes Nahrungsmittel. Reiß wird nicht gebaut, aber Cocospalmen und Bambus findet man überall. Die übrigen Pflanzen und Früchte sind wie auf Sumatra. Unter den wilden Thieren bemerkt man rothe Damhirsche, Schweine, Affen und eine geringe Anzahl Tiger, aber weder Büffel noch Ziegen.

Die Einwohner, deren Anzahl auf 1400 geschätzt wird, sind groß, selten unter 5 Fuß 6 Zoll, und kupferfarbig. Sie gleichen den Tahitern sowol in ihren Zügen, als in der liebenswürdigen Einfalt ihrer Sitten. Die Polygamie ist ihnen unbekannt; aber die Verbindung unter unverheiratheten Personen beiderlei Geschlechts sehen sie für unschuldig an. Sie behaupten von der Sonne abzustammen.

B. Java.*)

I.

Lage. Größe. Naturbeschaffenheit. Klima. Geschichte.

Die Insel Java liegt zwischen 5° 15′ und 8° 30′ S. Br. süd-östlich von Sumatra; von welcher Insel

*) C. P. Thunberg's Reise durch einen Theil von Europa, Afrika und Asien in den Jahren 1770—1779, aus dem Schwedischen übersetzt von Groskurd. Berl. 1792 — *Tombe*, voyage aux Indes orientales pendant les an-

sie durch die Sundastraße getrennt ist. Ihre Länge erstreckt sich von Westen nach Osten vom 122° 20′ bis zu 132° 30′ östlicher Länge von Ferro und beträgt etwa 150 teutsche Meilen. Ihre Breite ist verschieden; in der Mitte unter 27° O. L. ist sie am schmalsten und beträgt ungefähr 15 teutsche Meilen; gegen Osten und Westen aber, besonders unter 125° und 130° O. L., 25 bis 30 teutsche Meilen. Der Flächen-Inhalt wird auf 3000 □ Meilen geschätzt, daher die Insel noch einmal so groß als Ireland seyn muß.

Unter den Baien sind die von Boutan, Batavia, Pamanukan, Cheribon, Joana und Sourabaja (der Insel Madura gegenüber) auf der Nordseite, und die von Wyn-Koopers, Schilpads, Crous und Kikens auf der Südseite die bekanntesten und größten. — Durch die ganze Länge der Insel zieht sich eine hohe Gebirgskette, nach mancherlei Richtungen in verschiedene Arme auslaufend; einige derselben streichen von Norden nach Süden, andere von Westen nach Osten. An der nördlichen Küste ist der Strand niedrig, und die Häven sind seicht und voll Schlamm. Alle Seefahrer bezeugen, daß hier das Wasser immer mehr abnimmt, so daß jetzt Morast ist, wo ehedem Schiffe vor Anker lagen. Die Nordseite ist die fruchtbarste; die Südseite hingegen gebirgig und zum Theil unfruchtbar. Ein großer Theil dieser noch nicht hinlänglich bekannten Küste ist mit jähen, unersteiglichen Gebirgen besetzt und ohne Ankergrund.

nées 1802—1806. à Paris 1810. — *Labillardière:* Voyage à la recherche de M. de Lapérouse pendant les années 1791—1794 à Paris an VIII.; ins Teutsche übersetzt. Hamburg, bei Campe 1802. — Voyage par le Cap de Bonne-Espérance et Batavia à Samarcang etc. en 1774—1778. par *Stavorinus*, traduit du Hollandais à Paris, an VII. — Voyage en Austrasie et Polynésie. par *Roggevin.* à la Haye 1739. 2 voll. in 8vo.

Die höchsten Berge sollen der Prau, der Panangunau, der Passavan, und der Radiona seyn. Der Tagal, der einen Vulkan hat, liegt in der Mitte der Insel. Die beiden Brüder, welche von ihrer gleichen Gestalt diesen Namen haben, an der Südseite. Der Berg Tjorroton steht ganz isolirt und fast mitten im Lande. Er enthält mehrere Höhlen, welche durch Verwitterung entstanden zu seyn scheinen, und Wasser enthalten. In diesen Höhlen nisten die bekannten indischen Schwalben (hirundo esculenta). Unter den Vulkanen soll der Gété 8000 Fuß über der Meeresfläche erhaben seyn. Die Gebirge von Tingor im Nordosten der Insel, verrathen durch ihr ganzes Ansehen einen vulkanischen Ursprung; sie sind nicht wie andere Gebirgsketten verbunden, sondern stehen isolirt, bisweilen neben jähen Abgründen, die eingestürzte Thäler zu seyn scheinen. Man findet dort keinen Granit, sondern pulverisirtes Gestein, dessen Decke ein fruchtbares Erdreich geworden ist. Der Berg Brama, ein Vulkan, wird von den Bewohnern verehrt. In der Regenzeit stürzen die Gewässer mit großer Gewalt von diesen Höhen und bringen Ueberschwemmungen in den Ebenen hervor. Die Berge sind bis zum Gipfel grün, mit Holz bewachsen, und gewähren einen malerischen Anblick. Auf den Höhen findet man, nach Thunberg, beinahe nordeuropäisches Klima, und auch verschiedene Moose und Flechten, die sonst in den wärmsten Ländern Indiens sehr selten und fast gar nicht anzutreffen sind.

Ein so schmales Land kann keine großen Flüsse haben; ihr schneller Fall macht es überdieß gefährlich, sie zu befahren, doch sind, besonders auf der Nordseite, einige schiffbar. Der größte auf dieser Küste ist der Joana. Der Jassem, Samangi und Sandapoera stehen mit einander in Verbindung. Auf der Südseite ist der Calitoudo der größte. Auch erleichtern eine Menge Canäle,

wenigstens in der Nähe von Batavia, die Communication zwischen dem Lande und der Stadt.

Das Klima ist gemäßigter, als man es unter dieser Breite vermuthen sollte. In Sourabaya, auf der Nordküste steigt der Thermometer auf 27° in der trockenen Jahrszeit, während der Regenzeit selten über 23° Reaumur. Tag und Nacht sind hier zu allen Zeiten des Jahrs beinahe gleich lang. Die Sonne läuft fast gerade über dem Kopfe der Bewohner weg, geht um sechs Uhr auf und um sechs Uhr unter. Die in den gemäßigten Klimaten so angenehme Dämmerung hat man hier nicht. So bald die Sonne unterm Horizont ist, wird es augenblicklich dunkel und die Luft kühl. Die Regenzeit oder der hiesige Winter, West-Jahrszeit (West-Moesson) genannt, fängt im November an und dauert bis zum März; dann wehen die Westwinde. Doch wechseln Land- und Seewinde täglich regelmäßig mit einander ab. In der trockenen Jahrszeit sind die Ost- und Nordwinde herrschend.

In den Gebirgen ist es oft so kalt, daß man sogar Eis findet. Die Bewohner sind daher genöthiget, in ihren Hütten Feuer zu machen, um sich zu erwärmen. Herr Lachenault de la Tour hat im Moniteur No. 231. vom 19. Aug. 1811. einige interessante Nachrichten hierüber mitgetheilt. Er erzählt, daß am 13 Aug 1803 man in den Gebirgen von Tingar eine Linie dickes Eis über dem Wasser gefunden habe, welches allerdings als eine so seltene, als merkwürdige Erscheinung unter 5° 30′ südlicher Breite angesehen werden muß.

Erdbeben sind auf Java eine gewöhnliche Plage.

Das Klima auf Batavia ist bekanntlich den Europäern in einem furchtbaren Grade nachtheilig; daran aber ist mehr die Lage der Stadt in einer sumpfigen, mit Canälen durchschnittenen Gegend Schuld, als das Klima der Insel selbst. Cook und Thunberg haben die Ursachen der

großen Sterblichkeit in Batavia nicht bloß im Local, sondern auch in der üblen Gewohnheit der chinesischen Einwohner, allen Unrath in die Canäle zu werfen, gefunden. Die Nordküste, das ist, gerade diejenige, welche den Europäern am bekanntesten und von ihnen recht eigentlich in Besitz genommen worden ist, scheint zwar die fruchtbarste, aber auch die ungesundeste zu seyn. In andern Gegenden von Java ist die Sterblichkeit weit weniger groß, und den Eingebornen durchaus nicht nachtheilig. Olivier van Noort*) fand in Joartam einen indischen Priester, der hundert und zwanzig Jahre alt war, und andere Reisende haben mehrere Beispiele von alten Leuten angeführt. Herr Lachenault de la Tour fand in den Gebirgen von Tingar mehrere Greise von 80 Jahren, und überhaupt einen viel gesunderen, stärkeren Menschenschlag, als in den morastigen Ebenen.

Da die Holländer ihre erste ostindische Colonie auf dieser Insel errichteten, wie sie denn auch wahrscheinlich die letzte war, welche die Engländer ihnen nicht entrissen haben: so wird es nicht unschicklich seyn, hier eine Skizze ihrer Geschichte zu geben.

Als die Holländer das spanische Joch abgeworfen hatten, verbot Philipp II., der damals (1594) Portugal mit Spanien verbunden hatte, den Portugiesen alle Gemeinschaft mit seinen Feinden. Dieser Despot, sagt Raynal**), sah nicht voraus, daß ein Verbot, wel-

*) Beschryvinge van de Voyage om de gehele weereltcloot door Olivier van Noort. Rotterdam, ohne Jahrszahl, in Fol. Van Noort reis'te im Jahr 1598 von Holland ab und kam im Jahr 1601 wieder nach Rotterdam zurück.

**) Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. A la Haye 1774. Tome I. pag. 206.

ches die Holländer schwächen sollte, sie in der That mächtiger machen mußte. Sie hätten sich damit begnügt, in den europäischen Gewässern durch Frachtlohn sich einen mäßigen Gewinn zu erwerben. Statt dessen mußten sie jetzt suchen ihre Flagge in entfernte Meere zu führen, um den Verlust zu ersetzen, den sie dadurch erlitten, daß sie sich von Portugal ausgeschlossen sahen. Die Unmöglichkeit, die ostindischen Producte in der Nähe zu erhalten, leitete sie auf den Gedanken, sie an ihrer Quelle aufzusuchen. Ein Versuch, den Weg nach China und Japan durch das Nordmeer zu finden, war ihnen, wie früher schon den Engländern, mißlungen. Während sie aber noch mit Aufsuchen dieses Weges beschäftigt waren, ward ihnen unerwartet ein anderer Vorschlag gemacht. Cornelius Houtman, ein holländischer Kaufmann von unternehmendem Geiste, der in Lissabon wegen Schulden gefangen saß, ließ den Amsterdamern sagen, daß er ihnen sehr nützliche Entdeckungen mittheilen würde, im Fall sie ihn aus seiner Gefangenschaft befreiten. Er hatte nämlich ausführliche Nachrichten über den Weg nach Indien und über den dortigen Handel gesammelt. Seine Vorschläge wurden angenommen und seine Schulden bezahlt. Houtman kam nach Amsterdam und theilte seinen Befreiern seine Einsichten mit. Diese vereinigten sich in eine Gesellschaft und rüsteten eine Escadre von vier Schiffen aus, die sie ihm anvertrauten. Der vorzüglichste Zweck dieser Reise war, die Küsten, die Völker, die Producte und den Handel in Indien kennen zu lernen und, soviel als möglich, die portugiesischen Besitzungen zu vermeiden. Houtman erforschte die Küsten von Afrika und Brasilien, besuchte Madagascar, landete auf den Malediven und gieng nach den Sunda-Inseln. Hier sah er die Felder mit Pfefferpflanzen bedeckt, kaufte diese und noch köstlichere Gewürze, und brachte durch sein weises Betragen ein Bündniß mit dem mächtigsten Könige in Java zu Stande. Er kehrte

nach Holland zurück, wohin er nur geringe Schätze, aber desto größere Hofnungen brachte. Auf seinen Bericht und den Einsichten gemäß, die man seiner Reise verdankte, beschlossen die Amsterdamer Kaufleute, ein Etablissement auf Java zu errichten, wodurch sie den Pfefferhandel erhalten, sich den Gewürzinseln nähern, und den Handel nach China und Japan vorbereiten, überdem vom Mittelpunkt der europäischen Macht, die sie in Indien damals zu fürchten hatten, entfernt seyn würden. — Admiral van Neck wurde mit acht Schiffen nach Java geschickt. Der Haß, den die Portugiesen überall erregt hatten, gereichte den Holländern zum Vortheil, so daß diese auf Java einen günstigen Handel schlossen. Der Admiral schickte vier reich beladene Schiffe nach Europa und gieng mit dem Rest der Flotte nach den Molukken, weil er erfahren, daß die Eingeborenen die Portugiesen aus einigen Inseln verjagt hatten. Darauf errichtete er hier einige Comptoirs, schloß mit den Königen Bündnisse und kam mit großen Reichthümern nach Europa zurück. Die Freude über seine Rückkunft war außerordentlich. In allen Handelstädten von Holland vereinigten sich jetzt Gesellschaften von Kaufleuten, die Schiffe nach Ostindien ausrüsteten. Im Jahr 1602 wurde diese Gesellschaft von den Generalstaaten in Eine, unter dem Namen der Ostindischen Compagnie, vereiniget, welche das erste Beispiel eines, nachher auch in andern europäischen Ländern nachgeahmten, mächtigen Staates im Staate würden. Die Compagnie schickte den Admiral Warwik, (den die Holländer für den Stifter ihrer Handlung ansehen) mit vierzehn Schiffen und einigen Jachten nach Ostindien, wo er unter andern auf Java ein Fort anlegte. Die Händel, in welche die Holländer mit dem Könige von Bantam geriethen, und ein Krieg mit den Engländern, bewogen sie einige Jahre später, i. J. 1611, ein Fort bei Jacatra, der Hauptstadt eines andern Königs anzulegen, das bald der Hauptsitz des

ganzen holländisch-ostindischen Handels wurde, und den Namen Batavia zur Erinnerung an die alten tapfern Ahnen des holländischen Volkes, an die Bataver, die Cäsar bekriegte, erhielt.

Java war damals unter verschiedene Könige vertheilt, deren mächtigster, der König von Mataran, auch wohl Kaiser genannt wurde. Die Holländer haben einige dieser Königreiche gänzlich erobert und ihren Besitzungen einverleibt, z. B. das Königreich Jacatra, in dessen Gebiet Batavia liegt; in andern haben sie sich begnügt, Könige ein- und abzusetzen, die Minister dieser Könige zu ernennen und den Monarchen eine holländische Garde zu geben, welche sie in dem guten Vorsatz beschützen sollten, die gehorsamen Vasallen der Ostindischen Compagnie zu bleiben. Die Geschichte des Verfahrens der Holländer, wie überhaupt aller seefahrenden Nationen, in Indien, enthält eine wichtige Lehre für sie und für alle Völker. Lange haben Holländer, Spanier, Portugiesen und Engländer in Asien und Amerika recht gefunden, was ihnen jetzt, da die Vorsehung einen Helden ausgerüstet hat, alle Unbilden der Vergangenheit zu rächen, unrecht scheint.

2.

Naturproducte. Einwohner. Sprachen.

Java ist von mehreren Naturforschern besucht worden, unter denen wir nur die neueren, Thunberg und Labillardière anführen. Ihnen verdankt man eine genauere Bekanntschaft, vorzüglich mit der Flora von Java, als es bei den andern Sunda-Inseln der Fall ist. Indessen dürfte noch immer eine reiche Nachlese für folgende Reisende zurückgeblieben seyn, besonders, da nur die Nordküste be-

sucht wurde, die Südküste dagegen und das Innere der Insel wenig bekannt sind.

Wir können hier nur die vorzüglichsten Producte anführen, und müssen, des Raumes wegen, auf die Schriften der obengenannten Reisenden diejenigen Leser verweisen, welche sich über die Naturgeschichte von Java näher unterrichten wollen.

Aus dem Pflanzenreich liefert Java Reiß, Mais, mehrere europäische Gewächse, die hier trefflich gedeihen und zum Theil sich veredelt haben, als Kohl, Rüben, Kartoffeln, Bohnen, Zwiebeln ꝛc.; Kokosnüsse, Pisang, Wassermelonen, Pompelmusen, Ananas, die Frucht des Kujavabaumes (Psidium), Jambo (Jambolifera indica), Mango (Mangifera Indica), Brodfrucht (Boa Nauca), Salacie, Annona, Rotang, (Calamus rotang), Rambutan (Nephelium lappaceum), Mangostanen (Garcinia mangostana), Wassermelonen, Feigen, Kaffee, Zuckerrohr, Betel, Spanischen Pfeffer (Capsicum), Ingwer, sowol den ächten (Amomum Zingiber) als den gemeinen (A. Zerumbet) und Kardomom (Amomum compactum). Alle diese Gewächse und Früchte dienen zu Speisen oder Gewürzen. Unter den Färbepflanzen dient der indische Maulbeerbaum (Morinda citrifolia) zum Rothfärben. Der Indigo wächst überall wild. Der Kajaputbaum (Melaleuca leucodendra) aus dem das bekannte Kajaputöl bereitet wird, ist hierher verpflanzt worden und gedeiht vortrefflich. Unter den andern medizinischen Pflanzen bemerken wir die Kassie und zwar sowol Cassia javanica als Cassia fistula. Auch führt Thunberg ein sonderbares Kraut an, das den Stein in der Harnblase auflösen soll. Er hat die Blüte nie gesehen; einige wollen, sagt er, es sey eine Art Steinbrech (Saxifraga). — Unter den Bäumen, welche schöne Alleen bilden und den so nöthigen Schatten geben, nennt Labillar-

bière: Mimusops elengi, Nauclea orientalis, Calophyllum inophyllum, Guettarda speciosa, Casuarina equisetifolia etc. Auch müssen unter den Bäumen der Teakbaum, die Bauhinia, Agave vivipara etc. angeführt werden.

Der berühmte Giftbaum Bohan upas hat besonders hier zu mancherlei Fabeln über seine fürchterliche Wirksamkeit Anlaß gegeben.

Aus dem Thierreich bemerken wir Büffel, Pferde, wilde Schweine, fliegende Eidechsen, Krokodille und eine beschwerliche Menge von Insecten, vorzüglich Moskitos, Ameisen, Kakerlaken (Blattae) und eine große Cicade, die einen so gellenden Schall von sich giebt, daß man eine Trompete zu hören glaubt. Unter den Vögeln giebt die Schwalbe (Hirundo esculenta) einen bedeutenden Handelsartikel, wegen der eßbaren Nester. — Eine große Anzahl von Fischen dient den Einwohnern zur Nahrung.

Die Gebirge in Java liefern Metalle, sogar Gold; da aber die Ausbeute die Kosten nicht ersetzt, und durch den Handel mehr zu gewinnen ist, als durch eine mühsame Arbeit in den Minen, so ist dieser Zweig der Industrie gänzlich vernachlässigt.

Ob die ursprünglichen Einwohner von Java Malajen sind, ist noch nicht ausgemacht. Ihre Gestalt und ihr Charakter stimmen ziemlich mit dieser Nation überein; aber ihre Sprache soll verschieden seyn. Die Javaner sind gelb von Farbe, haben schwarze, nicht tief liegende Augen, eine nur wenig zurückgedrückte, doch kurze und stumpfe Nase; langes, schwarzes Haar, einen nicht sehr großen Mund, die Oberlippe mondförmig umgebogen, dick und etwas hervorstehend; sie sind in der Regel von mittlerer Größe, bisweilen sogar lang; ihre Physiognomie ist nicht unangenehm. Das Klima macht sie träge; es

fehlt ihnen jedoch nicht an Lebhaftigkeit des Geistes, aber sie mögen sich im Denken nicht anstrengen. Das Opium ist bei ihnen sehr im Gebrauch und vermehrt die natürliche Leidenschaftlichkeit, die sie, besonders wenn sie von Rachsucht getrieben werden, zu furchtbaren Rasenden macht. — Die Kleidung der Javaner besteht in einem Schnupftuch, das sie um den Kopf wickeln, einer Weste mit vielen kleinen Knöpfen und einem um den Leib befestigten Rock, dem sie Kajin nennen. Bei den Vornehmen ist die Weste nicht selten prächtig geschmückt. An den Füßen tragen sie Pantoffeln, die vorn quer abgeschnitten sind und in die Höhe stehen; übrigens gehen sie mit bloßen Beinen ohne Strümpfe. Die Frauen tragen um den Leib, zur Bedeckung der untern Theile bis zu den Füßen, ein Tuch, das um den Unterleib zusammen gewickelt wird, und oberwärts ein halbes Hemde. Das Haar winden sie oben auf dem Kopfe zusammen, und befestigen es mit einer Nadel. Die vornehmen Damen gebrauchen auch Pantoffeln, die nicht selten reich verziert sind.

Die Javaner haben keine Geschlechtsnamen; jeder hat seinen besondern Namen, der überdies oft gewechselt wird. Sonderbar ist die Gewohnheit, daß nicht die Kinder nach den Vätern, sondern umgekehrt die Väter nach dem Söhnen genannt werden. Wird der Sohn z. B. Tjoso genannt, so hört der Vater auf, seinen bisherigen Namen zu führen und nennt sich Bappa Tjoso, d. i. Tjoso's Vater. Kommen mehrere Söhne, so nennt er sich allezeit nach dem jüngsten.

Die Javaner sind Freunde vom Putz, und lieben Spiel und Musik. Sie führen die gewöhnlichen Waffen der Malajen. Ob alle sich zur Muhammedanischen Religion bekennen, oder ob in den Gebirgsgegenden der Südseite sich noch Heiden erhalten haben, scheint uns unausgemacht zu seyn.

Unter den andern eingewanderten Nationen sind die Chinesen die zahlreichsten und arbeitsamsten. Sie sind die Vorsteher fast aller Fabriken in der Stadt, treiben ausgebreitete Handelsgeschäfte, und haben sich auch auf dem Lande niedergelassen, wo sie in Dörfern wohnen und den Ackerbau treiben. Sie haben die Sitten und Religion ihres Vaterlandes größten Theils beibehalten und vermischen sich auch selten mit den andern Völkerschaften auf Java. Da sie jedoch wenig Weiber aus China erhalten, so mußten sie Anfangs Javanische Weiber nehmen. Wir werden bei der Beschreibung von China den Charakter und die Gebräuche dieses Volkes näher kennen lernen, und begnügen uns hier nur mit einer kurzen Notiz. Die Chinesen auf Java sind thätig, erfinderisch, und in allen practischen Künsten erfahren. Wenn man ihnen einen Plan zur Construction eines Gebäudes oder einer Maschine mittheilt, so führen sie ihn aus, er sey auch noch so schwierig. Dafür sind sie aber auch bis zur Lächerlichkeit eitel, und glauben, daß die Chinesen allein Verstand und Einsicht besitzen. Als Soldaten sind sie nicht zu brauchen, denn sie sind feig und weibisch, gleichwohl sehr zur Meuterei geneigt; doch fangen sie nie eine Empörung an, außer wo sie sehen, daß sie drei- oder viermal so stark sind, als die feindliche Partei. — Das häusliche Leben der Chinesen verräth einen achtungswürdigen Fond von Sittlichkeit. — Die Chinesischen Mädchen leben in ihren Zimmern verschlossen und beschäftigen sich mit Nähen und Sticken. Sie erscheinen nie öffentlich, und daß in einem Hause Mädchen sind, erfährt man nur mittelst einer großen irdenen Vase, die einem gewöhnlichen Blumentopf gleicht, und die man auf das Dach setzt, um anzuzeigen, daß hier disponible Mädchen wohnen. Sobald sie verheurathet sind, wird der Topf zerbrochen. — Die Ehen werden von den Aeltern geschlossen, ohne daß die Verlobten vor dem Hochzeitstage mit einander zusammen kommen. Einmal verhei-

rathet, leben die Frauen in dem Innern ihres Haushalts zurückgezogen, und dürfen nur ihre Verwandten sehen. Nur die Armen lassen sie arbeiten und in den Laden dienen, wo sie jedoch mit Strenge bewacht werden. Ungeachtet dieser Lebensart, dieser Strenge und Sklaverei, in welcher die Chinesischen Weiber leben, giebt es kein Volk, das mehr häusliche Tugenden besäße. Der Chinese ist ein guter Sohn, guter Vater, guter Ehemann und treuer Freund. Er treibt die Dankbarkeit aufs höchste. Sie ist ihm angeboren, und man hat oft gesehen, daß er sein Vermögen oder das Wenige was er besitzt, den Europäern anbietet oder mit ihnen theilt, die ihm einst einen Dienst geleistet haben und nun ihrerseits Hülfe bedürfen. Gleichwohl giebt es auch viel Chinesen, deren Sitten bereits sehr verdorben sind, wie dieß unter allen Völkern der Fall ist. Die Habsucht geht bei Einigen so weit, daß sie ihre Töchter oder ihre Nichten, wenn diese von ihnen abhängig sind, vermiethen. Man hat in Batavia mehrere Beispiele, daß die Chinesen, wenn sie zur Ausbreitung ihres Handels Geld brauchen, ihre Töchter den Europäern zum Unterpfand für die geliehene Summe geben. Die unglücklichen Opfer dieses niederträchtigen Handels sind dann so lange Sklaven, bis es den Aeltern gefällt, die erborgte Summe zurück zu zahlen und sie auszulösen. Es ist zwar wahr, daß sie vorzüglich nur die Wittwen auf solche Art versetzen, aber diese Gewohnheit ist darum um nichts weniger barbarisch.

In Batavia und andern Handelsplätzen der Insel findet man auch Mauren, Araber, Indier, Neger und Japaner. Die Europäer haben hier viel von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, und besonders auffallend ist es, daß die emsigen Holländer hier ein wahres Schlaraffenleben führen, und den größten Theil des Tages mit Essen und Schlafen vollbringen. Das Klima giebt ihnen allen ein blasses kränkliches Ansehen, von dem auch die Wei-

der nicht frei sind und das ihrer übrigen, nicht unangenehmen Gestalt allen Reiz benimmt. Das Sterben ist hier eine so alltägliche Erscheinung, daß man die Nachricht von dem Tode eines Freundes oder Bekannten mit der größten Gleichgültigkeit aufnimmt. Wenn ein Holländer in Batavia hört, daß dieser oder jener gestorben sey, so ist seine Antwort gewöhnlich: Gottlob, er war mir nichts schuldig! oder: da muß ich meine Forderung von den Erben eincassiren.

Die Holländer haben die protestantische Religion in Batavia eingeführt, zu der sie viele Malajen und schwarze Portugiesen bekehrt haben. Alle Religionen werden in Batavia geduldet; nur die katholische nicht. Dieser Intoleranz wird jetzt wahrscheinlich ein Ende gemacht werden.

Unter den Europäern wird gewöhnlich Holländisch gesprochen; die Asiatischen, auf Java wohnenden Völkerstämme verstehen sämmtlich Malajisch, daher man hier, wie überhaupt in einem großen Theil von Indien mit dieser Sprache sich, wie in Europa mit der Französischen, leicht verständlich machen kann. Thunberg versichert, das Malajische sey leicht zu erlernen. Daß diese Sprache ungemein wohlklingend sey, ist von allen Reisenden, die Gelegenheit hatten, sie kennen zu lernen, bemerkt worden. Das Malajische wird hier mit Arabischen Buchstaben geschrieben. Die Javaner haben eine eigene Schrift und schreiben von der Linken zur Rechten *).

---

*) Thunberg hat seiner Reise ein kleines Malajisches Wörterbuch beigefügt; dem Herr Langles in der französischen Uebersetzung noch ein Wörterbuch der Javanischen Sprache angehängt hat. Herr Tombe ist dem Beispiel Thunbergs gefolgt, aber in seinem Wörterbuche finden sich meh-



3.

Industrie und Handel.

Der Reißbau, die Zucker- Kokos- und Pfefferplantagen sind hier der wichtigste Zweig der Agricultur. Seide wird nicht bereitet, von der Baumwolle aber giebt es zwei verschiedene Arten. Die eine wächst auf einem hohen Baume (Bombax pentandrum), der eine große, ausgebreitete und schöne Krone hat. Die den Saamen in der Hülse umgebende Baumwolle, Kapok genannt, wird nicht gesponnen, sondern nur zu Matratzen, Polstern und Kopfkissen gebraucht. Die andere ist die krautartige Baumwolle, die auf einem Strauch (Gossypium herbaceum) wächst, der innerhalb sechs Monaten mehr als Mannshoch wird, und dann vor Ablauf des Jahres wieder verwelkt. In den Saamenbehältern befindet sich die feine Wolle, die Kapas heißt, gesponnen und zu Kattunen von allen Graden der Feinheit verarbeitet wird. Von dem Saamen wird sie dadurch geschieden, daß sie auf straff ausgebreitete Tücher gelegt und mit Stöcken so lange geschlagen wird, bis aller Saame sich abgesondert hat. —

Auf Java wird der beste Arrak bereitet.

Die Javaner verstehen, wie andere Malajen in Eisen zu arbeiten, sind Waffenschmiede, und bauen Schiffe.

rere holländische Worte, die er, wie bereits oben bemerkt, für Malajisch gehalten hat. — In Amsterdam erschien 1736: Maleische Spraak-Kunst von Georg Heinrich Werndly. Wörterbücher sind mehrere in Batavia gedruckt, unter andern: Nieuwe Woordenschat in Nederduitsch, Maleidsch en Portugeesch. Batavia, 1780. 8. Gegenwärtig wird in Paris in der kaiserlichen Druckerei ein Malajisches Wörterbuch gedruckt.

Die Nähe von **Batavia**, wo alle Europäische Handwerke getrieben werden und mehrere Fabriken errichtet sind, hätte die Insulaner mit unsern nützlichen Künsten bekannt machen sollen. Aber abgerechnet ihre natürliche Trägheit, die sie schneller bereit zum Kriege, als zur Arbeit macht, mögen auch die Europäischen Krämer sich wenig darum bekümmert haben, die Eingeborenen zu unterrichten. Im Gegentheil sahen sie gern, wenn die **Asiaten** in ihrer Unbehülflichkeit verharrten, und Waaren, die sie selbst hätten erzeugen können, von den **Europäern** nahmen.

Der Handel der Eingeborenen schränkt sich größten Theils auf den Pfeffer ein, den sie der Holländisch-Ostindischen Compagnie zu einem geringen Preise überlassen müssen. Jeder König auf **Java** muß der edlen Compagnie jährlich eine gewisse Menge Pfeffer abliefern.

Ueber den Handel auf **Batavia** hat Herr **Tombe** die neuesten Nachrichten mitgetheilt. Nach ihm wird dort eigentlich nur ein Tauschhandel getrieben, indem die Ausführung des baaren Geldes durchaus verboten ist. Kein Capitain eines Kauffartheischiffes, kein Krämer, der Piaster hinbringt, darf sie wieder fortführen; er muß sie ausgeben und Waaren kaufen. Die **Chinesen**, welche die Zölle gepachtet haben, sind sehr aufmerksam, die Ladung eines abfahrenden Schiffs auf das genaueste zu untersuchen; wenn sie Gold oder gemünztes Silber fänden, so würden sie es nicht nur confisciren, sondern der Eigenthümer würde noch eine Strafe erlegen, oder nach Umständen auch wohl ins Gefängniß wandern müssen.

Wenn ein Schiff bei **Batavia** landet, so überreicht der Capitain dem **Schabendar**, d. i. dem Havendirector, ein Verzeichniß seiner Ladung, und dieser wählt diejenigen Artikel aus, welche die Compagnie braucht, vorzüglich solche, wovon sie sich den Alleinhandel vorbehalten hat, als Opium,

Campher, Benzoe, Zinn, Eisen, Salpeter, Schießpulver, Kanonen ꝛc. Darauf wird bestimmt, welche Artikel der Capitän dagegen erhält, und zu welchem Werthe Alles in der Abrechnung angesetzt werden soll. Dieser Vertrag wird bei dem Generaldirector geschlossen. Alsdann macht der Capitän einen Etat derjenigen Waaren, die ihm noch übrig bleiben, und überreicht durch Vermittelnng des Schabendar's, dem Conseil von Batavia eine Petition, um Erlaubniß zu erhalten, diesen Ueberrest den Meistbietenden zu verkaufen. Hat er eine günstige Entscheidung erhalten, so schlägt er seinen Etat in dem privilegirten Gasthaus der Stadt an; und von diesem Augenblick dürfen die Kaufleute mit ihm handeln.

Selten erhält der Capitän den ganzen Vorrath derjenigen Waare, die er von der Compagnie eintauschen will; man nöthigt ihn gewöhnlich, ein Viertel oder Drittel nicht gefordertes Gewürz einzunehmen, durch welche Maasregel die Compagnie bewirkt, daß in ihren Magazinen kein Artikel liegen bleibt, und alle in gleichem Verhältniß abgesetzt werden.

Da die Stadt die Hauptniederlage aller Gewürze von den Molukken und aller Javanischen Producte, als Reiß, Kaffe, Zucker, Arrak und Pfeffer ist, so kommen unausgesetzt Schiffe aus allen Theilen Indiens, aus Amerika, Afrika und selbst aus Europa an, und trotz dem Kriege und der Gefahr des Klima's, ist die Rhede von Batavia stets mit den Flaggen aller Nationen angefüllt, welche durch den sichern Gewinn, den sie hier finden, herbei gelockt werden.

Von Bengalen werden Droguerieen, blaue Leinwand, Zeuge verschiedener Art und Opium eingeführt und dagegen Reiß, Zucker, Kaffee, Thee, Gewürze, Arrak und etwas Chinesische Seide und dergleichen Porzellan eingetauscht.

Die Schiffe der Könige von Achem und Natal (auf Sumatra) bringen Campher, Benzoe, Vogelnester, Zinn und Elephantenzähne und nehmen Reiß, Opium rc.

Schiffe von Borneo bringen Goldstaub, Diamanten und Vogelnester, und hohlen Reiß, Opium, Schießpulver und kleine Kanonen *).

Die Americaner bringen Kasimir, Tuch, Hüte, Gold- und Silberfaden, Tressen, Papier, Wein, Bier, Selterwasser, Eßwaaren und Piaster; wogegen sie Gewürze, Zucker, Arrak, Thee, Kaffee, Reiß, Indianisches Rohr, Chinesische Seidenzeuge und Porzellan einkaufen.

Einen ähnlichen Handel treiben die Arabischen Schiffe, die von Ile de France und vom Cap.

Die Chinesen bringen eine unermeßliche Menge seidener Zeuge aller Art, Porzellan und Thee, und erhalten dagegen Piaster, Opium, Ebenholz, Sandel, Campher, Gewürze, und Vogelnester, auf welche sie sehr begierig sind.

Von Batavia wird auch der Handel mit Japan getrieben. Die Holländer sind nämlich die einzigen Europäer, welche, obgleich unter demüthigen Bedingungen, nach Japan kommen dürfen. Jährlich im Julius wird ein Schiff von 1200 bis 1500 Tonnen mit Kasimir, feinen Tüchern, Uhren und Gewürzen nach Nangasaki geschickt, welches fast ausschließend nur Kupferbarren und Campher **) dafür einhandelt. Das Kupfer wird von der Com-

*) Die Schiffer sagen, sie brauchten diese Kanonen, um sich gegen die Seeräuber zu vertheidigen; die Wahrheit ist aber, daß sie selbst Seeräuberei treiben.

**) Wir haben bereits oben angezeigt, daß der ächte Campher von Sumatra nach China und Japan zu theuren Preisen verkauft und der Chinesische und Japanische Campher wohlfeil eingekauft wird. In Europa haben wir nur den letzteren.

pagnie ausgeprägt, und mit diesem Gelde werden die Europäischen und Indischen Truppen besoldet. — Wir werden bei Japan mehr von dem Handel der Holländer mit diesem Reiche sagen.

Die zu Batavia gebräuchlichen Münzsorten sind entweder Indische oder Europäische. Holländische Ducaten sind ziemlich selten. Am häufigsten sind Ducatonen (Kronthaler) Piaster, Schillinge, besonders die sogenannten Schiffsschillinge und die Deute oder Kupfermünzen. Im Handel bedient man sich gewöhnlich der Rupien, sowohl goldener als besonders silberner. Eine goldene Rupie gilt 10 Thaler, eine silberne ungefähr einen halben Thaler. Auch circuliren hier, selbst unter den Europäern, Chinesische Peetchen (Petjes) die aus Messing gegossen sind, in der Mitte ein viereckiges Loch und die Größe eines Viergroschenstücks haben. Man reihet ihrer eine gewisse Anzahl auf Fäden und bezahlt damit, nicht aber durch einzelnes Abzählen derselben. — Die Eingeborenen haben gleichfalls ihre eigenen Münzen, welche aber alt und gegenwärtig sehr selten sind; sie sind von Messing, von der Größe eines Speciesthalers, doch viermal dicker.

4.

Verfassung und Eintheilung.

Die Holländer sind die eigentlichen Herren von Java und die inländischen Könige stehen unter der Suzerainetät der Ostindischen Compagnie *). Bei jeder Re-

*) Bekanntlich ist die Ostindische Compagnie durch die Revolution in Europa aufgehoben; in ihre Rechte ist das Gouvernement getreten, doch mit einigen Modificationen, die

gierungsveränderung, die durch den Tod oder durch Revolution bewirkt wird, ernennt das Generalgouvernement von Batavia, den nachfolgenden Regenten. Während der Anwesenheit des Capitains Tombe war 1804 der König von Bantam *) durch seinen Neffen ermordet worden, und der Generalgouverneur schickte ein Rathsglied und vier Kaufleute nach Bantam, die einen neuen König installiren sollten. Bei seiner Ankunft versammelte der Rathsherr die Prinzen, den Adel und das Volk, hielt eine Rede, worin er die Pflichten gegen den Souverain aus einander setzte, und verkündigte den Namen des Prinzen, den die hohe Regierung auserwählt hatte, um das Volk zu beherrschen. Darauf würde vor dem Pallast eine große Waage errichtet, und junge Mädchen brachten in Körben Blumen, Gemüse und Früchte aller Art, die das Land hervorbringt. Diese wurden in die eine Waagschaale gelegt. Der ernannte Prinz setzte sich in die andere; da er schwerer war, als alle Landesproducte und die Waage in die Höhe schnellte, so ward er sogleich als König anerkannt und proclamirt. Der edle Rathsherr setzte ihm zugleich die Krone auf und umarmte ihn. Alle andere Fürsten, und selbst sein Vater, warfen sich vor ihm nieder und huldigten. Darauf versprach der König ein treuer Bundesgenosse der Compagnie zu seyn, bestätigte die übernommenen Verpflichtungen seiner Vorgänger, in Absicht auf das Bundescontingent und die Lieferungen von Pfeffer und andern Producten seiner Staaten zu den festgesetzten Preisen. Während dieser Ceremonie wurden die Kanonen vom Schlosse und von dem Holländischen Fort, das in der Nähe der Hauptstadt Bantam liegt, gelös't. — Der König von Bantam besitzt auch einen Theil von Sumatra; vorzüglich die Bewohner der Lam-

nicht bekannt sind, daher wir mit Tombe hier noch die alte Benennung beibehalten.

*) Er besitzt den westlichen Theil der Insel.

ponsbey im Süden von Sumatra. Seine dortigen Unterthanen, die größten Theils Seeräuber sind, versagen ihm aber nicht selten den Gehorsam.

Man sieht aus dem Gesagten den Zustand, in welchem sich der König von Bantam befinden muß. Das Schicksal der anderen Könige und kleinen Fürsten der Insel ist um nichts besser. Die mächtigsten dieser noch beibehaltenen Landesregenten, sind, nach Thunberg, außer dem Könige von Bantam, der Fürst von Madura (einer benachbarten Insel) der Kaiser von Surikarte oder Mataram und der Sultan von Djokjakarta. Eine ältere vor uns liegende Charte nennt noch die Königreiche Tschiribon, und Greffic, das Fürstenthum Madion und mehrere Provinzen, die wahrscheinlich von kleinen, unabhängigen Fürsten beherrscht wurden. Alle sind endlich unter das Joch der Compagnie gebracht worden. Gleichwohl haben sie ihre alten stolzen Titel noch beibehalten; so nennt sich der Sultan von Djokjakarta einen Regenten der Welt und Statthalter Gottes; der Kaiser von Mataran aber begnügt sich der Nagel oder die Stütze der Welt und ein Beschützer des Glaubens zu seyn.

Das Königreich Balambuan, in der südöstlichen Ecke der Insel war lange von den Holländern als unbedeutend vernachlässiget worden. Im Jahre 1766 aber brach der Krieg zwischen diesem kleinen Könige und der Compagnie aus. Ungeachtet seines tapfern Widerstandes, wurde er 1768 besiegt und gefangen genommen. Er starb in der Citadelle von Batavia und seine Familie wurde nach dem Cap auf der Robbeninsel transportirt. Es scheint bei alledem, daß auf der Südseite noch einige kleine Könige oder Fürsten ihre Unabhängigkeit, wahrscheinlich durch ihre Armuth geschützt, erhalten haben.

An der Spitze des Holländischen Gouvernements steht ein Generalgouverneur, der im Besitz königlicher Macht und

Autorität ist. Unter ihm stehen alle Gouverneurs in den Molukken und andern Holländischen = Ostindischen Colonien. Er hat das Recht, mit den inländischen Fürsten Bündnisse, Krieg und Frieden zu schließen; er kann auch, wenn das Interesse der Compagnie es erfordert, Könige und Fürsten ein= und absetzen. Er hat seine eigene Leibwache, ohne welche er sich nie öffentlich sehen läßt. Wann er ausfährt, reitet sie mit gezogenem Schwerdte und zwei Trompetern neben dem Wagen; ein Europäischer Läufer und vier Mohren dienen zum Staat, und bisweilen reitet noch ein Commando von 50 Mann hinter dem Wagen. Jedermann, die Rathsherren ausgenommen, muß ihm, wenn er vorbeifährt, seine Ehrerbietung beweisen: wer geht, muß stille stehen; wer fährt, aussteigen. Dem Generalgouverneur ist ein Conseil, der große indische Rath, zur Seite gesetzt, das aus dem Generaldirector der Handlung, fünf wirklichen, stimmfähigen und einigen consultirenden Rathsherren besteht. In diesem Conseil werden die wichtigsten Gegenstände, das Interesse der Compagnie betreffend, verhandelt. Der Gouverneur kann gegen die Meinung des Raths, die seinige durchsetzen; hat alsdann aber allein die Verantwortlichkeit des Erfolgs. Gewöhnlich stimmen die Rathsherren der Meinung des Generalgouverneurs bei, weil ein Widerspruch, bei seiner großen Macht, ihnen gefährlich werden kann.

Der Justiz = Rath, dessen Mitglieder in Holland ernannt werden, ist von dem großen Indischen Rathe völlig unabhängig. Die Richter sind aber schlecht besoldet. In Batavia ist noch ein Magistrat und ein Schöppengericht.

Das Militär besteht theils aus Europäern, theils aus Indiern, die ordentlich exercirt sind. Dazu kommen noch die Bürgerschaft und die Chinesen, welche ebenfalls im Kriege Dienste thun müssen. Die Anzahl der Soldaten ist verschieden, je nachdem verheerende Krankheiten ihre

Reihen vermindern. Tombe giebt die Anzahl aller auf der Insel vertheilten Truppen, mit Einschluß der Besatzung von Batavia, auf 4540 Mann an. Die Behandlung des Militärs soll, nach Thunberg's Versicherung, oft unbillig, ungerecht und hart seyn. Diejenigen, welche von Seelenverkäufern angeworben sind, genießen lange Zeit hindurch keinen Sold, und wenn sie dazu gelangen, so reicht er kaum hin ihre Kleidung zu bezahlen. Diese Unglücklichen leiden daher am meisten von Krankheiten; wenn sie genesen, sehen sie aus wie übertünchte Pfeiler und ihre Leiber werden fast durchsichtig.

Solche transparente Helden würden, bei einem Angriff der Engländer, die Colonie wahrscheinlich nicht sehr hartnäckig vertheidiget haben. Auch sind die Sümpfe und das ungesunde Klima in Batavia die besten Alliirten der Holländer; diese würden eine gelandete Armee aufreiben, ehe das stark befestigte Fort zur Uebergabe genöthiget wäre.

5.

Topographische Beschreibung.

Die Holländer theilen die Insel gegenwärtig in vier Districte, in Bantam, Jacatra, Charibon und die Ostküste, welche von der Gränze von Charibon, bis an das Cap Sandana, an der Straße Baly, sich erstreckt.

Bantam, ein sogenanntes Königreich, nimmt den westlichen Theil der Insel ein, und wird von etwa 90,000 Menschen bewohnt. Das Königreich Bantam war ehedem das größte und mächtigste auf der Insel, es ist aber von seiner Höhe herabgesunken, seitdem die Holländer sich des Königreiches Jacatra bemächtiget, und dem König von Bantam dadurch die Verbindung mit den an-

dern Theilen der Insel abgeschnitten haben. Dennoch besitzt er ziemlich volkreiche Länder, welche täglich durch die Madurischen Deserteurs, durch die Sklaven, Chinesische Bankeruttirer, und selbst durch Mörder, die sich hierher flüchten, neue Einwohner erhalten. Denn da die Eingeborenen keine Unterthanen der Compagnie sind, obgleich der König ihr Vasall ist, so kann die Holländische Gerichtsbarkeit die Verbrecher hier nicht verfolgen.

Die Hauptstadt Bantam ist ganz von Bambus erbaut, und liegt am Ufer des Meeres, nahe bei der Mündung eines Flusses, der sich in die Bai ergießt. Der König wohnt in einem Pallast, der auf Europäische Art erbaut ist, und in dem Umkreis eines alten verfallenen Forts liegt. Die 80 gegossenen Kanonen, die man hier findet, haben keine Laffeten und sind gänzlich unbrauchbar. Auch wird diese königliche Festung, so wie die Stadt, von einem Holländischen Fort beherrscht, worin sich ein Commandant, einige Officiere und 50 Soldaten befinden.

Der König kleidet sich an feierlichen Tagen auf Europäische Art. Er trägt dann ein scharlachrothes, mit Gold gesticktes Kleid, Stiefel, Sporn, einen Hut, einen Säbel und einen Dolch. An andern Tagen sieht man ihn im Malaiischen Costume, jedoch sehr reich; dann ist er mit zwei Dolchen bewaffnet. Sein Serail besteht aus 3 bis 400 Frauen.

Das Land erzeugt eine große Menge Reiß und Pfeffer, und etwas Zinn. Zu Lande beträgt die Entfernung von Batavia nach Bantam 30 Lieues.

Die Einwohner haben eine Art Theater, das vollkommen unsern Ombres chinoises gleicht. Sie sind gastfreundlich.

In dem ehemaligen Königreich Jacatra liegt die Holländische Hauptstadt Batavia unter 6° 10' S. Br.

und 122° 47′ östlicher Länge *), ungefähr sechs Meilen von der Sundastraße. Die Küste bildet hier eine große Bai, in welche sich mehrere kleine Flüsse ergießen, welche von den sogenannten blauen Bergen (Pangerango) herabkommen. Dieses Gebirge liegt 40 Meilen von Batavia im Süden. Der Haven wird mit Recht für einen der besten in Indien gehalten, denn er ist weit genug die größte Flotte aufzunehmen, und die vielen kleinen Inseln an seinem Eingange brechen die Gewalt der Meereswoogen, so daß die Schiffe hier in völliger Sicherheit liegen.

Man zählt in Batavia gegen 160,000 Einwohner, und unter diesen 10,000 Europäer.

Die Stadt ist vielfach mit Canälen durchschnitten, und die Quais sind mit Bäumen besetzt. Der Stadtwall ist unbedeutend, das Fort aber gut befestigt. Diese Citadelle liegt an dem Nordostende der Stadt und beherrscht den ganzen Haven und dessen schmalen Eingang, so daß Batavia von der Seeseite nicht belagert werden kann, und von der Landseite würde eine Armee in dem Boden und Klima unübersteigliche Hindernisse antreffen **). Das Schloß oder die Wohnung des Gouverneurs befindet sich in der Citadelle, wo alle Mitglieder des Raths im Fall einer Belagerung sich hinbegeben müssen. Hier sind auch die Hauptmagazine der Compagnie, sowohl für die Indischen, als für die Europäischen Waaren; ingleichen die Rentkammer, das Zeughaus und verschiedene andere öffentliche Gebäude.

Die öffentlichen Gebäude der Stadt sind zum Theil alt und geschmacklos, wovon jedoch die neue schöne Kirche eine Ausnahme macht ***). Zu Batavia sind zwei der Compagnie gehörige öffentliche Hospitäler. Das eine steht

*) Nach Tombe.

**) Im Jahr 7 und 8 der Französischen Republik, haben die Engländer Batavia ohne Erfolg blockirt.

***) Man sehe das beiliegende Kupfer.

in der Stadt und heißt das Binnen-Hospital. In diesem werden alle Kranke aus der Stadt und von den Schiffen aufgenommen. Das Außen-Hospital (Buyten Hospital) liegt außerhalb der Stadt, auf der kleinen Insel Purmerent. Hieher werden die Kranken aus dem Binnen-Hospital gebracht, (sobald sie anfangen zu genesen,) um hier eine frischere Luft zu genießen und mehr Bewegung zu haben. Außerdem findet man noch zwei Krankenhäuser, wovon das eine den Mohren, das andere den Chinesen gehört. Die Stadt hat sechs Kirchen, zwei reformirte, eine portugiesische, *) eine lutherische, eine Hospitalkirche und eine in der Citadelle. Außerhalb der Stadt steht noch eine portugiesische Jede hat ihren Prediger, die man aus Holland kommen läßt, und welche neben einer großen Achtung auch eine ansehnliche Besoldung genießen.

In ganz Batavia ist nur ein Wirthshaus; Weinkeller und Kaffeehäuser findet man nicht.

Vor der Stadt steht ein astronomisches Observatorium, das aber, wie Thunberg versichert, nicht gebraucht wird.

Die Compagnie hat eine Bibliothek, ein Archiv und eine Druckerei.

Die vorzüglichsten Fabriken sind die Arrakbrennereien, deren es eine große Anzahl in den umliegenden Gegenden der Stadt giebt.

Auf der Landseite hat Batavia eine große und schöne Vorstadt, die nicht nur von Europäern, sondern auch von Chinesen und Indiern bewohnt wird. Etwas weiter hinaus trifft man eine Menge Lusthäuser mit den reizendsten Gärten an. Hier bringen die Reichen und Vornehmen ihre geschäftfreien Stunden zu, weil die Luft

*) Für die schwarzen Portugiesen, welche auf Batavia Protestanten sind.

gesunder als in der Stadt ist. — Die gesellschaftliche Unterhaltung, so sehr die Holländer sie loben, scheint eben nicht sehr belebt zu seyn. Jeden Abend von sechs bis neun Uhr ist die allgemeine Visitenzeit. Man raucht in dieser angenehmen Gesellschaft Tabak, und trinkt Wein oder Bier. Gewöhnlich kommt man mit Rock, Perücke, Hut, Degen und Stock. Sobald die Complimente abgemacht sind, giebt man Hut und Stock dem mitgebrachten Sklaven, nimmt die Perücke ab, und setzt auf den kahlgeschornen Kopf eine weiße baumwollene Mütze. Darauf legt man Rock und Degen ab, und läßt Alles durch den Sklaven nach Hause tragen. Die Gesellschaft geht vor die Thür und bringt den Abend auf einer Erhöhung vor dem Hause zu. Alle Anwesenden können sicher seyn, daß ihre Gesundheit getrunken wird. Um neun Uhr kommt der Sklave mit Perücke, Rock 2c. zurück und Jedermann begiebt sich bei Fackelschein nach Hause.

Die Holländer sind sehr gastfrei. Bei einiger Bekanntschaft findet man in allen Häusern der Reichen offene Tafel.

Die kleine Insel Edam, am Eingange des Havens, dient zum Aufenthalt der Verbrecher. Zu einer ewigen Verweisung und Gefangenschaft verurtheilen die Holländer nicht leicht einen Missethäter, sondern höchstens zu einem 99jährigen Aufenthalt auf dieser Insel, wo die Verwiesenen als Sklaven Taue machen und andere beschwerliche Arbeiten verrichten müssen. — Auf einer andern kleinen Insel Kniper hält die Compagnie Reißmagazine; und auf Onrust hat sie den neutralen Schiffen ihren Markt an sehr bequemen Quais angewiesen.

Charibon (Scharibon) an der Nordküste, östlich von Batavia, ist der Sitz eines kleinen Sultans, welcher sich frühzeitig und freiwillig unter den Schutz der Compagnie begab, und ihr jährlich 330,000 Pfund Reiß, den Zent-

ner zu einem Gulden; eine Million Pfund Zucker, den Centner zu 4 Thaler; 1,200,000 Pfund Kaffee, das Pfund zu einem Groschen; 100 Centner Pfeffer, das Pfund zu 18 Pfennigen liefert. Obgleich dieser niedrige Preis sehr drückend für die Schützlinge der Compagnie seyn muß, so haben die Einwohner von Cheribon sich doch nie empört; sie sollen die sanftesten und gebildetsten unter den Javanern seyn.

Mataran, ein Kaiserthum an der Südseite, ist den Holländern seit 1704 zinsbar. Se. Majestät liefern den edlen Herren von Batavia 13 Millionen Pfund Reiß, den Centner zu 10 Groschen und in ähnlichem Verhältniß eine Menge Holz, Pfeffer und allen Indigo, den das Land erzeugt. Die Holländer haben in den Häven dieses Kaiserreiches vortreffliche Werfte.

In allen diesen Staaten unterhält die Compagnie Forts mit zum Theil nur kleinen Besatzungen, die aber hinreichen, um den Nagel der Welt oder den Statthalter Gottes zittern zu machen.

Zu Sourabaya und Balambuan sind ebenfalls Forts und Comtoirs.

Unter den benachbarten Inseln bemerken wir zuerst die Prinzen-Insel in der Sundastraße. Sie ist ungefähr fünf Meilen lang, ziemlich flach, mit Holz bewachsen, und erzeugt daher wenig Producte, obgleich der Boden fruchtbar ist. Auf dieser Insel regiert ein Raja, der unter der Oberherrschaft des Königs von Bantam steht. Die Einwohner sind Javaner. Die Hauptstadt Sambarang enthält ungefähr 400 Häuser von Bambus.

Die Insel Madura, nordöstlich von Java, ist ungefähr 20 Meilen lang und 7 Meilen breit. Der Fürst oder Raja steht unter dem Schutz oder vielmehr unter dem

Druck der Ostindischen Compagnie, deren Agenten hier Grausamkeiten aller Art ausgeübt haben.

Die Insel Baly wird von einigen Geographen zu den südlichen Molukken gerechnet, daher wir weiter unten darauf zurück kommen werden.

C. Borneo.

Neuholland ausgenommen, das die neueren Geographen mit Recht als ein Continent ansehen, ist Borneo die größte Insel der Erde. Sie erstreckt sich von 7° N. Br. bis 4° S. Br., folglich durch 11 Breitengrade, und von 126° bis 137° O. L. von Ferro. Sie ist ungefähr 165 teutsche Meilen lang und unter dem Aequator etwa 135 Meilen breit. Die Kenntnisse der Geographen von dieser Insel, die wenigstens so groß ist, als das heutige Frankreich, sind höchst unvollkommen und schwankend. Von ihrem Innern wissen wir nichts und selbst die Küsten sind nicht durchgängig erforscht worden. Es scheint, daß die Insel von einer doppelten Gebirgskette durchschnitten sey, deren eine von Norden nach Südost, die andere von Norden nach Südwest streicht. Zwischen diesen Bergen finden sich weite, zum Theil wüste Ebenen, und im Norden von Borneo soll ein großer See, Kienie=Balluh, liegen, aus welchem alle Flüsse dieser Gegend, deren Anzahl auf 100 angegeben wird, entspringen und dadurch den Verkehr erleichtern. Vulkane und Erdbeben hat Borneo mit den andern Inseln dieser Gewässer gemein. Die Küsten sind, so viel man sie kennt, bis auf einer Strecke von 8 bis 10 teutschen Meilen sumpfig, daher man sie nur auf Booten in den Flüssen bereisen kann. Der Banjer=Massing

(Bendscher Massihn) wird auf den Charten als der größte Fluß angezeigt; er entspringt im nördlichen Theil von Borneo und hat seine Mündung an der Südseite der Insel. Das Klima ist gemäßigt, wie auf Sumatra.

Das Land ist reich an kostbaren Producten, denn es erzeugt Gold, Diamanten, Eisen, Zinn, Pfeffer und andere Gewürze, ächten Campher, Reiß, Ebenholz und treffliche Farbhölzer. Die dichten und undurchdringlichen Wälder enthalten Bäume von staunenswürdiger Höhe. Unter den Thieren sind besonders die Affen merkwürdig. Borneo scheint das eigentliche Vaterland des Orang-Utangs zu seyn. Büffel von ungewöhnlicher Größe, wilde Schweine, Tiger, Leoparden, Panther, Elephanten, der Wasserhirsch, eine Varietät des Cervus axis, und eine unzählbare Menge Vögel bevölkern die Wälder. Von den Bienen wird viel Wachs gewonnen, welches einen ansehnlichen Handelsartikel ausmacht.

Die Einwohner der Küsten bestehen aus verschiedenen Malajischen Völkerschaften, die sich hier des Handels und der Seeräuberei wegen niedergelassen haben. Man findet Malajen von der Halbinsel Malakka, Javaner und Biadjos von Celebes. Alle zeichnen sich durch einen hohen Grad von Grausamkeit aus, welche den Europäern, die sich hier niederlassen wollten, häufig höchst verderblich wurde. Diese Malajen haben hier ebenfalls ihre Lehnsverfassung eingeführt, und die nothwendige Folge dieser allerverderblichsten Verfassung war auch hier eine Zersplitterung des Reichs in unzählbare kleine, ohnmächtige, wenn gleich sich mit der Unabhängigkeit brüstende, Fürstenthümer. Einige dieser kleinen Staaten haben die Muhammedanische Religion angenommen.

Die Chinesen haben sich gleichfalls auf Borneo ausgebreitet, ja man sagt, das große Reich, das sich vor Ankunft der Europäer über ganz Borneo und über



viele benachbarte Inseln erstreckte, sey von Chinesen gestiftet worden. Die alten Einwohner sind eine Negerrasse, wie ihre schwarze Haut und ihr wolliges Haar beweiset; sie sind von den Malajen größten Theils in das Innere der Insel zurück gedrängt worden. Die Spanier von den Philippinen haben diesen Stämmen den Namen Negrillos gegeben. Die später angekommenen Bewohner sind weißer als die Malajen, daher man sie auch für Chinesische Colonisten gehalten hat. Sie haben verschiedene Namen. In der Gegend von Banjer-Massing heißen sie Biadschuhs oder Bon'chus; im nördlichen gebirgigen Theil von Borneo aber Marut oder Eidahan, im Lande von Passir, an der Ostküste, sind sie unter dem Namen Darat bekannt, und auf Magindanao, einer Philippinischen Insel, heißen sie Subanos, so wie auf einigen Molukken Alfuhris oder Harafohris **). Vielleicht gehören die Einwohner der Ladronen, der Carolinen, der Freundschafts- und Societäts-, der Marquesas- und Sandwichs-Inseln, der Osterinsel und Neuseelands insgesammt zu diesem Stamme. Denn alle diese Völker haben eine große Uebereinstimmung in der Sprache, Farbe, Bildung und in den Sitten; ihr Haar ist auch durchgängig lang und schlicht, wenigstens wellenförmig *).

Die Insel ist gegenwärtig in verschiedene Königreiche getheilt, von denen wir die bekanntesten hier anführen wollen.

Das Königreich Tatas, an dem Banjer-Massing erstreckt sich über den südlichen Theil der Insel. Die Hauptstadt heißt Martapana. In Banjer-Massing haben die Holländer ein Fort.

*) S. Nachrichten von Balambangan, den Suluh-Inseln, wie auch dem nördlichen Theil von Borneo, von J. R. Forster, im 2ten Theil der Forster-Sprengel'schen Beiträge.

**) Nach andern Berichten sind die Harafohris Neger.



Die Königreiche Landak und Sunabana liegen an der Westküste. Der König von Bantam, auf Java, besaß ehedem die Oberlehnshoheit über diese Königreiche; er hat sie aber 1778 an die Holländisch-Ostindische Compagnie abgetreten. Mächtiger ist auf dieser Küste der Sultan von Sambas.

Borneo, an der Nordwestküste ist die Residenz eines Sultans, dem ehedem die ganze Insel unterwürfig war, von dessen Herrschaft sich aber nach und nach, die anderen Rajas und Könige losrissen und unabhängige Reiche stifteten. Die Nordostküste gehört dem Sultan von Suluh, der in dem Philippinischen Meer ein eigenes Reich gestiftet hat.

Passir, an der Südostküste ist der vorzüglichste Handelsplatz für die Bewohner von Celebes.

Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen haben hier Colonieen anzulegen versucht, die aber alle entweder durch die Schädlichkeit des Klimas oder den Blutdurst der Einwohner zu Grunde giengen. Der Beharrlichkeit der Holländer scheint es jedoch am besten gelungen zu seyn, sich hier zu erhalten. Die Spanier stehen, von den Philippinen aus, in Handelsverkehr mit Borneo. Der wichtigste Theil des Handels ist in den Händen der Chinesen, welche hier auch Schiffe bauen, wozu die Waldungen das trefflichste Holz liefern.

Borneo ist mit einer unzählbaren Menge kleiner Eilande umgeben, zwischen denen diese große Insel wie eine Königin hervorragt. Nach der nördlichen Spitze von Borneo liegt die Insel Balambangan, welche die Engländer 1760 von dem Könige von Suluh, (im Osten von Borneo), zum Geschenk erhielten. Die Colonie wurde in einem Aufstande von den Eingebornen zusammen gehauen.

Die Inselgruppen von Anambe und Natuna,

zwischen Borneo und der Halbinsel Malakka, sind wenig bekannt, wegen der Gefahr, welche den Schiffen in diesen, mit Felsenriffen besäeten, Gewässern droht.

Die wichtigsten Nachrichten von Borneo sind in der oben, S. 75 in der Note, angezeigten Schrift gesammelt auf welche wir hier, des Raums wegen, verweisen müssen.

D. Celebes.

Die große Insel Celebes liegt östlich von Borneo, zwischen 2° N. Br. und 5° 15′ S. Br., und zwischen 137° und 143° O. L. von Ferro.

Alle alten Charten von dieser Insel sind unrichtig, und daher auch die, darauf gegründete, Vergleichung der Insel mit einem Hufeisen. Selbst die skizzirte Charte des Capitän Woodard *), die wir dem Leser aus Mangel einer besseren mittheilen, giebt keine richtige Idee von der Insel, die eine sehr unregelmäßige Gestalt hat. Die Baien von Bony (untiefe Bai der Charte), von Tolo und von Tominie (die auf Woodard's Charte fehlt) schneiden tief ins Land hinein und theilen sie in vier große Halbinseln, die in der Mitte der Insel zusammenhängen. Auch Celebes ist im Inneren wenig bekannt, obgleich die Holländer mehrere Forts an den Küsten besitzen und auf der ganzen Insel die Herren spielen. Aber wenn auch wahrscheinlich in den Archiven der Ostindischen Compagnie manche schätzbare Nachricht von Celebes aufbewahrt liegen mag, so waren diese Kaufleute nicht gewohnt, solche bekannt zu machen, aus Besorgniß, andern Nationen dadurch die vor-

*) Woodard kannte nur die Westküsten von Celebes.

theilhaften Geheimnisse ihres Handels mitzutheilen. Sie waren hier um so vorsichtiger, da Celebes mit Recht als der Schlüssel der Molukken angesehen wurde. Die Leichtigkeit des Verkehrs mit den Gewürzinseln würde hier um den Ausdruck der Holländer beizubehalten, den Schleichhandel begünstigt und ihrem usurpirten Monopol geschadet haben. Ueberdies gehen die Schiffe, welche nach den Molukken segeln, gewöhnlich zwischen Celebes und der Salajerinsel, die der Südspitze von Celebes gegenüber liegt.

Das Klima ist hier, wie auf den andern Sunda-Inseln gemäßigt, und scheint ziemlich gesund, wenigstens auf der Westküste. Das Gebirge Bonthain, im Südwesten der Insel verursacht (wie das Gebirge zwischen Malabar und Coromandel,) hier zwei verschiedene Jahreszeiten im Osten und Westen des Gebirges. Die Insel ist hoch und voll Berge, unter denen mehrere Vulkane. Auf den Höhen entspringen unzählige Flüsse, von denen sich einige in malerischen Gruppen herabstürzen. Celebes ist reich an Naturschönheiten. — In den Bergen finden sich Goldminen, die bei einer besseren Bearbeitung und wenn die Arbeiter leichter zu finden wären, wahrscheinlich eine bei weitem reichere Ausbeute geben würden, indem sie schon jetzt nicht unbedeutend sind *). — Unter den Pflanzen von Celebes giebt es viele kostbare Holzarten, als Ebenholz, Calenbac, Sandelholz rc. Uebrigens findet man alle herrlichen Früchte Indiens, wie auf den andern Sunda-Inseln. Reiß und Baumwolle werden in erstaunlicher Menge gewonnen. Zugleich erzeugt aber Celebes auch den furchtbaren Giftbaum, Boanupas, in dessen Saft die Einwohner ihre Pfeile und Dolche tau-

*) S. Neue Beiträge zur Völker- und Länderkunde, von Sprengel und Forster. Leipzig 1790. 1. Theil. Seite 160.

chen. — Tiger und Elephanten ernährt die Insel nicht, wohl aber viele Hirsche, wilde Schweine, und selbst Elennthiere. Eine unglaubliche Menge Affen haus't hier, wie auf Borneo; sie werden als vorzüglich stark und boshaft geschildert. Die kleinen Rinder haben einen Buckel auf dem Rücken. Außerdem giebt es hier Pferde, Büffel, Ziegen und Schafe.

Unter den Einwohnern der Küste sind vorzüglich die Biadjos und Makassen bekannt, beide sind Malajen und Muhammedaner; doch sind die ersteren noch ein wilder Stamm, dagegen die andern schon Cultur angenommen haben und einige nützliche Künste treiben, wie selbst ihre Arbeiten in den Goldminen, ihre Schiffe und Waffen beweisen. — Die Makassen sind lebhaft, stark und arbeitsam. Sie erziehen ihre Kinder selten selbst, um sie nicht weichlich zu machen; sondern geben sie, wie einige Völkerschaften auf dem Kaukasus, einem Verwandten, der sie in den Waffen, und den, einem Makassen nöthigen Künsten unterweis't, und sie den Aeltern nicht eher zurück giebt, als bis die Söhne gebildet sind.

Es ist ungefähr erst 200 Jahre her, daß die Bewohner von Celebes den Islam angenommen haben. Vorher beteten sie die Sonne und den Mond an, von denen sie erzählten, daß beide sich Anfangs in die Herrschaft der Welt theilten, daß der Ehrgeiz aber eine Uneinigkeit hervorbrachte, daher der Mond genöthigt wurde, vor der Sonne zu fliehen. Auf dieser Flucht verwundete er sich und erzeugte darauf die Erde. — Christen und Muhammedaner, die nach Celebes gekommen waren, bestritten diese Lehre und suchten die ihrige dafür einzuführen. Beide hatten dem mächtigsten Könige der Insel die Schrecken der Hölle mit allen Farben, welche Priester nur zu mischen verstehen, geschildert, und ihm damit gedroht, diese, wenn er nicht dem Propheten, jene, wenn er nicht dem Sohn der

Jungfrau sich zu eigen ergäbe. Der arme König, dem die Seele heiß wurde vor Angst, wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Er berief die Großen zu einer allgemeinen Versammlung und da diese so wenig als der König wußten, welche Religion die ächte sey, so wendete er sich im Gebet zu dem höchsten Wesen, und bat um Aufklärung, welcher Gottesdienst dem Herrn der Natur am angenehmsten wäre. Er benachrichtigte darauf dem lieben Gott, daß er den ersten Priester der einen oder andern Religion, der im Haven ankommen würde, als einen Boten ansehen wolle, der ihm den Willen Gottes kund thue. „Die Winde und Gewässer, sagte er, dienen deiner Macht; sie werden einen solchen Priester herführen, der deine Lieblingsreligion bekennt. Sollte ich mich in diesem Vertrauen täuschen und würde ein falscher Priester ankommen, der mich verführte, den Irrthum anzunehmen, so würde mein Gewissen doch ruhig dabei seyn, denn du allein trägst die Schuld davon."

Und siehe! ein Priester Muhammeds, langte, der erste, im Haven an. Der König und sein Volk ergaben sich darauf dem Islam und der übrige Theil der Insel folgte bald diesem Beispiel.

Celebes ist in unzählige kleine Königreiche getheilt, die jedoch sämmtlich unter der Hoheit der drei Könige von Bony, Makassar oder Mangkasar und Ternate (eine der molukkischen Inseln) stehen. Die Holländisch-Ostindische Compagnie übt eine gewisse Oberherrschaft über alle inländische Fürsten aus und hat sie in eine Art von Conföderation vereiniget, über welche sie sich das Schutzrecht vorbehalten hat. Die Fürsten sollen entwaffnet seyn, damit sie sich unter einander, oder vielmehr der Compagnie, nicht schaden können.

Der fruchtbarste Theil der Insel ist Makassar oder Südcelebes. Ein ewiger Frühling und ewiger Herbst prangen in den lieblichsten Thälern mit den schönsten Blüten

und köstlichsten Früchten. Die Bewohner dieses Reichs werden für die tapfersten Malajen gehalten. Sie lassen sich nie ohne ihren Dolch oder Crid sehen. Sie sind auch geschickte und fleißige Arbeiter. Ihre baumwollenen Zeuge sind sehr schön. Die Hauptstadt heißt Makassar. Die Holländer haben ein Fort in der Nähe, Rotterdam genannt. Die Gegend um Makassar ist so schön als fruchtbar. Dem Könige sind mehrere andere Fürsten und kleine Könige unterworfen oder stehen mit ihm im gezwungenen Bunde.

Das Königreich Boni liegt an der Westseite des Meerbusens von Boni. In seinem Gebiete findet sich ein großer See, der den schönen Namen Tempe führt. Aus demselben entspringt der Fluß Tjeerann, an dessen Ufer eine Stadt gleiches Namens erbaut ist, in welcher der König bisweilen seinen Sitz hat.

Wadjo oder Toadjo gegen Norden von Boni, wird von vierzig Fürsten regiert, aus welchen ein Oberhaupt für den Krieg und ein anderes für die bürgerliche Ordnung und Sicherheit erwählt wird.

An der Westseite in der Nähe des Aequators, an einer großen Bucht liegt das Gebiet von fünf und zwanzig kleinen Königen, unter denen der König von Tabali der vornehmste ist.

Unfern den Besitzungen dieser 25 Könige, fängt das Gebiet des Königs von Ternate an, und erstreckt sich über einen großen Theil der Ostküste des Landes. Toboko, Bagiu, Gabe, Batai und Amboianta sind die wichtigsten und bekanntesten Ortschaften an dieser Küste.

Die Besitzungen der Holländisch-Ostindischen Compagnie liegen zerstreut auf der Insel. In dem bereits erwähnten Fort Rotterdam, an der Abendseite, ist der Hauptsitz der Holländischen Regierung und des Gouver-

neurs. Im Süden von Celebes besitzen die Holländer die Landschaften Pulembanking, Galisson, Bontheim, Bera und Bulekombo, wo das Fort Carolina. Im Nordosten gehört ihnen zum Theil die Halbinsel Sodian am Meerbusen Gorongtello. Amsterdam und Falkenburg heißen ihre Forts in dieser Gegend. Diese Halbinsel ist die Kornkammer von Celebes.

Der südwestliche Theil der Insel wird von den Biadjos, den wildesten Malajenstämmen bewohnt.

Die Holländer haben sich den Alleinhandel mit Gewürznelken und Muscatennüssen vorbehalten. Sie verkaufen hier Opium, gebrannte Wasser, Gummilak, feine und grobe Leinwand, und beziehen aus der Insel etwas Gold, viel Reiß, Wachs und Sklaven *). Die Zölle bringen der Compagnie jährlich über 14 000 Thaler ein. Einen größeren Vortheil zieht sie aus dem Handel und aus dem Ertrag ihrer Ländereien, die sie mit voller Souverainetät besitzt. Gleichwohl übersteigen die Kosten der Colonie die Einkünfte, und man würde sie daher aufgegeben haben, wenn Celebes nicht als der Schlüssel der Gewürzinseln angesehen wäre.

Die Chinesen sind die einzigen Fremden, welche von den Holländern geduldet werden; sie bringen Tabak, Goldfaden, Porzellan und rohe Seide.

In neueren Zeiten haben die Engländer hier Comtoire angelegt.

Die Insel Salayer im Süden von Celebes wird davon durch einen schmalen Canal getrennt. Ihre Länge beträgt 11, ihre Breite aber nur 1 bis 2 Meilen. Sie ist voll Berge und Wälder mit trefflichen Holzarten, und

*) Es herrscht unter mehreren Stämmen auf Celebes die Gewohnheit, Verbrecher als Sklaven zu verkaufen.

soll sehr bevölkert seyn. Die Holländer haben hier alle Gewürzbäume ausgerottet, und zahlen dem Sultan der Insel dafür jährlich 200 Thaler. Ein schlechtes Fort, Defensie, ist der Sitz eines Holländischen Residenten oder Unterkaufmannes.

IV.

Die Molukken.

A. Nördliche Molukken.

In älteren Zeiten wurden nur die Inseln Ternate, Tidor, Motir, Makian und Bakian oder Bätschian die Molukken genannt; später dehnte man diese Namen auf alle Gewürzinseln aus, und unterschied die nördlichen und südlichen Molukken, so wie die großen und kleinen Molukken. Diese Eintheilungen sind allerdings willkürlich, daher neuere Geographen andere in Vorschlag gebracht haben, die indessen auch nicht immer der Natur gemäß waren. Wir folgen hier der alten Eintheilung und verstehen unter den nördlichen Molukken: Martai, Gilolo, Ternate, Ceram, Tidor, Banda, Amboina und Buro, und unter den südlichen Molukken: Bali, Cumbouwa, Sandebösch, Timor rc.

Das Inselmeer, das die hier genannten und unzählige andere Inselgruppen umfaßt, kann unter einem Viereck dargestellt werden, das zwischen 4° N. Br. und 10° 30' S. Br. und zwischen 137° und 149° O. L. von Ferro liegt.

In diesem Viereck befindet sich jedoch die Insel Celebes, die auch von Einigen zu den Molukken gezählt wird, so wie die südlichen Molukken Bali und Lomboc außerhalb der hier gezogenen westlichen Linie liegen. Diese Begränzung soll keine neue Eintheilung begründen, sondern unsern Lesern nur die Erdgegend auf der Charte kennbar machen, mit deren Merkwürdigkeiten wir sie hier bekannt machen wollen.

Die Natur hat diese Gegend vor Allen ausgezeichnet, sowohl durch die seltsamsten Formen der Inseln, als durch die seltensten Producte; auch hat sie, wie es scheint, den Zugang zu diesem wundervollen Sitz ihrer Launen erschweren wollen, indem Stürme, Klippen, Sandbänke, Untiefen, kurze Wellen, Meeresströme und Erdbeben diese Gewässer gefährlich machen, besonders für größere Fahrzeuge.

Hat der kühne Schiffer diese Gefahr überstanden, und war er glücklich genug, in der ruhigeren Jahrszeit durch die schmalen Fahrwässer zu segeln, so erblickt er, wohin das Auge sieht, überall Wunder der Natur, welche hier alle Bestandtheile des Inneren und der Oberfläche der Erde regellos über einander gestürzt und durch einander gerüttelt hat. Hier scheint der Grund des Meeres in die Höhe gehoben und im Kampfe mit Feuer und Wasser ein neues Eiland entstanden; dort scheinen abgerissene Trümmer eines fernen Landes von dem empörten Ocean hierhergetragen und auf einer Untiefe gestrandet zu seyn. Ueberall Spuren eines furchtbaren Aufruhrs der Elemente, himmelanstrebende Berge, grausenvolle Klüfte, schauderhafte Höhlen, über einander gethürmte Felsen, riesenhafte Splitter, eigensinnig vom Zufall in einander geschoben, in ungeheure Massen durcheinander gewürfelt, und Klippen, zwischen denen und den, Feuer und Steine ausspeienden, Vulcanen das Meer dumpf und dunkel seine Wellen drängt, oder Bergströme, die brausend von Bergen durch Berge auf Berge und Klippen stürzen.

Diesen wundervollen Boden hat die Natur zum Vaterlande der köstlichsten Gewürzbäume und Früchte gemacht. Gewürznelkenbäume, Muscatennußbäume sind der vorzüglichste Reichthum der Inseln, in deren Besitz und Alleinhandel sich zu setzen, die sanftmüthigen, phlegmatischen Holländer die abscheulichsten Grausamkeiten begiengen, und aus Geiz auf vielen dieser Inseln nicht nur die größten Schätze der Einwohner, sondern letztere selbst zu vertilgen, keine Niederträchtigkeit und keine Art des Mordes und der Tyrannei unversucht ließen. Aber die Natur hat den Bemühungen dieser elenden Krämer getrotzt, und ihre jährlichen Züge durch die Inseln, wo sie die Erndte der Gewürze nicht dulden wollten, haben nicht verhindern können, daß nicht eine Gattung Vögel, welche die Nüsse verschlucken und sie unverdaut wieder von sich geben, die Fortpflanzung des Baumes in Gegenden befördert, wohin die ausrottenden Werkzeuge der Holländer nicht dringen können.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß diese Inseln mit Ueberfluß gesegnet sind und an dem Nothwendigsten Mangel leiden. In der That wächst auf den wenigsten Molukken hinlänglich Reiß zur Nahrung der Einwohner; indessen hat hieran oft Mangel an fleißigen Arbeitern mehr Schuld, als die Unfruchtbarkeit des Bodens; denn die Leichtigkeit, sich durch den Sago- und Brodfruchtbaum zu ernähren, macht die Menschen träge und die Tyrannei der Holländer, die jeden Arbeiter so gern zum Sklaven machen, konnte keine Aufmunterung zum Ackerbau seyn.

Außer den Gewürzen wachsen hier Mandelbäume, deren Früchte größer als die Europäischen sind, mit ungemein harten Schaalen, welche man, ihrer Fettigkeit, Stärke und Härte wegen, zum Schmiedefeuer gebrauchen kann; Zitronen-, Pomeranzen-, Kokos- und die höchst nützlichen Sagobäume, aus deren Mark die Molukker Brod backen, und dessen Saft ein gutes Getränke giebt; ferner Nipa-

bäume, eine Palme, die eine Art Wein giebt, und deren Blätter zu mancherlei Flechtwerk gebraucht werden; Bambus, Aloe, Tabak, Sandelholz, viele Arten Brennholz und eine große Anzahl medizinischer Kräuter *).

Die Anzahl der einheimischen Thiere ist nicht groß. Büffel, wilde Schweine, Enten, Krammetsvögel, schwarze Gänse, Papagoien, Paradiesvögel sind vorzüglich von den Reisenden bemerkt worden. Einiges zahmes Schlachtvieh ist von den Europäern hierher verpflanzt worden. Fische, See- und Landkrebse, ausgezeichnet schöne Muscheln sind häufig. Man findet hier Schlangen, die wohl 30 Fuß lang, aber nicht giftig sind, und Krokodille.

Metalle fehlen fast allen Molukken, selbst Eisen.

Die Einwohner sind größten Theils Malajen, auf einigen Molukken findet man Papuas oder Neger. Wenn die Molukker gegenwärtig als feig, träge, wild, blutdürstig, treulos, grausam und rachsüchtig geschildert werden, so haben die Holländer diese Gemüthsart zu verantworten; denn wie konnten Menschen, die sich von ihrem rechtmäßigen Eigenthum verdrängt und genöthiget sahen, in unzugänglichen Wäldern ein herumschweifendes einsames Leben zu führen, anders als zu grausamen und wilden Barbaren ausarten? Aeltere Reisende loben die Molukker als sanft und gesellig.

Die Männer gehen fast ganz nackt. Ein Schurz um die Lenden, ein Hut von buntgemalten Palmblättern, oder ein farbiger Turban sind ihre ganze Kleidung. Die Amboiner und die Reicheren in den Holländischen Colonieen tragen auch Westen und lange Matrosenhosen. Die Weiber sind mehr bedeckt; sie tragen einen sackähnlichen engen Rock und Hüte, die wohl acht Fuß im Umfange haben, oben flach

*) S. Linnaei Herbarium Amboinense. Upsal. 1754.

und mit Muschelwerk und Perlmutter geziert sind; unten ist ein drei Zoll breiter Ring befestiget, worin der Kopf steckt. Die Molukkischen Frauen leben einsam und in ihrem Haushalt zurückgezogen, welches um so auffallender ist, da die Weiber auf Makassar, die doch zu derselben Nation gehören, den Kleinhandel treiben und sich fast häufiger als die Männer in das öffentliche Leben auf den Straßen mischen.

Die Holländer haben es so weit gebracht, daß ein großer Theil der Einwohner sich zum Christenthum bekennt, das heißt, sie wissen den Glauben auswendig und können das Vaterunser beten. Auch gehen sie wohl in die Kirche und zwar häufiger als ihre altchristlichen Herren. Sie aber für die christliche Moral zu gewinnen, ist die geringste Sorge der Europäischen Gebieter gewesen, die selbst nicht viel davon zu wissen schienen und auf jeden Fall sich besser auf Erpressungen, als auf Menschenliebe verstanden. Besonders sollen die Gouverneure häufig wahre Blutsauger gewesen seyn, und doch führten sie den Titel: Edle Herren. — Die übriggebliebenen Könige und ihre unmittelbaren Unterthanen sind Muhammedaner.

Die Holländer haben die nördlichen Molukken in vier Gouvernements eingetheilt, von denen die einzelnen Comtoirs auf den Inseln abhängen. An der Spitze jedes Gouvernements steht der Gouverneur, dem, wie in Batavia, ein Rath an die Seite gesetzt ist, welcher ihm aber nicht widersprechen darf, weil die Gouverneure gewöhnlich mit dem Generalgouverneur in Batavia in gutem Vernehmen stehen, der seinen Vortheil dabei findet, sie zu unterstützen. — Diese vier Gouvernements sind Banda, Amboina, Ternate und Makassar. Die eingebornen Fürsten sind zwar der Oberherrschaft der Holländer unterworfen, doch besitzen sie eigene Staaten, und regieren sie auch nach der alen Malajischen Verfassung; diese sind: die Königreiche Ter-



nate, Tidor und Batschian, und die Fürstenthümer Popo und Salawattei.

Die Statthalterschaft der Banda-Inseln hat ihren Namen von der größten derselben. Diese Eilande liegen zwischen 4° und 5° S. Br. und unter den nördlichen Molukken am weitesten gegen Süden; sie bestehen aus sechs bewohnten und vier unbewohnten Inseln; die ersten heißen Neira, Lanthoir-Banda, Gunung-Apo oder Ganape, Ay, Rhun und Rosingyn; die unbewohnten Mamuk oder Pisang, Koppal, die Fraueninsel und Pulo-Seetang oder Teufelsinsel. — Ehedem belief sich die Anzahl der Einwohner auf 15,000 Menschen, gegenwärtig zählt man deren nur 3,000, worunter 2,500 Sklaven. Die Bandainseln gewährten der Compagnie einen jährlichen Ertrag von 704,000 Pfund Muscatennüssen und 176 000 Pfund sogenannten Muscatenblumen *). Auf der Insel Neira ist der Sitz des Gouverneurs und des Rathes. Obgleich diese Insel nur zwei Stunden lang und eine Stunde breit ist, so werden doch jährlich 8,000 Pfund Muscatennüsse und 2000 Pfund Muscatenblumen darauf gewonnen. Wegen der Theuerung des Products, kann nirgend in der Welt ein Acker Land einen so lohnenden Ertrag geben. Die Hauptstadt Neira besteht aus 100 Häusern. — Auf der Insel Banda haben die Holländer drei Comtoire. Die kleine Insel Ay oder Porteway, die nur zwei Meilen im Umfange hat, kann allein ganz Europa mit dem kostbaren Gewürz versorgen. Auf der Nordseite der Insel liegt das Kastel Revenge.

Die Statthalterschaft Amboina besteht aus den drei großen Inseln Ceram, Buro und Amboina und aus den acht kleinen Inseln Oma, Honimoa, Nussa-Laut, Ceram-Laut, Bonao, Kelang, Manipo und Am-

*) Die Muscatenblume oder Blüte ist eigentlich die zweite Schaale des Kerns oder der Nuß.

blau. Diese Inselgruppe liegt im Nordwesten von der vorigen. Der Gouverneur residirt auf Amboina, in der Hauptstadt Ambon. Die Zahl der Einwohner beträgt 64,000 Menschen. Amboina wird nach Batavia für die wichtigste Colonie der Holländer in Ostindien gehalten, obgleich sie nur 20 Quadr Meilen groß ist. Aber ihr großer Reichthum an Gewürznelken macht sie zu einer wichtigen Besitzung. Außer diesem herrlichen Gewürz erzeugt Amboina Pomeranzen, Limonien, Bananas, Zuckerrohr, Reiß, Sago, Gartenfrüchte, Kokosnüsse, und vortreffliches Tischler- und Bauholz. Auf der Insel Ceram-Laut haben die Holländer die Muscat- und Nelkenbäume ausgerottet, und endlich auch die Einwohner verjagt. — Groß-Ceram ist 50 Meilen lang, und wird im Innern von einem wilden Stamme, den Alfuris, bewohnt. Die Holländer haben sich vergebens bemüht, sie und die dasigen Gewürzbäume auszurotten. An den Küsten haben die Europäer mehrere Forts.

Das Gouvernement Ternate ist unbedeutend, und kostet mehr als es einträgt; doch wird es unterhalten, um den Holländischen Alleinhandel zu beschützen. Diesem Gouvernement sind außer den Forts Malajo, Oranien und Torbecke auf Ternate noch einige andere Forts auf den Inseln Tidor, Motir, Machian, Bachian Ubi, Sangir, Siao, Tagulanda und Banka *), so wie auch die drei Residenzschaften von Falkenburg auf der Nordspitze von Celebes unterworfen; endlich auch die Inseln Teifory, Mejo, Salibabo, Kabruang und Tanna-Labu.

Der König von Ternate war vor Ankunft der Europäer ein mächtiger Monarch in diesen inselreichen Ge-

*) Diese Insel Banka ist nicht mit jener gleiches Namens unweit Sumatra zu verwechseln.



wässern; denn ihm gehörten außer den benachbarten Inseln, auch Celebes, Amboina, Ceram, Buro und andere Molukken. Er hatte 80 zinsbare Fürsten unter sich und konnte eine Armee von 90,000 Mann aufstellen. Gegenwärtig muß der König in Malajo unter dem Schutz der Kanonen von Oranien wohnen, und erhält dafür, daß die Gewürzbäume in seinen Besitzungen ausgerottet sind, eine jährliche Entschädigung von 6,000 Thalern. Ihm gehören noch, so viel man weiß, die Inseln Ternate, (mit Ausschluß der Holländischen Forts) Motir, Machian, Dscheiaritscha, Krakita, Palla, Moroтey, der nördliche Theil von Gilolo (Schilolo) und die Ostküste von Celebes. Wir können hier, des Raumes wegen, nur Einiges von Gilolo anführen. Diese Insel ist, ihrer Gestalt nach, ein kleines Celebes, indem sie, wie die große Insel, durch drei von Osten tief ins Land eindringende Baien in mehrere Halbinseln getheilt wird. Die Insel ist beinahe 40 Meilen lang. Die vorzüglichsten Producte sind Rindvieh, Büffel, Ziegen, einige Schafe, wilde Schweine, Wildpret, Haifische, Schildkröten, und Indische Vogelnester. Der Sagobaum ist hier eigentlich zu Hause und liefert den Einwohnern Brod. Auch Brodfrüchte und Reiß sind nicht selten. — Die Einwohner gleichen den molukkischen Insulanern. Der südöstliche Theil von Gilolo, auch Halemahera genannt, gehört dem Sultan von Tidor.

Der König von Tidor steht, wie der vorige, unter der strengen Zucht der Holländer; ihm gehören, außer dem ebengenannten Theil von Gilolo, die Inseln: Tidor, Meisol, die Kanary-Inseln, Pisang, Patenta, Gammen, Wätschiau, Ravak, Manuáran, die 16 Aeau- oder Jaul-Inseln, und viele andere kleine Inseln, von denen wenig mehr als ihre Namen bekannt sind. Ueberall suchen die Holländer die Gewürzpflanzen auszurotten. Die Bewohner dieser Inseln sind Malajen

und Negerstämme, die aus dem nahen Papua oder Neuguinea hierher gekommen zu seyn scheinen.

Dem Könige von Batschian gehören: Batschian, Mandiolei, Tappa, Lalacatta, Dammer, Gorongo, Ubi, Goram und Sulla, um welche letztere Insel er jedoch mit den Königen von Ternate und Button streitet. Bei Ubi werden Perlen gefischt.

Der Raja von Popo ist dem Schutz der Holländer glücklich entgangen, vielleicht nur, weil seine Besitzungen keine ihren Geiz reizende Früchte erzeugen. Dieser kleine Staat liegt in der Mitte des eigentlichen Molukkischen Inselmeeres zwischen Gilolo und Meisol, ist ziemlich gut bevölkert und besteht aus den Inselgruppen Popo und Bo.

Der Raja von Salawattei ist reicher und mächtiger als der vorige. Seine Insel ist von Neuguinea nur durch einen schmalen, vier Meilen breiten Canal, die Galowastraße, getrennt. Die Bewohner sind Papuaner, doch sollen hier auch langhaarige, kupferfarbige Menschen gefunden werden. Die Insel ist wenig bekannt.

Wahrscheinlich sind in neueren Zeiten auf den Molukken politische Veränderungen vorgegangen; die Engländer eroberten sie im Jahre 1796., sollten sie aber nach dem Frieden von Amiens den Holländern wieder zurückgeben. Das neueste Schicksal dieser Colonieen ist unbekannt, und wir müssen uns schon um deswillen, aus Mangel an neueren Nachrichten hier kürzer fassen, auch wenn der Raum dieser Zeitschrift eine größere Ausführlichkeit zugelassen hätte. Leser, die sich über den älteren Zustand dieser Inseln näher unterrichten wollen, können wir auf Plant's Polynesien verweisen, ein Werk, das, bei einigen Fehlern, große Vorzüge

besitzt und in keiner Bibliothek eines Freundes der Länderkunde fehlen sollte.

B. Südliche Molukken.

Sehr mit Unrecht sind die Inseln Bali, Lambok, Sumbava, Flores, Sandelbos, Luballa, und Timor, nebst mehreren kleineren nahe liegenden Inseln zu den Molukken von einigen Geographen gezählt worden. Wir sehen uns jedoch genöthiget, diese Eintheilung beizubehalten, da sie der im ersten Theile dieses Werkes, Seite 47 angeführten Uebersicht der südasiatischen Inseln gemäß ist. Plant *) nennt sie schicklicher die kleinen Sundainseln, welcher Name weit passender ist, als der der südlichen Molukken, indem die vielen Sunde oder Meerengen in diesem Archipel sowohl, als die Producte, die mit jenen der größeren Sundainseln weit mehr übereinstimmen, diesen Namen rechtfertigen. Diese Inseln sind den Geographen noch ziemlich unbekannt, und wahrscheinlich haben die Holländer, die sie am besten kannten, absichtlich falsche Nachrichten verbreitet. Daher mag es kommen, daß die älteren Geographen, z. B. die Insel Timor für größten Theils unfruchtbar erklären, während Peron **) behauptet, daß hier alle Gattungen von Früchten, welche dem Klima von Indien angehören, vereiniget sind.

*) S. dessen Handbuch einer vollständigen Erdbeschreibung und Geschichte Polynesiens. 1. B. S. 188.

**) S. Entdeckungsreise nach den Südländern, in den Jahren 1800—1804, übersetzt von Hausleutner. Tübingen, 1808 S. 384.

Die Holländer haben auf einigen dieser Inseln Comtoire, auf andern herrschen unabhängige Raja's; auch findet man wohl kleine Negerrepubliken, in denen jedes Dorf sein eigenes Oberhaupt hat. Die Bewohner sind theils Malajen, theils Neger. Der Sklavenhandel ist die vorzüglichste Ursache, warum die Europäer diese Inseln besuchen.

Bali oder Klein-Java, von Groß-Java durch einen schmalen Canal getrennt, hat etwa 40 Meilen im Umfange, und eine dreieckige Gestalt. Es ist an der Nordküste gebirgig, im Süden aber eben und gut angebaut. Der Boden ist zum Reißbau vorzüglich geschickt, da er von 12 Küstenflüssen und einigen Landbächen bewässert wird. Hier nehmen die nach den Molukken segelnden Schiffe Erfrischungen ein, die sehr wohlfeil sind und von trefflicher Beschaffenheit angetroffen werden. Hier herrschte, wenigstens noch vor einigen Jahren, die Gewohnheit, daß sich die Wittwen mit ihren Männern verbrennen ließen. — Die Anzahl der Bewohner dieser Insel soll sich sonst auf 600.000 Menschen belaufen haben; der Sklavenhandel aber hat sie bis auf 150.000 vermindert. Die Balier nähren sich vom Ackerbau und von der Viehzucht, spinnen Baumwolle, und verfertigen gewürfelte Zeuge, mit denen sie, wie mit den Landesproducten einigen Handel treiben. Der Raja von Bali, dessen Regierung als milde gerühmt wird, hält sich einen Vezier, hier Quillor genannt, dem er die Mühe des Regierens überläßt.

Die Insel Lombok bildet von Norden nach Süden ein längliches Viereck, und hält etwa 30 Meilen im Umfange. Sie ist fruchtbar und hat Reiß, Geflügel, Schlachtvieh und Kokosnüsse im Ueberfluß. Die Bewohner sind eine Colonie von Jacatra (in Java) die im Jahre 1693 hieher verpflanzt wurde. Seitdem das Königreich



Jacatra aufgelöst wurde, hat Lombok einen eigenen Sultan. Die Holländer haben hier kein Fort. Die Insel ist selten besucht worden.

Sumbava ist an der gekrümmten Westküste 40 Meilen lang und 5 bis 16 Meilen breit. Der nördliche Theil ist fruchtbar und wasserreich, mit vielen kleinen Bächen und Buchten durchschnitten; im Süden aber trocken und unfruchtbar, und wegen der Untiefen im Meere für größere Schiffe nicht zugänglich. Die Einwohner sind Malajen, die den muhammedanischen Glauben angenommen haben.

Auf Sumbava haben sich einige Chinesen niedergelassen. Sechs kleine Sultane theilen sich im Besitz der Insel, und sind Bundesgenossen der Holländisch-Ostindischen Compagnie.

Zwei kleinere Inseln Sapi und Nomba liegen südöstlich von Sumbava und haben einerlei Producte und Bewohner mit dieser Insel.

Flores oder Ende ist gegen 40 Meilen lang, und in der Breite sehr ungleich. Der östliche Theil heißt eigentlich Flores, so wie der westliche Ende, daher einige Flores und Ende für zwei Inseln gehalten haben. Die Einwohner sind theils schwarze Portugiesen, die hier einen eigenen kleinen Staat bilden, und sich zum Christenthum bekennen, theils muhammedanische Malajen, welche in vielen kleinen, von einander unabhängigen Gemeinheiten leben. Die vornehmsten Producte sind Schildkröten, wilder Zimmet, Sandelholz, Bauholz, Vogelnester, Reiß und Baumwolle. Der Sklavenhandel steht hier in der Blüte, und wird vorzüglich von den schwarzen Portugiesen getrieben. Die Holländer kaufen die hiesigen Sklaven gern, weil sie starke, arbeitsame Menschen sind. — Gegen Celebes zu liegen die kleinen Fischerinseln: Schiedam, Hoogland, Bato-Carimon, das Postpferd, Rusalage und Rusalagate.

Timor ist in neueren Zeiten bekannter geworden. Die Malajischen Einwohner sind durch die Leichtigkeit, in diesem fruchtbaren Eilande ihren Unterhalt zu finden, zur Trägheit verführt worden. Einen Theil der Nacht und des Tages, mit dem Hintern auf den Fersen hockend, in dem Schatten eines Tamarindenbaumes, eines Palmbaumes, eines Pisangs, eines Mangobaumes zubringen; unaufhörlich Betel kauen, Kalu trinken, drei bis vier leichte Mahlzeiten halten; eine Art Zither, die aus einem Lavenienblatte und einem Cylinder von Bambus gemacht ist, spielen; bei Tag und bei Nacht verschiedene Male schlafen; einige Matten flechten, oder sich mit andern eben so geringen, eben so leichten Arbeiten beschäftigen; endlich sich baden, sich kämmen, sich mit Kokosöl reiben, — dieß ist der unveränderliche Kreis der Beschäftigungen eines freien Malajen auf Timor. Was die Sklaven betrifft, so sind sie in jedem Hause so zahlreich, man fordert so wenig Arbeit von ihnen, sie vollbringen sie so langsam, daß ihr Daseyn nicht viel weniger müssig ist, als das Daseyn ihrer Herren *).

Timor wird in vier Gebiete getheilt. Das Holländische Gebiet nimmt den besten Theil der Insel ein; in demselben liegt die von den Portugiesen erbaute Hauptstadt Kupan und das Fort Concordia mit einer vortrefflichen Rhede. In dem Gebiet der schwarzen Portugiesen leben ausgeartete Nachkommen ihrer Europäischen Vorfahren, von denen sie den Namen und die Ceremonieen der katholischen Religion beibehalten haben. Sie sind unabhängig von Portugal, haben ihre eigenen Fürsten und stehen unter dem Schutz der Holländer. Der vornehmste Ort, wo ihr Oberhaupt wohnt, heißt Cukussi. — Das Gebiet der Europäischen Portugiesen, auf dem nordöstlichen Theil der Insel, wird von einer, noch mit dem Mutterlande in Verbindung stehenden, Colonie bewohnt. — Das

*) S. Peron a. a. O.

Land Belo endlich, oder der südliche Theil von Timor, wird von vielen kleinen Königen beherrscht und ist der Stapelplatz des Sklavenhandels. Die Einwohner sind Heiden und werden für wild ausgegeben. Man weiß aber, welche Begriffe die kaufmännischen Beobachter mit dem Ausdruck wild verbinden. Diese Wilden verkaufen den Europäern Wachs, Sandelholz und Sklaven. Den letzten Artikel zu verkaufen, ist doch nur eben so barbarisch, als ihn zu kaufen. Eigentlich aber übertrifft der cultivirte Sklavenhändler, wenn nicht an Wildheit, wenigstens an Niederträchtigkeit, den Wilden.

Endlich haben wir noch die Inseln Rottei, Simao, oder Anambao, Savu und Sandelbos anzuführen. Unter ihnen ist Savu die merkwürdigste und erst durch Cooks Reisen bekannt geworden. Sie wird als ein paradiesisches Eiland geschildert, das mit den schönsten Früchten der warmen Zone prangt, und von einem sanften, liebenswürdigen, tugendhaften Volke bewohnt wird.

Asien.

Vierzehnte Abtheilung.

Beschreibung der einzelnen Länder.

D. Indischer Archipel. (Fortsetzung.)
E. Ost-Asien.

V.

Die Philippinen.

Der von dem ersten Weltumsegler, Ferdinand Magellan, im Jahre 1521 entdeckte Archipel Sanct Lazarus, oder der später sogenannten Philippinen, wäre vielleicht unter allen Indischen Inseln am meisten geeignet gewesen, der Sitz einer blühenden Europäischen Colonie, und unter günstigen Umständen, eines mächtigen, selbstständigen Staates zu werden. Ein fruchtbarer Boden, in großen volkreichen Inseln, ein gemäßigtes, wenigstens weniger ungesundes Klima, als auf den Sundainseln angetroffen wird, Völker, die durch eine handvoll elender Soldaten der Europäischen Herrschaft unterworfen werden konnten, und sich ohne großes Blutvergießen zum Christenthume bekehren ließen, treffliche Häven, und eine Lage, die zum Handel mit America, wie mit China, Japan, den Molukken und Indien einladet, gleichwie sie eine Verbindung mit Australien und Polynesien, zum Vortheil der cultivirten Welt begünstigen würde; alle diese Vorzüge hätten ein mit Weisheit regiertes Volk zum herrschenden in den Indischen und Chinesischen Meeren erheben können. Aber der Aberglaube bemächtigte sich der Philippinen, ein Heer unwissender, verächtlicher Priester wachte aufmerksam für seine Verewigung, und so sind diese Inseln eine Last für den Mutterstaat, und eine der finstersten Gegenden der Welt geworden. Alles was Leben, irdisches Glück

und einen selbstständigen Geist hätte erwecken können, wurde verbannt; selbst der Handel, in dessen Gefolge Wohlstand und mit ihm Aufklärung einhergehen, mußte gefesselt werden, damit pfäffischer Unverstand und Menschenfeindlichkeit hier eine ungefährdete Herrschaft ausüben könnten. Die Philippinen sind eine Spanische Colonie und die Spanier tragen an dem unseligen Zustand derselben eine, vielleicht weniger blutige, aber an der Menschheit gleich verrätherische Schuld, als in Peru und Mexiko. Welche Länder, welche paradiesischen Gefilde haben sie in Barbarei und Unwissenheit erhalten! Wie viel Blut und Kräfte verschwendet, damit wilde, aber unschuldige Völker von ihnen den Rosenkranz beten, und zugleich neue Laster und neuen Aberglauben lernen möchten; denn das Christenthum, das die Spanier in Indien und America verbreiteten, bestehet in leeren Formeln und Ceremonien und in der sklavischen Unterwürfigkeit unter einfältigen, nicht selten boshaften Priestern. Es ist unmöglich, sich mit der Verfassung der Spanischen Colonieen bekannt zu machen, ohne die Regierung, welche dieselbe zuließ, begünstigte und aufrecht erhielt, für etwas anders als für eine Bande blödsinniger Frömmler zu halten, die sich mit einigen, in der gemeinsten Schlauheit geübten, kaltblütigen Henkern verbanden und verschworen, die Menschen zu einem, ihrer Bestimmung gerade entgegengesetzten Ziele zu führen. Daß diese Regierung in neueren Zeiten gestürzt, und der Uebermacht der Geistlichkeit ein Ende gemacht wurde, ist für das Interesse der Welt eine der größten und wichtigsten Begebenheiten. Diejenigen, welche, von einer kleinlichen Ansicht geleitet, nur Jammer und Noth in der Gegenwart sehen wollen, mögen ihren Gesichtskreis über die Gränzen Europa's hinaus erweitern, wo seit Jahrhunderten furchtbare Blutschulden gehäuft wurden, die endlich getilgt werden müssen. Seit Jahrhunderten haben schuldlose Völker in fernen Weltgegenden den Druck der

Noth und des Aberglaubens dulden müssen, damit wir in Europa wohlfeilen Kaufs solche Waaren erhalten konnten, die Griechenland und Rom nicht kannten, und gleichwohl eine höhere Stufe der Cultur erreichten, als viele neuere Völker mit allen Colonialproducten nur zu ahnen wagten. Seit Jahrhunderten haben sich die Europäer als Räuber und Mörder mit den Schätzen Indiens bereichert, es ist billig, daß sie gegenwärtig einige Entbehrungen leiden, damit jenen Völkern ein Theil der Wohlthaten zukomme, die einzelne Denker, durch die Kraft ihres Geistes, über Europa gebracht haben, und mit deren Erkenntniß weder der Mißbrauch der Gewalt, noch die Herrschaft des Aberglaubens, noch auch die bisherige Verfassung des Welthandels bestehen können. Wir waren unglücklich genug, daß unser Leben gerade in eine Periode fiel, wo die rächende Nemesis, müde der Verbrechen der Regierungen, sich furchtbar und unwiderstehlich wieder auf Erden zeigte, und wo jeder Widerstand nur die Noth verlängern kann, die von einem Uebergang zum Bessern unzertrennlich ist. Damit es in Zukunft heller werde, mußte die Gegenwart in Trauer gehüllt werden.

Diese Betrachtungen haben uns keine unschickliche Einleitung zu der Beschreibung der Philippinen geschienen. Warum sucht man sich mit fernen Ländern bekannt zu machen, wenn es nicht geschieht, um den Gesichtskreis zu erweitern, und von einem höheren Standpunkt alle Völker der Erde als Glieder der großen Familie der Menschheit anzusehen, die in allen Zonen den gemeinschaftlichen Beruf hat, ihre moralischen und geistigen Anlagen zu erkennen und auszubilden. Das Verbrechen, das diesem Berufe entgegen wirkt, als die größte Sünde anzuerkennen, ist die geringste Forderung, die man, in einem erleuchteten Zeitalter, an die Beurtheiler der Geschichte unserer Tage zu machen berechtigt ist.

Mit dieser hier angedeuteten Ansicht werden unsere Leser in den Philippinen Länder finden, welche die Natur mit ihren schönsten Früchten gesegnet hat und zu einem Aufenthalt glücklicher Menschen bestimmte, über welche aber die Menschen den Fluch des Aberglaubens mit seinem Gefolge, Trägheit, Despotismus und Armuth, verbreitet haben.

Ein solches Land sucht sich dem Blick des Beobachters zu entziehen; denn die finstere Politik, welche das Volk in gedankenloser Unwissenheit zu erhalten sucht, ist hellsehend genug, zu besorgen, daß der Verkehr mit Fremden nicht nur ihren Unverstand der Welt bekannt machen, sondern in das Land selbst die furchtbare Contrebande der geistigen Aufklärung einschwärzen möchte. Daher hat auch die Spanische Regierung bis zum Jahre 1790 jedem Kauffahrteischiffe den Eingang in die Häven der Philippinen untersagt.

Die Schwierigkeit, die Colonie zu besuchen, brachte die natürliche Folge hervor, daß diese Inseln in Europa wenig bekannt waren. Gleichwohl haben einige Spanier Nachrichten über den Zustand der Colonie herausgegeben, und es hat unter dieser geistreichen, aber durch den Aberglauben in Verkehrtheit ausgearteten Nation, nicht an Männern gefehlt, welche die Wichtigkeit der Philippinen und die Nothwendigkeit einer Reform ihrer Verfassung eingesehen haben. Die Spanischen Berichte sind indessen in Teutschland weniger bekannt, als die Nachrichten, welche einige Franzosen dem Publicum mitgetheilt haben. Unter diesen verdankt man den Herren Legentil *) und La Perouse interessante Aufschlüsse.

*) Legentil reiste auf Befehl des Königs von Frankreich nach Indien, um den Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1761 und 1769 zu beobachten. Seine

Auch Sonnerat, in seiner reichhaltigen Reisebeschreibung, giebt eine kurze Uebersicht des Zustandes dieser Erdgegend. Sprengel im 2ten Theil der Beiträge zur Völker- und Länderkunde (Leipzig 1782) hat eine Geschichte und Beschreibung der Philippinischen Inseln geliefert, worin dieser gelehrte und fleißige Geograph die zu jener Zeit bekannt gewordene Berichte in ein Ganzes zweckmäßig zusammen gestellt hat. Die neuesten Nachrichten verdanken wir dem Herrn Renouard de Sainte Croix der in seiner Reisebeschreibung *) einen ganzen Band den Philippinen gewidmet hat. Was eigentlich neu in dieser Beschreibung ist, ließ sich zwar auf wenige Bogen bringen; indessen hat sein Werk das Verdienst einer leichten, gefälligen Schreibart, und das größere, daß der Verfasser, ein Französischer Cavalerieofficier, von dem Spanischen Gouvernement mit der Organisation der Truppen beauftragt, sich über den Zustand der Colonie in den verschiedenen Inseln ungehindert unterrichten konnte, und also als Augenzeuge um so mehr Glauben verdient. Wir werden in unserer skizzirten Beschreibung der Philippinen uns diesem Reisenden vorzüglich als Führer anvertrauen.

Der Archipel der Philippinen erstreckt sich von 5° bis 19° N. Br. zwischen 135° und 145° O. L. von

Reise in den Indischen Gewässern ist in Paris 1779 und 1781 in 2 Bänden erschienen und auch ins Teutsche übersetzt worden in 8 Bänden. Hamburg 1781 – 1783. — Legentil, der 1766 in Manilla war, beschreibt vorzüglich nur diese Stadt; so wie auch La Peyrouse, außer der Bai von Manilla, wenig von den Philippinen gesehen hat.

*) Voyage commercial et politique aux Indes orientales, aux Iles Philippines, à la Chine avec des notions sur la Cochinchine et le Tonquin pendant les années 1803 – 1807; par M. *Felix Renouard de Sainte-Croix* à Paris 1810. III. Tomes.

Ferro und besteht nach der Berechnung der Spanier aus neun grösseren und einer noch unbekannten Anzahl kleiner. Inseln, die Einige auf 1200, Andere auf 1500 angeben. Die gröste dieser Inseln ist Luzong oder Luzon, auf welcher die Hauptstadt der Spanischen Colonie, Manilla, liegt. Die anderen grösseren Inseln, die den Spaniern unterworfen sind, heissen Mindoro, Penay, Paragua (Palawan), de los Negros Masbate, Zebu, Bohol, Leyte und Samar. Die Spanier rechnen auch die grosse Insel Mindanao oder Magindanao zu ihren Besitzungen, ingleichen die Inseln Yolo oder Suluh; es gehört ihnen aber nur eine kleine Strecke an der Westküste von Mindanao, welche Insel von einem Sultan beherrscht wird, der mit dem Sultan von Yolo in einer den Spaniern nachtheiligen Conföderation steht. Der Name, Philippinen, der nur der Spanischen Colonie zukommt, kann also eigentlich nicht auf die beiden letzten Inseln ausgedehnt werden; indessen gehören sie, in geographischer und naturhistorischer Hinsicht, zu einem Archipel mit den Philippinen; daher wir sie auch in unserer Beschreibung zusammen fassen. — Die kleinen Eilande führen gegenwärtig den Namen Bissayer-Inseln; ehedem hießen sie Pintados oder die Inseln der gemalten Menschen, weil bei der Ankunft der Spanier das Tatowiren bei den Einwohnern allgemein im Gebrauch war.

Die grösseren Inseln sind im Innern noch völlig unbekannt, und vielleicht nie von einem Europäer besucht worden. Gleichwohl findet man auf den Charten den Strich der Gebirge und den Lauf der Flüsse angegeben. Daran ist die üble Gewohnheit der Geographen und Chartenmacher Schuld, die stets mehr wissen wollen, als sie wissen können; wodurch die Unsicherheit unserer geographischen Kenntnisse mehr befördert, und die Erweiterung der-

selben schwieriger geworden ist, als diese Herren in ihrem unzeitigen Eifer geglaubt zu haben scheinen. Wir müssen daher, um nicht zur Verwirrung des Gewissen mit dem Ungewissen neuen Anlaß zu geben, hier ein für allemal bemerken, daß Alles, was wir vom Klima und der Naturbeschaffenheit der Philippinen anführen, nur von den Küsten gilt.

Da die Sonne zweimal durch den Zenith dieser Gegend geht, so zieht sie eine große Menge Dünste an sich, welche in heftigen Regen wieder herabfallen, Seen und Flüsse bilden, den Boden bewässern, ihm eine außerordentliche Fruchtbarkeit geben und die Hitze mäßigen. Die Regenzeit dauert vom Mai bis zum September und bisweilen bis in den December; dann aber genießt man bis zu ihrer Rückkehr einer angenehmen Kühle und Frischheit, wie sie nur der Frühling in Europa gewähren mag. Die Winde wehen regelmäßig und wechselsweise aus allen Himmelsgegenden: vom November bis December Nordwind; März bis Mai, Südost; dann bis November West. Bei dem Wechsel der Mussons entstehen häufig wüthende Orcane, hier Baguyo genannt, die zwar den Feldern beträchtlichen Schaden verursachen, doch zur Reinigung der Luft und Milderung des Klimas im hohen Grade heilsam sind.

Die große Feuchtigkeit auf den Inseln mäßiget die Hitze und erzeugt eine fast beispiellose Fruchtbarkeit; aber sie wird auch Ursache häufiger Krankheiten. Doch hat die Natur gegen diese Uebel unzählbare, warme Heilquellen eröffnet, die fast auf allen Philippinen angetroffen werden. Nur wie jede ihrer Wohlthaten, ist auch diese durch neue Uebel bedingt worden, denn die mineralischen Quellen verdanken ihr Daseyn nur den Vulkanen, die durch Lavaströme und Erderschütterungen eine fürchterliche Plage der Bewohner werden.

Unter diesen Umständen wirkt das Klima erschlaffend wenigstens auf die Constitution der Europäer, und selten wird ein Spanier in den Philippinen angetroffen, der nicht den Keim einer Krankheit mit sich umhertrüge. Bei alledem werden diese kränklichen Europäer hier sehr alt; Renouard de St. Croix fand in Manilla einen Greis von 117 Jahren, zehn Greise von 90 und mehrere von 80 und 70 Jahren.

Ohne diese Nachtheile des Klima's, die doch vielleicht *) an den Küsten zerstörender, als im Innern des Landes wirken, würden die Philippinen der reizendste Aufenthalt der Welt seyn. Immer grünende Bäume, die zugleich Blüten und Früchte tragen, und eine Fruchtbarkeit ohne Gleichen, geben den Inseln eine unbeschreibliche Anmuth. Reiß, der hundertfältige Früchte trägt, Waizen, Roggen, mehrere Europäische Gemüsearten, Kakao, Kokos, der beste Zucker, Pfeffer, Ingwer, wilde Muskatennüsse, Manga (eine süßsäuerliche Frucht, den Pflaumen ähnlich) Sapotilla, Santorfrüchte (den Pfirsichen ähnlich) treffliche Orangen, und unter diesen eine eigene Art, Teton genannt, Bylimbiäpfel, Jaccas, (eine melonenartige Frucht, die bis 100 Pfund schwer wird,) Camitos, (den Bylimbis ähnlich) Lumboyfrüchte (eine olivenförmige Kirsche) Dottogan (eine ähnliche Frucht) Panungianen, Carmonen, Durianen, Maranen, Paros, Pinos, Jomboas, Datteln, Paradiesfeigen, Ananas, und eine große Menge anderer wohlschmeckender Früchte, mit denen die Bäume prangen, geben den Einwohnern eine hinlängliche und angenehme Nahrung, ohne daß sie sich, sie zu erhalten, große Mühe zu geben genöthiget

*) Wir sagen vielleicht, weil auch das Gegentheil möglich ist; so werden die Europäer im Innern von Ceylon von einem gefährlichen Fieber befallen, und genesen, sobald sie sich wieder den Küsten nähern.

wären. Die Pflanzenwelt prangt hier überhaupt mit ihren, dem Menschen nützlichsten Gewächsen, wild wachsen: Hanfbäume, die trefflichste Baumwolle, Indigo, Farbhölzer aller Art, Sandelholz, Campeschenholzbäume, Cassienbäume, Tamarinden, Aloeholz, der Campherbaum, Areka, Betel, vortrefflicher Tabak, Ebenholz, Eisenholz, Zedernholz, das unverweßliche Malavenholz, ein Rohr, Beruco, welches wie Epheu die höchsten Bäume umwindet und bei einem kleinen Einschnitt eine solche Menge Wasser giebt, daß ein Mensch den stärksten Durst damit stillen kann, und eine Menge heilsamer Kräuter, die den Europäischen Aerzten kaum den Namen nach bekannt sind *). Welche Schätze der Natur, die der ungebaute Boden verschwenderisch dem Menschen anbietet! Und doch haben wir nur den kleinsten Theil dieser Schätze namentlich angeführt.

Nicht weniger reich sind die Philippinen an Thieren. Die Zahl der eßbaren Vögel ist groß; wir bemerken nur: Haushühner, Cambodische Hühner, Wasser-, Berg- und Repphühner, Auerhähne, Enten, unzählbare Turteltauben, von allen Farben **), Wachteln, Davons (ein wohlschmeckender Seevogel), Kolin, Poloma, Herrero, Colocolo, Selanganen (von denen die indianischen Vogelnester) u. m. a. Die Papagayen, Kakadu's, Pfauen u. dergl. verschönern durch die Pracht ihrer Federn die Haine und Gebüsche. Von vierfüßigen Thieren findet man: große Rinderheerden, Büffel, wilde und zahme Schweine, Hirsche in großer Anzahl, Kamarons (eine Art Rehe) Lämmer, Ziegen, Pferde und unzählbare Arten Affen. — In den Wäldern erzeu-

*) Zwar findet man viel giftige Pflanzen, aber auch eben so viel Gegengifte, und überhaupt wird der Erfahrung zur Arznei, was die Unmäßigkeit zum Gifte macht.

**) Eine Art Turteltaube hat einen blutrothen Fleck auf der Brust, daher man sie den Dolchstoß nennt.

gen Millionen Schwärme wilder Bienen so viel Honig und Wachs, daß letzteres hier gemeiner als Talg ist. — Nicht weniger verschwenderisch ist das Meer gegen diese Insulaner gewesen. Es liefert eine große Menge trefflicher Fische, von denen einige den Philippinen eigenthümlich sind, wie der Tanguingui und der Sabulo. Die Balatams, deren wohlschmeckendes Fleisch zur Liebe reizt, werden von den Eingebornen, wie von den Europäern sehr geschätzt. Die Chinesen tragen ihren hierher segelnden Schiffern auf, ihnen recht viel Balatams mitzubringen. Unter den Schalthieren findet man Austern von verschiedener Art, die größten, Taclobo genannt, haben so große Schaalen, daß sie zu Wassergefäßen für das Vieh, oder auch zu Weihkesseln in den Kirchen gebraucht werden. Schildkröten sind häufig. Auch erzeugt das Meer Ambra und Perlen. — In den Flüssen und Landseen giebt es viele kleine wohlschmeckende Fische.

Ohne Zweifel sind die Gebirge reich an Metallen. Man findet Gold in den Flüssen, das gewaschen wird, und Eisen zu Tage liegen. Aber die Trägheit der Spanier vernachlässiget den Bergbau, und überdies leben in dem Innern der Gebirgsgegenden noch unabhängige wilde Völker, die in den nützlichen Künsten unerfahren sind. Seit einigen Jahren hat man treffliche Marmorbrüche entdeckt.

Sollte man es glauben, daß bei so viel natürlichen Reichthümern die Einwohner nur einen unbedeutenden Handel treiben, ja daß sie oft in Gefahr sind, Hungers zu sterben? Und gleichwohl sind diese Thatsachen unläugbar erwiesen. Um sie begreiflich zu finden, müssen wir uns mit den hier wohnenden Völkern und mit der Verfassung, welche die Spanier eingeführt haben, bekannt machen.

Auf den Philippinen, und vorzüglich auf der grossen Insel Luzon giebt es zwei sehr verschiedene Menschenrassen. Die eine besteht aus Malaiischen, die an-

dere aus Negerartigen Stämmen. Die Neger, von den Eingebornen Aetas, von den Spaniern Negritos del Monte genannt, bewohnen die innern unzugänglichen, oder besser unbekannten Gegenden. Sie gleichen vollkommen den Bewohnern der Küste von Guinea in Afrika, nur daß sie kleiner an Gestalt sind. Offenbar sind sie Ein Volk mit den Papuas auf Neuguinea und mehreren Inseln des Indischen und großen Oceans. Die gesellschaftliche Ordnung scheint den Aetas so fremd als verhaßt zu seyn, denn sie leben, so viel man weiß, ohne Oberhaupt einzeln in den Schluchten der Gebirge, wie die Affen auf Bäumen ihr Lager suchend, vermeiden den Umgang mit den Malajen, wie unter sich selbst, und suchen nur Weiber auf, wenn der unwiderstehliche Trieb sie dazu auffordert. Indessen mag es auch Stufen unter ihnen geben, die sie über diese thierische Wildheit erheben. In dem Müßiggange besteht das Glück dieser Neger, deren ausschließende Beschäftigung die Jagd ist, zu welchem Behuf sie nichts als Bogen und Pfeile brauchen, in deren Verfertigung ihre einzige Kunst besteht. — Vom Tabak sind sie große Liebhaber, und verkaufen bisweilen ihre Kinder für einen Haufen von diesem Kraut, das sie nicht zu cultiviren verstehen, und das, beiläufig gesagt, von America aus auf diese Inseln verpflanzt worden ist. — Da dieses Volk sich vor der Gemeinschaft mit den Europäern fürchtet, und die Einzelnen, die man eingefangen hat, bei der ersten Gelegenheit wieder in die Wälder fliehen, so weiß man nicht, ob sich irgend eine Spur von Religion bei ihnen findet. Mehrere unter ihnen verstehen die Malajische Mundart, welche auf den Inseln herrschend ist. Es ist wahrscheinlich, daß sie eine eigene Sprache haben.

Die Neger scheinen die Ureinwohner der Philippinen zu seyn; wenigstens haben sich unter den Malajen noch Sagen erhalten, daß sie die Besetzung der

Küsten streitig machten und sich erst nach vielen vergeblichen Kämpfen in die Gebirge zurückzogen.

Die Malajischen Stämme fanden die Spanier bereits an den Küsten verbreitet, als sie die Inseln entdeckten. Sie hatten eine gewisse Stufe der Cultur erreicht, lebten in einer bürgerlichen Verfassung, die, wie bei allen Malajischen Völkern, eine Aehnlichkeit mit dem Lehnswesen der nordischen Barbaren hatte, waren Seefahrer und kannten die Erfindung der Schrift. Ihre Physiognomie ist die Malajische mit einigen Nüancen. Die Hautfarbe ist olivenfarbig oder vielmehr eine helle, ins Schwarze spielende Schmutzfarbe. Ihre Glieder sind proportionirt und stark, die Haare glatt, die Augen groß, bei weit geöffneten Augenliedern, die Nase ist etwas plattgedrückt.

Diese Menschen haben einen sehr lebhaften Charakter und zeigen in ihren Manieren ungemein viel Beweglichkeit. Sie lieben Spiel und Weiber, aber was ihnen den Morgen gefällt, macht ihnen am Abend Langeweile. Lug und Trug sind ihnen zur Gewohnheit geworden. Dabei sind sie träge, weil die Fruchtbarkeit des Bodens die Arbeit fast überflüßig macht. — Das Liebste auf der Welt ist ihnen ein Hahn, und Hahnengefechte das unterhaltenste Schauspiel, das sie sich einbilden können.

Schon die ersten Reisenden, welche diese Völker kennen lernten, fanden, daß alle verschiedenen Stämme einerlei Gewohnheiten und Sitten unter sich eingeführt hatten, welches, im Verein mit der Uebereinstimmung ihrer Sprachen ihren gemeinschaftlichen Ursprung außer Zweifel setzt.

Ueber die Ableitung dieser Völker herrschen dieselben Meinungen oder vielmehr dieselben Dunkelheiten, die wir in der Einleitung zu der Beschreibung des Indischen Archipels angezeigt haben.

Die Häupter des Volks waren Despoten, die sich

aus dem Adel, der noch gegenwärtig den Namen Bagnan führt, durch Tapferkeit und Klugheit emporgeschwungen hatten. Die Plebejer unter ihnen heißen Calianer. Die Macht der Häupter, die erblich war, wurde mehr oder minder groß, nach der Anzahl der Sklaven, und der Dörfer, welche ihrem Befehl gehorchten; da sie nun in unaufhörlichen Kriegen mit ihren nächsten Nachbaren lebten, so suchten sie durch die Gefangenen die Anzahl ihrer Sklaven zu vermehren. Hieraus entstanden drei Classen von Menschen, nämlich die Herren der Dörfer (Gutsbesitzer, Edelleute), die Sklaven und die Freien oder diejenigen, denen die Dorfprinzen die Freiheit geschenkt hatten, und welche noch gegenwärtig unter dem Namen Timaras, welches in der Landessprache frei bedeutet, angetroffen werden.

Die Malajen der Philippinen hatten, bei der Ankunft der Spanier, keine geschriebenen Gesetze, obgleich sie die Schrift kannten. Das Herkommen, und eine Art Gerichtshof, der aus den Häuptern der Stämme und Aeltesten bestand, entschied über bürgerliche Streitigkeiten. Beim Mord entschieden die Verwandten des Gemordeten als höchstes und letztes Tribunal; sie verurtheilten zum Tode, ließen sich aber oft die Strafe abkaufen. Diebstahl, Raub und Ehebruch wurden bestraft; Betrug aber beim Tauschhandel und in andern Verträgen wurde als erlaubt angesehen.

Ueber die Religion dieser Völker dürfen wir keine unparteiischen Berichte erwarten; Fanatische Mönche, die ihnen so schnell als möglich das Christenthum einzuimpfen suchten, ungefähr wie man jetzt die Kuhpocken zu verbreiten sucht, sind unfähig, den Geist eines fremden Glaubens zu erforschen. Wir wissen nur, daß diese Insulaner keine Tempel und keine Götzenbilder hatten, daß sie an einsamen Orten, in Hainen, an Seen den Geistern Opfer brach-

ten, von denen sie irgend ein Uebel fürchteten. Die Seelen ihrer Vorfahren bewohnten einsame Bäume, die von den Nachkommen besucht wurden. Opfer und Tanz feierten ihr Andenken. Die Priester übten das Geschäft der Propheten.

In diesem Zustand fanden die **Spanier** bei ihrer Eroberung die Malajischen Stämme, und noch gegenwärtig verharren in demselben diejenigen unter ihnen, die sich dem Spanischen Joch nicht unterworfen haben.

Die **Spanier** waren vor allen Dingen bemüht, das Christenthum, oder vielmehr die Herrschaft der Geistlichkeit hier einzuführen. Aber das fromme Heer der Mönche, die auszogen dem Reiche Jesu Christi neue Eroberungen zu erwerben, waren unter sich nicht einig, und Augustiner, Franciskaner und Dominikaner sprachen wechselseitig das Verdammungsurtheil gegen einander, weil jeder Orden den wahren Glauben ganz deutlich und bestimmt, (wie man ein Stück Münze in Händen hält,) im Besitz zu haben vorgab, und daher auch allein den Meister in dem neuen Lande spielen wollte. Bei diesen heiligen Zwistigkeiten kamen sie jedoch in dem Einen Punkte überein, daß ihr Interesse erfordere, das Ansehen der Weltgeistlichen auf den Inseln nicht aufkommen zu lassen. Alle Mönche wollten nur ihren Provinzialen unterworfen seyn, und die Autorität des Erzbischofs durchaus nicht anerkennen. Die Erzbischöfe excommunicirten daher die Mönche, welche ihrerseits Repressalien ausübten, und die Ritter der Erzbischöfe, die Gouverneure, gleichfalls excommunicirten. Skandale füllen die Geschichte der Einführung des Christenthums auf den **Philippinen**. Erst im Jahre 1790 wurde diesen Unruhen durch eine Bulle des Pabstes **Pius** VI. ein Ende gemacht. Die Bischöfe erhielten die Herrschaft über diejenigen Mönche, welche zugleich das Amt der Pfarrer ausübten, in Angelegenheiten der Pfarreien;

in persönlicher Rücksicht aber und in Betreff ihres religiösen Betragens wurden die Mönche ihrem Provinzial allein verantwortlich erklärt.

Jeder Orden der Mönche hat sich in den Philippinen eine Provinz zugeeignet, und kein anderer darf seine Anhänger in dieselbe senden, um das Evangelium predigen zu lassen. Diese Mönche sind mächtig genug, um sich den Befehlen der Alcaden, welche die Gouverneure der Provinzen sind, zu widersetzen; ja sie dictiren Strafen und geben denen Zufluchtsorte, welche von der bürgerlichen Gerichtsbarkeit verfolgt werden.

Wie eine solche, unter sich uneinige, Macht als die Spanische auf den Philippinen, wo Mönche, Weltgeistliche und Gouverneure sich wechselseitig einzuschränken bemüht waren, dennoch so leichte Eroberungen machen konnte, wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß ein Land, wo eine Menge kleiner Raja's, die unter sich in stetem Kriege lebten, und als unabhängige Souveraine kein Nationalinteresse anerkannten, den Spaniern, die wenigstens darin einig waren, sie zu unterdrücken, nicht widerstehen konnte. Und so haben sich die letztern ohne großes Blutvergießen zu Herren der Philippinen gemacht. — Wo ein mächtiger Sultan herrschte, wie auf Mindanao und Suluh, da ist ihnen aus eben dem Grunde auch die Eroberung nicht gelungen; ja sie leben sogar in steter Furcht vor den Seeräubereien und Landungen der Malajen von Mindanao, Borneo ꝛc., denen sie außerhalb den Forts keine hinlängliche Macht entgegenstellen können.

Die Spanier waren stark genug, sich der Philippinen zu bemächtigen, aber nicht weise genug, diese schönen fruchtbaren Länder auf eine Art zu benutzen, die dem Mutterstaate Vortheil bringen, und die Bewohner zu Glück und Wohlstand erheben könnte. Um dies wahr zu

finden, dürfen wir nur einen Blick auf die Verfassung und Regierung der Colonie werfen.

An der Spitze der Regierung steht ein vom Spanischen Hofe ernannter Gouverneur oder General-Capitain. Er residirt in Manilla, wo auch der Sitz aller höheren Behörden ist. Der Gouverneur ist Präsident des obersten Gerichtshofs oder der Audienza, Verwalter der königlichen Fonds und Chef der Militärgewalt. Es ist ihm ein Conseil beigegeben worden, das aus einem Regenten und vier Oydors oder Räthen besteht. Der Gouverneur kann der Meinung des Conseils entgegenhandeln und übernimmt dann die Verantwortlichkeit. Die zweite Person nach ihm ist der Lieutenant des Königs, dem die Inspection der Truppen obliegt, so wie das militärische Detaile. In Abwesenheit des Gouverneurs vertritt er dessen Stelle. Dann folgen im Range der Regent, die Oydors rc. — Da der Gouverneur als Militär angesehen wird, so sind ihm ein Assessor und ein königlicher Fiscal für die Rechtssachen zugetheilt worden. In Justizangelegenheiten ist das Conseil die höchste Instanz. Der Rechtsgang ist im höchsten Grade langsam, die Chicane an der Tagesordnung, und die Advocaten haben bei den vielen sich widersprechenden Edicten die beste Gelegenheit, alle Prozesse in die Länge zu ziehen, und die Parteien arm zu machen. Gleichwohl sollen nirgends in der Welt die Menschen, die Europäer, wie die Eingebornen, so prozeßsüchtig seyn, als hier. — Zur Verwaltung der Cassen und Berechnung der königlichen Einkünfte ist eine Contadorie ernannt, welche aus dem Contador major und drei königlichen Beamten besteht.

In gewissen Fällen kann der Gouverneur eine königliche Junta berufen, welche alsdann aus den öffentlichen Autoritäten, den Militärchefs, der Contadorie und dem Erzbischof zusammengesetzt wird.

Der Gouverneur soll, nach dem Gesetze, nur sechs Jahre regieren; aber das Gesetz wird nicht beobachtet. Bei Niederlegung seiner Stelle soll er sich noch sechs Monate auf der Insel aufhalten, und Jedermann soll das Recht haben, ihn, der etwa begangenen Ungerechtigkeiten wegen, bei dem nachfolgenden Gouverneur zu belangen. Obgleich es nun an Ungerechtigkeiten nicht gefehlt hat, so ist doch kein Beispiel einer Benutzung der Wohlthat des Gesetzes vorhanden; so furchtbar wissen sich die Gouverneure zu machen. Nur die Geistlichkeit weiß es zu benutzen, und man hat gesehen, daß der Erzbischof einen Gouverneur excommunicirt, abgesetzt und sich an die Spitze der Regierung gestellt hat. Daher die klugen Gouverneure stets folgsame Champions der furchtbaren Priester waren. Der Einfluß, den sich die Priesterschaft auf die Regierung durch Waffen des Himmels und der Hölle zu verschaffen wußte, war der eigentliche Krebsschaden der Colonie; denn des Königs Interesse, das den Wohlstand des Volks erheischt hätte, mußte zurückgesetzt werden, um den Willen der Priester zu erfüllen, welche ein in Unwissenheit erhaltenes Volk leichter handhaben und zum Aufstand reizen können, selbst in Fällen, wo die Regierung Neuerungen zu seinem Vortheil durchsetzen will. — Für das arme unglückliche Volk war also keine Rettung und die Provinzialverwaltung schien recht eigentlich zu seinem Verderben ersonnen zu seyn.

In den Provinzen sind die Alcaden bestellt, um die Befehle der Regierung zu vollziehen. Sie werden vom Gouverneur ernannt und vom Könige bestätiget. Ihre Besoldung ist so schlecht, daß sie andere Mittel zur Vermehrung ihrer Einkünfte ergreifen mußten, und hierzu gab die Unterdrückung des Volks die beste Gelegenheit. Die Alcaden waren die Vorsitzer der Provinzialgerichte und fanden bald, daß sie mit ihrem Urtheilspruch einen vortheilhaften Handel treiben konnten. Ueberdies standen

die Einnehmer der Abgaben unter ihnen, und mit deren Hülfe ließ sich noch mehr gewinnen. Wir haben oben angeführt, daß die Spanier unter den Malajen einen Adel, die Bagnan's, fanden. Die Bagnan's waren die Freien, die Herren, und das Volk, die Caljane's, bestand aus Sklaven, — gerade wie dies ehedem in Polen, und noch gegenwärtig in mehreren russischen Provinzen der Fall ist. Die Spanier, um ihr Joch sanft zu machen, forderten von den Bagnan's keine Abgaben, sondern ließen die ganze Last derselben auf die Caljane's fallen. Aus den Bagnan's wählten sie die Vorsteher der Gemeinden, capitanes del poeblo, so wie die cabessas de varangaye oder Einnehmer der königlichen Einkünfte in dem Canton. Der Capitan del poeblo hat die untere Gerichtsbarkeit, ungefähr wie in einigen teutschen Ländern der Amtmann, und zugleich die Aufsicht über die Einnehmer. Alle diese Malajischen Beamten plündern ungescheut das Volk, denn ein Sklave, der sich gegen sie auflehnen wollte, würde in diesem Lande, wo die Prozesse so kostspielig und so langwierig sind, nie etwas ausrichten und sich vielmehr der Gefahr einer harten Bestrafung aussetzen. Die Regierung bekümmert sich wenig um die Art, wie die Abgaben eingetrieben werden, sobald die bestimmte Summe, für welche die Einnehmer, die Capitanes del poeblo und die Alcaden gut stehen müssen, nur regelmäßig eingeliefert werden. Da nun außer den königlichen Abgaben, noch für eine Casse, aus welcher die Pfarrer besoldet und die Unkosten bei den Reisen königlicher Beamten bestritten werden müssen, gesammelt wird: so haben die Malajischen Herren von Adel den gültigsten Vorwand, zum Besten dieser Casse, die Caljane's zu berauben. Um das Unglück voll zu machen, stehen diese Blutsauger oft unter den Befehlen der Mönche, welche in dem Dorfe oder District die Herrschaft ausüben, und ihren Vortheil dabei haben, wenn sie geschickte Vermehrer der Einkünfte finden.

Alle diese drückenden Einrichtungen würden in einem so fruchtbaren Lande die allgemeine Armuth nicht haben erzwingen können, sobald der Verkehr mit fremden Kaufleuten unbeschränkt geblieben wäre. Der Handel hätte allen Fehlern der Regierung kräftig entgegengewirkt, und durch seine Vortheile endlich auch den Blödsinnigsten die Augen über das wahre Interesse des Staates geöffnet. Daher mußte der Handel beschränkt werden, und — sollte man es glauben? — ein einziges Schiff ward den Colonisten zugestanden, um ihre Bedürfnisse aus dem Auslande zu beziehen, und ihre Producte auszuführen. Ja dieses Schiff, der Acapulco Galion, war eigentlich bestimmt, um das Königreich Mexico mit Ostindischen und Chinesischen Waaren zu versehen; nur weil von den Philippinen aus am bequemsten nach Acapulco im Spanischen America diese Waaren verschickt werden konnten, kam den Inseln beiläufig der Vortheil zu gute, auch ihre Producte versenden zu können. Der Galion soll von Manilla jährlich nur für 500,000 Piaster Waaren ausführen, welche in tausend Ballen, Bolitas, verpackt werden. Jeder Kaufmann von Manilla, der in Spanien geboren ist und fünf Jahre in der Colonie gelebt hat, hat das Recht, einen solchen Ballen, dessen Länge auf fünf Fuß, die Breite auf $2\frac{1}{2}$ und die Dicke auf $1\frac{1}{2}$ Fuß bestimmt ist, zu verschicken. Außerdem sind den königlichen Beamten, und selbst ihren Wittwen, nach Maßgabe ihres Gehalts, auch eine gewisse Anzahl Ballen zugestanden. Das Recht der Beamten, wenn sie sich nicht mit dem Handel abgeben wollten, wurde von den Kaufleuten erkauft, und für einen Ballen 450 Piaster bezahlt. Das Geld zu diesem Handel wurde häufig von den frommen Stiftungen geborgt, und wohl mit 50 Procent verzinset.

So wie dieses Schiff mit Ostindischen und Chinesischen Waaren nach Acapulco gieng, so kam ein anderer

Galion von daher, der Americanische Waaren, vorzüglich aber Piaster nach den Philippinen brachte. Diese Silbermünze aber verlor sich bald wieder, indem die meisten Chinesischen Waaren mit Piaster bezahlt wurden, und die Geistlichen konnten ihre Gelder stets zu hohen Zinsen ausleihen.

Auf diese Schiffe war nun der Handel von Manilla beschränkt. Der Nachtheil eines solchen unterdrückten Handels wurde endlich der Regierung selbst fühlbar, da ihr die Colonie in den Philippinen jährlich größere Kosten verursachte, als die Einnahme betrug; daher in neueren Zeiten außer dem Verkehr mit Acapulco, auch ein unmittelbarer Handel mit dem Mutterlande, und überhaupt mehr Freiheit des Handels zugestanden wurde. Der Krieg verstattete jedoch nicht, von dieser Begünstigung große Vortheile zu ziehen. Ueberhaupt aber könnte der Handel der Colonie erst dann bedeutend werden, wenn Ackerbau und Fabriken durch fleißige Arbeiter belebt würden; denn der bisherige Handel, der sich auf fremde, aus Indien und China bezogene Waaren beschränkt, bringt um so mehr ungewissen Gewinn, da Engländer und Americaner diese Waaren selbst verführen und den Kaufleuten von Manilla den Markt verschließen können, wie dies wirklich der Fall bereits gewesen ist.

Aus Allem, was wir bisher gesagt haben, wird es nun begreiflich, daß das Leben in Manilla theuer ist *), daß die Colonie sich im Zustand der Armuth befindet, und daß ein schweres Joch auf den unglücklichen Insulanern ruht. So viel Gewalt haben Unverstand und fromme Thorheit: sie können die Wohlthaten der Natur selbst zu Schanden machen, während sogenannte Menschen-

*) Renouard de St Croix berechnet, daß ein unverheiratheter Europäer in Manilla monatlich 149 Piaster braucht, um anständig leben zu können.

kenner behaupten, daß die Weisheit zu ohnmächtig sey, um die Menschen zu einem der Vernunft und der Natur gemäßen Zustand empor zu heben.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, eine topographische Uebersicht der Philippinen zu geben.

Die Insel Luzon, die größte unter den Philippinen, liegt zwischen 12° 30' und 19° 18' N. Br. Ihre größte Länge, von der südlichsten Spitze im Lande der Camarines an der Meerenge St. Bernardino, bis zum Cap Bojador, der nördlichsten Spitze in der Provinz der Ylocos, beträgt 187 Französische Lieues; ihre größte Breite von Osten nach Westen wird auf 55 bis 60 Lieues geschätzt. Diese Insel wird von zahllosen Völkerstämmen bewohnt, die entweder zu den Malajen oder zu den Negern gehören. Die ersten sind die zahlreichsten und unter ihnen die Tagalen die bedeutendsten; sie bewohnen den südlichsten Theil der Insel, der aus sieben Provinzen besteht, nämlich Tondo oder Manilla, Cavite, Boulacan, Batangas, die Lagune oder Lac de Bay, Tayabas und Batangas. In allen diesen Provinzen wird die Tagalische Sprache gesprochen, eine Malajische Mundart, und zwar, die cultivirteste unter allen, die auf den Philippinen geredet werden *). Unter vielen übeln Eigenschaften, welche die Spanier an den Tagalen bemerken, können sie ihnen eine große Hospitalität nicht absprechen. An ihrer Tafel kann jeder ihrer Nation ungebeten Platz nehmen, ohne daß man ihn fragt, wer er sey, noch woher er komme.

Die Hauptstadt Manilla (14° 45' N. Br. und 138° 55' O. L. von Ferro) liegt am Flusse Passig, an einer großen Bai, in der Provinz Tongo, und begreift das Gebiet von drei ehemaligen Königen; sie hat

*) In Madrid sind mehrere Tagalische Wörterbücher gedruckt worden.

unregelmäßige, wenig bedeutende Festungswerke, ein Arsenal, schnurgerade Straßen, einige schöne und viele unansehnliche Gebäude *), und in der innern Stadt, vier Kirchen, fünf Männer- und drei Frauenklöster, zwei geistliche Collegien, und zwei Hospitäler. In der Stadt wohnen etwa 2000 Spanier, theils Europäer, theils ihre weißen Nachkommen, und 3000 Mestizen. Einen großen Theil der Stadt nehmen die Klöster ein, die einen Umfang haben, daß mehrere Tausend Mann darin einquartiert werden könnten, und doch werden sie bisweilen nur von vier oder fünf Mönchen bewohnt.

Die Vorstädte, welche durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt in Verbindung stehen, sind vorzüglich für die Eingebornen bestimmt, die in der Stadt nicht wohnen dürfen; man rechnet hier 60,000 Tagalen, 8000 Chinesen **), 3000 Mestizen und 300 Spanier, und überhaupt eine Bevölkerung von beiläufig 88,000 Seelen.

Die Lebensart der Spanier ist im höchsten Grade einförmig und langweilig; ihr größtes Vergnügen besteht in Spazierenfahren. Sie besuchen einander fast nie, weil sie alle in Processen und Feindschaft leben. — Die Erziehung kann unter der Aufsicht der Mönche nicht gut seyn. Seitdem die Jesuiten aufgehoben sind, ist hier fast keine Spur von Liebe zu den Wissenschaften übrig geblieben. In neuern Zeiten haben jedoch einige Kaufleute ihre Söhne

*) Die Häuser sind größten Theils von Holz, weil, der häufigen Erdbeben wegen, eine massive Bauart gefährlich seyn würde.

**) Die Chinesen, die sich hier aufhalten wollen müssen sich taufen lassen; dies hat einen großen Theil dieser industriösen Nation von den Philippinen entfernt. Durch ein weises Betragen der Regierung hätten sie hier gefesselt werden können, und würden den so sehr vernachlässigten Ackerbau emporgebracht haben.

nach Bengalen geschickt, damit sie dort einen bessern Unterricht erhalten möchten.

Die Natur hat in der Nähe der Stadt die schönsten Gegenden gebildet, aber an den Gärten und Landhäusern der Spanier bemerkt man nicht, daß sie dieselbe durch Kunst zu verschönern bedacht gewesen. Drei Stunden von der Stadt findet man die Grotte von Saint-Matheo; sie ist von einer zahllosen Menge Fledermäusen bewohnt und zieht sich 1700 Schritte weit an einem unterirdischen Fluß ins Gebirge hinein. An diesem Berge hört schon das Spanische Gebiet von dieser Seite auf. Die unabhängigen Wilden, die weiter hinauf wohnen, Ygorotes genannt, gehen ganz nackt, sind gute Jäger, und verkaufen den Tagalen ihr Wildpret gegen Reiß. Sie sprechen Tagalisch.

In Cavite, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, ist ein Schiffsarsenal. Die Stadt war ehedem bedeutender, hat aber durch Erdbeben gelitten. Die Garnison bestand 1806 aus 3000 Mann; es wurde ungefähr eine gleiche Anzahl Bewohner gezählt, unter denen 1000 Chinesen.

Die Provinz Balangas ist vorzüglich deswegen merkwürdig, daß an dem Fuße eines Berges die Bewohner so frühzeitig sind, daß die Mädchen schon im zehnten Jahre Mütter werden, dafür aber bereits im achtzehnten das Ansehen alter Weiber haben. Die Männer halten sich einige Jahre länger. Diese Erscheinung soll in der schnellen Abwechselung der Temperatur und in der eigenen Beschaffenheit des Wassers ihren Grund haben. In dem Gebirge selbst leben die Negerstämme, Aetas.

Oestlich von Manilla liegt rund um den See von Bay die Provinz Lagune. Der See hat 45 französische Lieues im Umkreise, bei einem Durchmesser von 15 Lieues, und wird durch 50 bis 60 Flüsse und Bäche ge-

bildet, die sich in ihn ergießen; er hat süßes Wasser steht mit dem Meere durch den Fluß Passig, der sich in den Busen von Manilla ergießt, in Verbindung und kann das ganze Jahr durch von großen Kähnen beschifft werden, doch müssen die Schiffer, die westlich segeln wollen, die Nacht erwarten, weil der unaufhörlich wehende Ostwind am Tage ihnen entgegen bläs't. — Mitten in dem See findet man die Insel Talin, die sieben bis acht Lieues im Umfange hält und unbewohnt ist, obgleich der Boden fruchtbar ist. — Es scheint, daß der See mit den Vulcanen der umliegenden Berge in Verbindung steht, denn man sah im Jahre 1800 während der heißen Jahrszeit eine Menge todter Fische auf seiner Oberfläche schwimmen, das Wasser hörte auf trinkbar zu seyn, und war mit Schwefel imprägnirt. Auffallend war die Erscheinung, daß viele von den Fischen noch Leben zeigten, obgleich ihr Kopf bereits in Fäulniß übergegangen war. Die Provinz Lagune zählt viele Tagalische Dörfer und ist ziemlich bevölkert; doch findet man, besonders in einiger Entfernung von dem See, große unbebaute Ebenen, wo das Gras bis zu zwanzig Fuß hoch wird, obgleich die Einwohner es wenigstens zweimal im Jahre verbrennen. Dieser so fruchtbare Boden ist der Aufenthalt der wilden Büffel, der Hirsche, einer kleinen Gattung wilder Schweine und einiger großen Wasservögel, weil die Menschen ihn nicht zu benutzen verstehen. Einige Spanier haben die Begünstigung der Natur anerkannt, und sich hier anbauen wollen; aber die Mönche, welche ihre Herrschaft über die Tagalen zu verlieren, und die Alcaden, welche eine Concurrenz bei dem Einkauf der Lebensmittel befürchteten, wußten es dahin zu bringen, daß die Audienza die Erlaubniß verweigerte, sich in der Lagune niederzulassen. Fabriken, die hier angelegt wurden, ließen die Mönche in der Nacht niederbrennen, und die Alcaden verwickelten die Eigenthümer in Prozesse, wodurch sie bald von allen nützlichen Unternehmun-

gen abgeschreckt wurden. — Bei aller Vernachlässigung erzeugt die Provinz sehr viel Reiß, vortrefflichen Indigo, Pfeffer, Arekanüsse, Campeschenholz und Bauholz, das leicht auf dem Passig nach Manilla geschafft werden kann. Die Provinz hat mineralische Gesundbrunnen; vorzüglich bei Los Bannos.

Die Provinz Bulacan, nördlich von Manilla, hat einen geringen Umfang, so daß man sie in einem Tage durchreisen kann; sie zählt aber 50,000 Einwohner und ist außerordentlich fruchtbar. Man findet hier die schönsten Weiber der Insel.

Südlich der Lagune liegt die gebirgige Provinz Batangas. Von dem Gipfel des Mahave, eines der höchsten Berge der Insel, sieht man das Chinesische und das Süd-Meer. Die Ostseite des Berges ist rauh und unfruchtbar, wegen der Monsuns, die Westseite aber prangt mit allen Früchten der Insel. Das Dorf Saint Paul del Monte erzeugt allein so viel Producte, daß es jährlich 80,000 Piaster dafür lös't. Man findet in der Nähe des Dorfs eingestürzte Crater und in ihrer Tiefe unergründliche Seen. Auch in Batangas giebt es viele unbebaute fruchtbare Ebenen.

Die Provinz Tagabas liegt an der Gränze der Halbinsel Camarin, ist an den Küsten sehr bevölkert, im Innern aber mit undurchdringlichen Wäldern bewachsen. Hier wird viel Tauwerk erzeugt. An den Küsten von Tagabas erhalten die Galionen Signale, wenn Manilla oder die Bissayerinseln von feindlichen Kreuzern bedroht werden.

Alle bisher genannten Provinzen gehören zum Tagalischen Lande; im Norden desselben findet man das Land der Pampangue, das von einem Volke bewohnt wird, welches in Sitten und Gebräuchen mit den Tagalen übereinstimmt, aber eine eigene Sprache redet. Die Gebirge und Flüsse dieser Provinz liefern Gold; ihr größter

Reichthum besteht aber in Zucker und Tabak. Die Bevölkerung beträgt 125,000 Seelen.

Die Zambalen, Bewohner einer andern Provinz, der sie den Namen gegeben, sprechen eine mit der Tagalischen verwandte Sprache. Der Haven von Subec in ihrem Lande ist einer der sichersten auf der Insel.

Die Provinz Pangasinan, im Norden der vorigen, gränzt an die Besitzungen unabhängiger, wenig bekannter Völkerstämme. Die Pangasinaner gehören zu den stärksten und tapfersten Bewohnern von Luzon; ihre Sprache hat viel Eigenthümliches, so wie der Ausdruck ihrer Gesichter. Sie sind klein, eigensinnig und lebhaft und unterscheiden sich dadurch von ihren Nachbaren, den Ylocos, die eine nördlich liegende Provinz bewohnen, groß, stark und sehr sanft sind. Das Land der Ylocos soll das schönste, fruchtbarste und volkreichste auf Luzon seyn; man findet hier auch einige Seiden- und Baumwollen-Manufacturen, die von den Eingebornen betrieben werden. Die Bevölkerung wird auf 320,000 Seelen berechnet.

Die nördlichste Provinz, Cagayan, eine Insel, erzeugt die schönsten, und zugleich arbeitsamsten Männer unter allen Spanischen Unterthanen auf den Philippinen. Die Gebirge im Innern des Landes sind mit dichten Wäldern bewachsen und werden von wilden, blutdürstigen, übrigens wenig bekannten Stämmen bewohnt. Die Provinz liefert Goldstaub. Die Babuyaninseln, welche mit dieser Provinz vereinigt sind, leiden Mangel an Holz und Lebensmitteln. Die Landung auf denselben ist wegen der häufigen Stürme beschwerlich. Ein Spanischer Sergent commandirt hier und einige Mönche lehren den Rosenkranz beten.

Alle unabhängigen Einwohner im Innern und an den

Gränzen dieser Provinzen sind noch wenig bekannt. Indessen unterscheidet Renouard de Saint-Croix verschiedene Völkerschaften, nämlich Indianer, Malayen, Chinesen und Japaner, die durch zum Theil unbekannte Schicksale aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, sich hier fortpflanzten und mehr oder weniger bürgerliche Gesellschaften und kleine Staaten bildeten. Die Spanischen Schriftsteller sagen diesen nicht christlichen Völkerschaften viel Böses nach und behaupten, daß sie in unzugänglichen, unfruchtbaren Gebirgsschluchten wohnen; einzelne Reisende aber, die sich hinein gewagt haben, fanden gut angebaute Gegenden, und zum Theil arbeitsame, geschickte Menschen.

Auf der Halbinsel Camarin, mit den beiden Provinzen Camarin und Albey, verursachen die vielen Vulcane häufige Erdbeben. Man findet besonders in Albey, Goldminen, die aber nicht benutzt werden. Die Einwohner sind ein, mit den benachbarten Bissayern nahe verwandtes, Volk.

Die Ostküste von Luzon ist unfruchtbar, weil sie den, von der Südsee her wehenden, Monsuns ausgesetzt ist, und wenig bekannt.

Wir verlassen nunmehr die große Insel Luzon und wollen von den andern Inseln hier noch in der Kürze das Wichtigste anführen.

Die Bissayerinseln bilden einen Archipel im Süden von Luzon, zwischen Borneo und Mindanao, der aus mehr als zehn tausend Eilanden besteht, unter denen einige jedoch kaum eine Viertelstunde im Umfange haben. Sie werden größten Theils von Malajischen Stämmen bewohnt, von denen einige sich den Spaniern unterworfen, andere aber unabhängig erhalten haben, und zum Nachtheil der Europäischen Unterthanen Seeräuber-

auf 2.260 Quadratmeilen geschätzt. Man zählt gegen 20 größere schiffbare Flüsse und über 100 kleinere. Der Pelandschyfluß, so groß wie die Themse bei London, kommt tief aus dem Innern, und theilt sich bei seinem Einfluß in den Iljanobusen im Südwesten der Insel in zwei Arme, davon der südliche den Namen Tamantaka führt; vor der Mündung des nördlichen Arms liegt die kleine Insel Bunwut, auf welcher die Engländer eine Niederlassung errichtet haben, und zwischen beiden Armen die Hauptstatt Magindanao, die Residenz des mächtigsten Sultans auf der Insel. — Im Innern des Landes findet man auch viele Seen, unter denen der Lanoree oder Malano, im westlichen Theile der Insel, der größte ist. Das Klima ist, wegen der häufigen Nebel, und besonders in den niedrigen morastigen Gegenden, für die Europäer gefährlich, die Eingebornen aber vertragen es gut und sind starke nervigte Menschen, die ein hohes Alter erreichen. Gutes Ackerland ist hier in vielen Gegenden eine Seltenheit. Moräste, lockere Sandsteppen, Vulcane, die große Strecken mit Asche bedecken, nebst Wäldern und Gebirgen wechseln mit einander ab. Die Vulcane, so schrecklich ihre Wirkung auch ist, geben doch bisweilen auch Reichthum; so erhält der Sultan von Selangan durch die Schwefelgruben eine reiche Ausbeute, und der Vulcan häuft bei jedem Ausbruche die unerschöpflichen Schwefellagen. — Im Jahre 1640 ereignete sich hier ein merkwürdiges Phänomen, indem ein Vulcan, im Gebiete des Raja von Boyan, sich selbst zerstörte. Mit furchtbarem Getöse und Krachen sprengte er seine Decke und schleuderte die Trümmer seines Gipfels nach allen Richtungen Meilenweit umher. Dampf und Asche stiegen aus dem Schlunde zu einer unglaublichen Höhe, und wurden von den Winden bis nach Borneo, Ternate und Manilla getragen. Die Luft verdunkelte sich, so daß man in einer Entfernung von 30 Meilen, am Mittage völlige Nacht

hatte; über 100 Meilen umher ward Alles in Furcht und Schrecken gesetzt. Man glaubte die Zerstörung der Welt nahe. Ein Theil des Bodens in der Nähe des Vulcans versank, und Wasser drang aus den Schlünden der Erde hervor. Jetzt sieht man an dem Fuße des zerstörten Berges einen See.

Die Insel hat auch sehr fruchtbare Gegenden, die selbst Ueberfluß erzeugen, und eine ansehnliche Ausfuhr der Producte möglich machen. Reiß, Indisches Korn, Gemüse, Betel, Zimmt, Indigo, Zuckerrohr, Sago- und Kassiabäume, und fast alle den Philippinen eigenen Früchte werden hier in Menge und von vorzüglicher Güte gefunden. Ein Gleiches gilt von den Thieren. Von Mineralien, die sicher nicht fehlen, kennt man nur Salz und Goldstaub.

Die Bewohner der Insel scheinen von verschiedenen Völkerschaften abzustammen, die sich der Seeräuberei wegen auf Mindanao niederließen, wo diese Art der Bereicherung allgemein beliebt und durch die Lage, in der Nähe der Bissayerinseln, unsern in begünstigt ist. Die Haraforas scheinen die ältesten Einwohner der Insel zu seyn; sie sind schwarzbraun, wild, tapfer, gehören zu der Malaiischen Rasse, gehen nackt und führen zum Theil ein nomadisches Leben. Diejenigen, welche von den Magindanaern besiegt worden sind, bauen jedoch Reiß und besitzen auch einige Geschicklichkeit in der Weberei. Sie gehören zu einem Volke mit den Alfuris auf Ceram.

Die Magindanaer sind die zahlreichste Nation, gleichfalls Malaien, aber weit cultivirter als die Haraforas; sie stehen unter einem Sultan, treiben mancherlei Künste, vorzüglich aber die Seeräuberei, zu deren Behuf sie sehr zweckmäßige Schiffe bauen. Sie sind von aufgewecktem Geiste, freundlich gegen Fremde, rachsüchtig und grausam gegen ihre Feinde. Man findet hier das gewöhnliche Malaiische Lehnssystem eingeführt; die Vorneh-

men heißen **Dottos**, sie sind die Gutsbesitzer, deren Reichthum und Ansehn nach der Zahl der Sklaven abgemessen wird. Um diese zu erhalten, machen sie Streifzüge zur See, überfallen die unbewachten Küsten und nehmen Menschen und Früchte mit sich fort. Sie werden dadurch den **Spaniern** sehr gefährlich; diese haben aber noch keine Anstalten gegen ihre Besuche gemacht.

Die **Ilianos** sind eine andere Nation, die den mittlern Theil der Insel bewohnt, und wenig von der vorigen verschieden zu seyn scheint. Sie leben in einer aristokratischen Verfassung, und werden von 16 Sultanen und 17 Raja's beherrscht.

Die **Caraganer** und **Dapitars** sind wenig bekannt; die **Bantschilen** gleichen den **Haraforas**.

Diese Völker haben fast alle eigene Sprachen, die von den Reisenden für Malajische Mundarten ausgegeben werden; noch hat aber keiner, so viel uns bekannt ist, sich als Sprachforscher beurkundet, um ein gründliches Urtheil fällen zu können. Gewiß ist, daß die meisten Völker das Malajische verstehen, wodurch der Handel erleichtert wird und was vielleicht auch nur in ihm seinen Grund hat.

Die Religion dieser Völker ist ein wunderliches Gemisch, woran der Islam und das Heidenthum ungefähr gleichen Antheil haben.

Die merkwürdigsten Orte sind:

Maginbanao, die alte Hauptstadt, die sich durch nichts von andern Malaischen Städten unterscheidet. Die neue Hauptstadt heißt **Selangan**, von welcher Residenz der Beherrscher auch Sultan von **Selangan** genannt wird. Der Pallast des Sultans ist mit Mauern umgeben, etwa 120 Fuß lang, 50 breit und ruht auf 32, mit Scharlach umwundenen Säulen. Der Sultan hat eine Garde und besitzt auch Kanonen. Ein ziemlich regelmäßi-

ges Fort, das von Spanischen Ueberläufern erbaut ist, beschützt die Stadt.

Boyan, der Sitz eines dem Sultan unterworfenen Raja's, der ungefähr 40.000 Unterthanen hat.

Kamalabón, ein großer Haven auf der Südküste, die Residenz eines ebenfalls abhängigen Raja's.

Sebugey, ein trefflicher Haven in einer holzreichen und fruchtbaren Gegend, dem Raja von Mudu gehörig.

In dem Gebiete der Ilianos liegen mehrere Städte oder vielmehr Dörfer, von denen wenig mehr als der Name bekannt ist.

Wir beschließen die Beschreibung der Philippinen mit einer kurzen Nachricht von den Suluhinseln. Die Europäer sprechen den Namen dieser Inseln verschieden aus, je nachdem sie zu dieser oder jener Nation gehören; die Spanier nennen sie Cholo und schreiben Yolo, die Portugiesen Scholo (*Xolo*), die Engländer Suluh (Sooloo). Der Suluharchipel besteht aus 50 bis 60 Eilanden, die sich in der Richtung von Südwest nach Nordost, von Borneo nach Mindanao, gleich einer Kette erstrecken und die Gipfel eines Gebirges sind, das beide größere Inseln mit einander verbindet. Der geringe Umfang der Inseln, wird als die Ursache ihres milden Klima's angesehen, indem weder hohe Gebirge, noch Wälder die Wolken aufhalten. Die Regenzeit dauert daher nicht lange und fällt gewöhnlich zur Zeit unsers Frühlings und Herbstes; ein immer grünender Sommer schmückt diese fruchtbaren, gesegneten Eilande. Unter ihren Producten bemerken wir nur Pfeffer, Zimmet, den Teakbaum, treffliches Wild und Perlen, als den größten Reichthum, indem sie übrigens in dieser Rücksicht mit den Philippinen übereinkommen. Man hat Goldadern entdeckt. Ambra

ist in großer Menge vorhanden. Die Einwohner, deren Anzahl man auf 60,000 schätzt, sind schwarz, sprechen Malajisch, zeichnen sich durch Tapferkeit, List und Treulosigkeit aus, kleiden sich geschmackvoll, sind in den mechanischen Künsten geübt, bauen gute Schiffe, die bis 10 Tonnen Last tragen können und treiben mit den Chinesen und Europäern einem ziemlich einträglichen Handel; erstere kaufen Seeschnecken, Wachs, Vogelnester, Schildpatt, Nelkenrinde und Perlen, wofür sie viele Messingwaaren, Thee, Nanking, Tapeten rc. absetzen. Die Europäer, und unter ihnen ehedem vorzüglich die Holländer, kaufen Perlen. Die Suluher sind Muhammedaner und führen die Thore von Mekka in ihrer Flagge. — Es haben sich unter ihnen Chinesen angesiedelt, denen sie mancherlei Geschicklichkeiten, und vielleicht selbst ihren Fleiß im Ackerbau zu danken haben. Sie werden von einem Sultan beherrscht, dem auch die Südspitze von Borneo unterworfen ist.

Die reizende Insel Suluh ist nur 8 Meilen lang und 2 Meilen breit. Die Hauptstadt Bauan hat viele Moscheen und ist der Sitz des Sultans.

Unter den andern Suluhinseln sind Tawih-Tawih, Bassilahe, Siassih, Labak und Tappul die größten.



E. Ost-Asien.

Einleitung.

Wir verlassen jetzt die Inselwelt und kehren nach dem festen Lande von Asien zurück, wo grosse, cultivirte Reiche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Wie Indien das Land der Wunder genannt wird, so könnte man China, Tibet und Japan, oder den östlichen Theil von Asien, den wir jetzt zu beschreiben haben, die Länder der Räthsel und Widersprüche nennen, welche Benennung wenigstens den Zustand unserer Kenntnisse derselben bezeichnet. Wir finden hier Länder, deren Klimate andern Gesetzen folgen, als in den Abendländern, wo die Breitengrade und die Höhe über der Meeresfläche die Wärme und deren Einfluß auf die organische Natur bestimmen, während hier die Längengrade, je weiter sie nach Osten vorrücken, eine grössere Kälte bewirken; wir finden in Tibet ewige Schneegebirge, obgleich es dem heißen Erdgürtel näher liegt, als das südliche Italien; wir finden Völker, die den Künsten und Wissenschaften einen hohen Grad der Ausbildung gegeben haben, und gleichwohl das erste Gesetz aller wissenschaftlichen Cultur, — das ewige Fortschreiten zu einem unendlichen Ziele — nicht kennen, sondern — man weiß nicht, soll man sagen: eigensinnig oder blödsinnig, seit Jahrtausenden auf derselben Stufe der Cultur stehen blieben; wir finden endlich Regierungen, die den Europäern gastfreundlich die Häven und die Schranken der Gränzen öffneten, und ihren Wissenschaften und selbst ihrer Religion eine schützende Aufnahme gewährten; es aber nachher ihrem Interesse angemessener fanden, nicht

nur die Christen zu verjagen, sondern selbst den Europäischen Kaufleuten ihre Häven und Handelsstädte zu verschließen, — so daß es gegenwärtig kaum einem Europäer glücken kann, in das Innere dieser unermeßlichen Reiche vorzudringen, indem selbst Gesandtschaften der ersten Europäischen Mächte auf der Reise gleich Gefangenen bewacht, oder schnöde an den Gränzen abgewiesen werden. So durfte sich Lord Macartney von dem ihm angewiesenen Wege nicht entfernen, und die Russische Ambassade, die der Kaiser Alexander nach China schickte, mußte, nachdem sie die Chinesische Gränze erreicht hatte, wieder umkehren. Wir finden aber auch ein großes merkwürdiges Land, Tibet, das die Fremden noch gegenwärtig freundlich aufnimmt, und das uns, obgleich es häufig von Missionaren besucht wurde, und obgleich die Regenten, die sich Götter zu seyn dünken, vor mehrern Jahren einer Englischen Gesandtschaft ihre Bereitwilligkeit zeigten, eine Verbindung mit dem Europäischen Indien zu schließen, — wir finden ein Land, sage ich, das dessen ungeachtet den Europäern noch so gut wie völlig unbekannt ist; denn würden wir wohl glauben, das heutige Frankreich zu kennen, wenn wir nichts mehr als den Bericht eines Reisenden besäßen, der den Weg von Amsterdam nach Paris gemacht hätte, und sich etwa drei Monate auf dieser Reise aufhielt? Dieß Gleichniß aber bezeichnet ungefähr den Umfang unserer Kenntnisse von Tibet. — Japan ist den Europäern völlig verschlossen, und die ganze Verbindung mit unserm Welttheil beschränkt sich gegenwärtig darauf, daß einige Holländische Schiffer in einer abgelegenen Vorstadt von Nangasaki unter demüthigen Bedingungen einigen Handel treiben dürfen. Wahrlich ist irgend eine Weltgegend dazu geeignet, den Geographen die Beschränktheit ihrer Kenntniß der Erde zu beweisen, so ist es Ost-Asien, das gleichwohl mit Einschluß der sogenann-

ten Chinesischen Tatarei einen Flächenraum von beiläufig 200,000 Quadratmeilen einnimmt.

Die Länder, mit deren Beschreibung wir unsere Kunde von Asien beschließen und die wir unter dem gemeinschaftlichen Namen von Ost-Asien *) zusammen fassen, liegen zwischen dem Wendekreis des Krebses und 55° N. Br. und erstrecken sich von 90° bis 165° O. L. von Ferro. Große Gebirgsketten mit ihren Abdachungen sondern diese unermeßliche Länderstrecke von dem übrigen Asien ab und geben ihr einen eigenen Charakter, der sich hier um so vollkommener entwickeln kann, da auch die Politik, die sich selten in natürliche Gränzen eingeschlossen findet, hier ein einziges Reich gestiftet hat. Der Kaiser von China nämlich ist der Herr, der als höchstes Oberhaupt in den einzelnen Staaten, in welche Ost-Asien zerfällt, anerkannt wird. Nur die Japanischen Inseln sind frei von seiner Lehnsherrlichkeit; sie gehören aber nur uneigentlich zu Asien, und würden füglicher, wenn die Geographen sich an natürliche Gränzen gewöhnen könnten, zu der Inselwelt des großen Oceans gezählt werden müssen. Der Theil von Asien, in welchem der Kaiser von China als Lehns- und Schutzherr anerkannt wird, und den man daher das Chinesische Reich nennen kann, gränzt gegen Norden an Rußland, gegen Westen an die Länder der Tataren, gegen Süden an beide Indische Halbinseln und wird im Osten von den Chinesischen und Japanischen Meeren um-

*) Wir folgen hier der Eintheilung, die der verstorbene Professor Ehrmann, im ersten Bande dieses Werks, S. 47, angegeben hat, die wir nachzulesen und damit zu vergleichen bitten, was in eben diesem Bande Seite 13 und 18 über die Gebirgsketten gesagt ist. Wir würden vielleicht von dieser Eintheilung abgewichen seyn, wenn wir es uns nicht zum Gesetz gemacht hätten, dem Werke die Einheit zu erhalten und in der Anlage so wenig als möglich zu ändern. L.

flossen. Die Gebirge, welche diese unermeßliche Strecke nach allen Richtungen durchstreichen, sind den Europäern nur sehr unvollständig bekannt und was sich davon auf den Charten verzeichnet findet, ist mehr oder weniger willkührlich, nach ungefährer Schätzung der Reisenden, und oft sehr unkritisch und widersprechend angedeutet worden. Im Allgemeinen kann man indessen, so viel sich bis jetzt aus den vorhandenen Materialien der Länderkunde schließen läßt, annehmen, daß drei hohe Gebirgsketten, von Westen nach Osten fortlaufen, die unter sich mannichfaltig durch Seitenzweige der Hauptstämme verbunden sind. Diese drei größeren Ketten entspringen selbst aus dem Hauptstamm der Tatarischen Gebirge, welche der Knoten der labyrinthischen Verflechtung sind und den höchsten Erdrücken bilden. Die südlichste dieser Ketten finden wir in Tibet, von wo aus Zweige von Norden nach Süden sich in beide indische Halbinseln hinein erstrecken, und wovon vielleicht die Maldiven, Zeylan, so wie die Sundainseln, Molukken und Philippinen nur Fortsetzungen sind; östlich hängen Chinesische Gebirge mit dieser Kette zusammen. Die zweite Kette nennen wir das Mongolische Gebirge oder Kangai; es hängt im Westen durch den Mossart, mit dem Tibetanischen Gebirge zusammen, so wie durch den Alak, mit dem Uralgebirge, und läuft östlich, indem sie die Mongolei durchstreicht, bis an das Japanische Meer. Die nördlichste große Kette endlich ist das Altaigebirge und der Sagansk, die durch die Daurischen Gebirge im Osten des Baykalsees mit dem Sibirischen Gebirge zusammenhängen *).

Zwischen diesen Gebirgen liegt eine große, unermeßliche Sandwüste, die Wüste Cobi genannt, welche viel-

*) Die mannichfaltigen Verflechtungen des Asiatischen Hochgebirges lassen keine deutliche, der Natur gemäße Beschreibung zu; die hier gegebene ist ein bloßer Versuch, die Leser einiger-

leicht die höchste Ebene aber auch das unfruchtbarste Land der Welt, und eigentlich nichts mehr als ein todtes Sandmeer ist.

Die Flüsse, deren Quellen in diesen Gebirgen entspringen, werden wir bei den einzelnen Ländern anzeigen. Hier liegt es uns nur noch ob, zum Schluß der Einleitung, die Eintheilung von Ost-Asien anzuführen, welche unserer Beschreibung zum Grunde liegt.

Das Chinesische Reich besteht aus unmittelbaren Provinzen und aus Lehnstaaten. Zu den ersten gehören das eigentliche China, und die nördlichen Provinzen oder die kleine Bucharei, die Kalmukkei, die Mongolei und das Land der Mantschou; zu den Lehnstaaten rechnen wir Tibet, die Halbinsel Corea und die Inseln Lieu-Kieu.

Endlich wird das Japanische Reich noch zu Ost-Asien gerechnet, dessen Beschreibung den Beschluß der Kunde von Asien machen wird.

germaßen in dem Labyrinthe zu orientiren. Sie weicht in einigen Stücken von den bisher in den Geographieen gegebenen ab; den Grund anzugeben, der uns zu dieser Abweichung bestimmte, fehlt es hier an Raum. E.

I.

Chinesisches Reich.

A. Unmittelbare Provinzen.

a. Eigentliches China.

1.

Name. Lage. Gränzen. Größe. Entdeckungsgeschichte.

Die Einwohner von China nennen dieses Land Tschon-Kue, welches Mittelpunkt der Erde bedeutet; denn ihr Stolz läßt ihnen in den andern Ländern nichts als bloße Anhängsel an dieß große Hauptreich erkennen. Als die Nachkommen des großen Eroberers Gengis-Kan den nördlichen Theil von China eroberten, wurde dieser Theil Kathay oder Kithay genannt, welcher Name noch bei den Russen üblich ist. Der mittägliche Theil hieß Manschi. Der Ursprung des Namens Schina oder Tsina ist ungewiß. Schon im 12ten Jahrhundert kannten die Araber das Land unter dem Namen Sin oder Tschin. Die teutsche Schreibart: China ist von den Franzosen entlehnt, die aber bekanntlich das Ch anders aussprechen als wir.

Das Volk, das die Alten unter dem Namen Sinae kannten, hatte, so viel man mehr errathen als wissen kann, westlichere Wohnsitze, daher die neueren Sinesen nicht für Nachkommen derselben gehalten werden. Indessen muß man gestehen, daß die Gelehrten, welche die Verschiedenheit beider Völker durch einen Aufwand von mühsamen und gelehrten Nachforschungen zu beweisen suchten, nicht viel mehr

von der Sache wissen, als die unwissenden Geographen, denen die Aehnlichkeit des Namens ein hinlänglicher Grund war, die Sinae für die Stammväter der Sinesen zu halten.

Das Land, das wir, als das eigentliche China oder Sina, beschreiben wollen, liegt zwischen 20° und 41° N. Br. und zwischen 115° und 140° O. L. von Ferro. Die Länge von Westen nach Osten beträgt 370 teutsche Meilen, und die Breite von Norden nach Süden 300 teutsche Meilen. Der ganze Flächeninhalt kann, nach einer Annäherungsberechnung auf 70.000 Quadratmeilen angenommen werden. Dieses ungeheure Land ist also mehr als fünfmal so groß, als das heutige Frankreich, das man unter den Europäischen Staaten mit Recht einen Riesenstaat nennt.

China gränzt gegen Norden an das Land der Mantschou und an die Mongolei, von welchen Provinzen es eine wie man sagt, 2.000 Jahr alte Mauer trennt, die sich über Gebirge, Ebenen und tiefe Thäler ununterbrochen über dreihundert geographische Meilen weit erstreckt. Im Osten begränzt es der Theil des Chinesischen Meeres, der das gelbe Meer genannt wird, und es von der Wasserseite von Corea trennt, im Süden das Chinesische Meer und der Canal von Formosa; im Westen von China liegen das Kaiserthum Anam, (vor diesem das Königreich Tunkin,) die nördlichen Provinzen des Birmanischen Reiches und Tibet.

Ehe wir die natürliche Beschaffenheit des Landes beschreiben, wollen wir eine kurze Uebersicht der Entdeckungsgeschichte und den Anfang, gleich wie den Umfang der Europäischen Kenntniß von China anzudeuten suchen.

Die Araber haben frühzeitig das Chinesische Reich gekannt und trieben bereits im neunten Jahrhundert

n. C. einen ausgebreiteten Handel mit demselben. In den Reisen zweier Araber *) dieses Jahrhunderts, die wir bereits mehrere Male in unserer Kunde von Asien angeführt haben, werden ungemein interessante Nachrichten von China mitgetheilt, und es erhellet daraus, daß schon damals die Chineser eine mächtige, cultivirte, in vielen Künsten erfahrene Nation waren **). Die Europäer wußten indessen wenig oder nichts von dieser Arabischen Reisebeschreibung, die erst im Jahre 1718 durch die Uebersetzung des Französischen Abbé Renaudot bekannt, deren Aechtheit aber Anfangs bestritten und erst durch Herrn de Guignes außer Zweifel gesetzt wurde. Die ersten Nachrichten erhielten die Europäer von China durch Missionare des 12ten und 13ten Jahrhunderts, die nach Asien giengen, um den Tatarchan zum Christenthum zu bekehren. Die Reisen des Venetianers Marco Polo, die am Ende des 13ten Jahrhunderts bekannt gemacht wurden, verbreiteten zuerst einiges Licht über jene Gegenden, das aber, bei der damaligen Unvollkommenheit der geographischen Kenntnisse, nur sehr schwach

*) S. d. 31sten Band der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek.

**) Der Verfasser des Artikels Empire Chinois in Malte-Brun's Geographie hat sehr unrecht, wenn er behauptet, daß die Arabischen Verf. der angeführten Reise die Chinesen als Barbaren und Canibalen schildern; es heißt zwar in der Reisebeschreibung, daß die Religion ihnen gestatte, Menschenfleisch zu essen, aber für rohe Barbaren hielt der Araber sie deswegen nicht. Er führt auffallende Beweise an von ihrer Kunst in Seide zu weben; wir finden auch, daß sie bereits damals das Porzellan fabrizirten, und das Gespräch mit dem Kaiser von China, das er anführt, zeigt wohl am deutlichsten, daß die Chinesen jener Zeit cultivirter waren, als wir, in unserer jungen Ausbildung und Wissenschaft von gestern, es glauben wollen. L.

seyn konnte. Eigentlich sind uns erst jetzt durch spätere Reisende Marco-Polo's Nachrichten verständlicher geworden. Ob nun gleich in den Schriften der älteren Reisenden sich manche Mittheilung über China noch versteckt finden mag, so datirt unsere nähere Bekanntschaft mit Ostasien erst von der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und den Eroberungen der Portugiesen in Ostindien. Sobald dadurch der Orient aufgeschlossen wurde, beeiferte sich, nach dem damaligen Geiste der Zeit, die christliche Priesterschaft das Christenthum in den neuentdeckten Ländern zu verbreiten. Es war, als wollten die Europäer, aus Dankbarkeit für die vielen irdischen Reichthümer, die sie aus dem Morgenlande zogen, und zum Ersatz des Raubes, den Orientalen geistige Schätze zuwenden. Die unterrichtetsten unter den katholischen Ordensgeistlichen, die Jesuiten, bemerkten bald, daß sie in keinem Lande sich eine günstigere Aufnahme versprechen konnten, als in dem großen, reichen, cultivirten Sina, wo die Bewohner bereits mit den Vortheilen der Wissenschaften bekannt waren und empfänglich schienen, den Unterricht der im Wissen weiter fortgeschrittenen Europäer anzunehmen. Sie schickten daher eine große Anzahl Missionare nach Sina, und die Berichte derselben wurden die vorzüglichste Quelle, aus welcher die Europäischen Geographen ihre Kenntnisse des großen Reiches schöpften. Am vollständigsten hat der Pater Du Halde diese Quellen benutzt, dessen großes Werk *), auch selbst nach den

*) Description géographique, historique, chronologique, politique et physique, de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, enrichie de cartes générales et particulières de ce pays, de la carte générale et particulière du Thibet et de la Corée, et ornée d'un grand nombre de figures et de vignettes gravées en taille-douce, par le P. Du Halde, Paris, Lemercier, 1735. 4 vol. gr. in Fol. ins Teutsche übersetzt Rostock. 1747. 4 Theile in 4.

neueren Reisebeschreibungen, noch immer seinen Werth behält, wiewohl die Leichtgläubigkeit wovon er nicht frei ist, und der Mangel an strenger Kritik, bei dem Gebrauch derselben eine große Vorsicht rathsam machen. Alle Jesuiten verfielen mehr oder minder in den Fehler: die Cultur und selbst die sittlichen Tugenden der Sinesen mehr oder weniger zu übertreiben. Andere Reisende, die Sina besuchten, und unter denen es auch mehrere Teutsche *) gab, sahen aus einem andern Gesichtspunkt, als die Jesuiten; aber theils fehlte es ihnen an Kenntnissen, vorzüglich der Sprachen, theils hatten sie nicht Ansehen und Gelegenheit genug, sich genau über den Zustand des Reiches zu unterrichten. Die wichtigste Bereicherung der Kunde von Sina erhielt Europa durch die Gesandtschaftsreise des Grafen Macartney, der auf Befehl des Königs von England in den Jahren 1792 bis 1794 als Gesandter an den Kaiser von China sich in dem Reiche aufhielt. — Fast zu gleicher Zeit, d. i. in den Jahren 1794 und 1795 gieng eine Holländische Gesandtschaft nach Peking, deren Reise auch durch den gelehrten Van Braam Houckgeest, der als zweiter Gesandter die Reise mitmachte, beschrieben worden ist; aber obgleich Van Braam allerdings zur näheren Kenntniß von China mitgewirkt hat, so genoß er doch nicht das Ansehen, das dem Grafen Macartney so nützlich wurde; denn die Holländische Gesandtschaft bestand aus Kaufleuten, für welche die Chinesen weniger Achtung hegten. — Früher, in den Jahren 1774 bis 1781 hatte Sonnerat, auf Befehl des Königs von Frankreich, Ludwig XVI. eine Reise nach China unternommen und die Beschreibung derselben in Paris 1782 in 2 Theilen in 4. herausgegeben. So schätzbar auch viele von

*) Meister, Adam Brand, Unverzagt, Leimbeckoven, und Peter Reichardt, deren Schriften wir bei der Literatur, am Ende des Werks, anzeigen werden.

Herrn Sonnerat mitgetheilte Nachrichten sind, so hat man ihm dennoch, nicht mit Unrecht, Mangel an Genauigkeit vorgeworfen. Die Hauptwerke bleiben also diejenigen, welche die Reise des Lord Macartney beschreiben, wobei Anderson, Staunton und Barrow *) mit einander verglichen werden müssen. Auch enthält die Reise des Herrn Charpentier de Cossigny Berichtigungen einiger Irrthümer, die sich in den Reisen des Lord Macartney und des Herrn Van Braam befinden, welche daher zur vollständigern Beurtheilung zu Rathe gezogen werden müssen.

Unsere Kenntnisse von China haben unstreitig durch die Englische Gesandtschaft an Sicherheit gewonnen; indes-

*) Der Lieutenant Aeneas Anderson gab zuerst eine Beschreibung der Reise des Lord Macartney unter dem Titel heraus: A Narrative of the British Ambassy in China etc. London, 1795. Von diesem Werke erschienen zwei teutsche Uebersetzungen, eine zu Erlangen bei Walther 1795, und die andere zu Hamburg bei Hoffmann 1795. Der Secretair des Lord Macartney, Herr G. L. Staunton gab darauf heraus: Authentic Account of the Ambassy etc. to the Emperor of China etc. Lond. 1797. Diese ungleich schätzbarere Beschreibung enthält gleichwohl einige Details weniger als Anderson's Ausgabe. Eine teutsche Uebersetzung erschien in Berlin bei Haude und Spener im historisch-genealogischen Kalender für 1798—1800. In dieser Uebersetzung ist dasjenige weggelassen, welches durchaus nur den Seemann interessiren kann. Eine andere Uebersetzung von Hüttner. Zürich. — Barrow, der gleichfalls Secretair des Lords auf dieser Reise war, hat ein eigenes Werk: Travels in China etc. London, 1804. herausgegeben. Ins Teutsche übersetzt, Hamburg 1805. — Endlich verdient auch Holmes Travels in China zu Rathe gezogen zu werden; auch er befand sich bei der Gesandtschaft und obgleich sein Werk größten Theils nur nautische Beobachtungen enthält, so findet man doch hier und da einige Nachrichten über das Land selbst.

sen muß man sich es nicht verhehlen, daß ein Reich von so großem Umfang unmöglich bei einem Aufenthalt von ein Paar Jahren vollständig erforscht werden kann. Hierzu kommt noch, daß den Europäern absichtlich falsche Nachrichten mitgetheilt wurden, und daß ihre Unbekanntschaft mit der so schwierigen Sprache eine Menge Irrthümer und Mißverständnisse unvermeidlich machte.

Wenn wir aber über die Beschränktheit der Europäischen Kenntniß von China klagen, so kann dieß nur in Bezug auf die große Ausdehnung des Landes und der Reichhaltigkeit der Gegenstände, die hier zu beobachten sind, gemeint seyn. Denn die Europäische Literatur ist reich an Werken über China, und wer glücklich genug ist, eine große Bibliothek benutzen zu können, dem sollte es nicht schwer werden, ein Buch von zehn Quartbänden zu Stande zu bringen, worin die Nachrichten von China gesammelt wären, und worin jede Wiederholung vermieden werden könnte. Würde ein solches Werk mit kritischem Geiste abgefaßt, so würde es eine sehr empfindliche Lücke in unserer Literatur ausfüllen. Aber wenn auch die Kräfte eines Menschen zur Vollendung desselben hinreichten, so müßte es doch die Arbeit eines ganzen Lebens seyn, wollte es anders auf Vollständigkeit Anspruch machen.

Uns sind, in unserer Länder- und Völkerkunde, nur wenige Bogen zur Beschreibung von China gegeben. Vollständigkeit kann daher nicht unser Ziel seyn. Wir werden zufrieden seyn, wenn es uns gelingen sollte, die Leser aufmerksam auf diesen schönen Theil der Erde zu machen, und sie anzureizen, die Hülfsmittel, welche die Bibliotheken gewähren, zu benutzen, um sich näher mit China bekannt zu machen. Denn obgleich eine belehrende Unterhaltung der Zweck dieses geographischen Lesebuchs ist, so wünschen wir doch nicht, daß unsere Leser sich die Unterhaltung zum Zweck machen, sondern sie nur für ein Mittel ansehen, welches

sie reizen soll, die Welt, in der sie leben, unter verschiedenen Himmelsstrichen, den Reichthum der Schöpfung, und die vielseitige Gestalt des menschlichen Geistes nicht unbeachtet zu lassen. Viele träumen von der Unsterblichkeit, und sehnen sich, in eine andere Welt überzugehen; aber sie verlassen diese, ohne sich Mühe gegeben zu haben, sie kennen zu lernen. Wahrlich, so erhaben das Schauspiel des bestirnten Himmels ist, die kleine Erde, die wir bewohnen, ist nicht weniger reich an Wundern, und der Geist kann nicht leicht eine edlere Beschäftigung finden, als indem er die Natur und den Menschen — nicht in dem engen Kreise seiner Umgebung, sondern jene in ihrem allgemeinen Wohnsitz und diesen in seiner unergründlichen Vielseitigkeit studiert.

2.

Naturbeschaffenheit. Klima. Gebirge. Gewässer. Meere.

Ein Land, das sich über ein und zwanzig Breiten-Grade erstreckt, das weit ausgedehnte Seeküsten und tief im Innern des festen Landes liegende, von Gebirgen umschlossene Provinzen, tiefe Thäler und hohe Ebenen, große Seen, dichte Wälder und in unermeßliche Gärten umgeschaffene Fluren enthält; ein solches Land muß, wie sich voraussehen läßt, in seinen verschiedenen Gegenden eine so auffallende Verschiedenheit des Klima's, der Fruchtbarkeit und der ganzen natürlichen Beschaffenheit des Bodens darbieten, daß es fast unmöglich ist, alle diese Verschiedenheiten unter einem gemeinschaftlichen Begriff zu vereinen. Indessen giebt es gewisse allgemeine Gesichtspunkte, aus welchen wir nicht bloß die politische Einheit von China

bemerken können, sondern wo die Natur selbst hier schon Gränzen gezogen zu haben scheint, ehe die Politik Absonderungen auf der, allen Völkern angebotenen, Erde vornahm. Und so finden wir, daß der gemäßigte Himmelsstrich, die Höhe des Bodens und der Strich der Gebirge China vor allen Ländern Asiens auszeichnen und ihm einen eigenen Charakter geben mußten, der hier die Menschen zu einem eigenthümlichen Volke vereinigte, und der Grund ihrer politischen Geschichte wurde.

Von der Landseite von hohen Gebirgen und im Osten und Westen vom Ocean eingefaßt, hat China natürliche Gränzen und ist dadurch vom übrigen Asien ausgeschieden. Das Gebiet, das zwischen diesen Gränzen liegt, ist nach allen Richtungen von Bergketten durchschnitten, die keine ausgezeichnete Höhe, aber desto wunderlichere Formen haben. Zwischen ihnen strömen unzählige Flüsse, welche die Verbindung der entferntesten Provinzen erleichtern. Eine milde Luft weht über diesen wasserreichen Boden, der, weniger üppig als in dem heißen Erdgürtel, den Fleiß einladet, ihn zu bearbeiten. Hier nicht durch die immerwährende Glut der Sonnenhitze zur Trägheit verführt, fühlt sich der Mensch auch aufgelegt zur Arbeit, die lohnend genug ist, um mit Freudigkeit vollbracht zu werden. Dieses mildere Klima scheint vorzüglich den mittleren Provinzen eigen zu seyn, die dem Einfluß der hohen Gränzgebirge im Norden und Westen weniger ausgesetzt und von dem Wendekreise um einige Grade entfernter sind, als die südlichen Provinzen, welche zum Theil noch in der heißen Zone liegen. Hier, z. B. in Canton ist die Hitze stärker als in Bengalen, das doch südlicher liegt; die mittlere Temperatur von Canton beträgt nämlich 19 Grad Reaumur, in Bengalen 24°. An den Küsten wird die Luft durch die Seewinde abgekühlt; wie weit aber diese ihre Wirkung erstrecken, ist noch nicht hinlänglich beobach-

tet worden; selbst die bisherigen Nachrichten von den herrschenden Monsuns enthalten Widersprüche, die erst durch sorgfältige und anhaltende Beobachtungen berichtiget werden können. — Die nördlichen und östlichen Gegenden haben ein bei weitem kälteres Klima, als die Europäischen Länder, welche unter gleicher Breite mit ihnen liegen. Die Nähe der Mongolischen und Tibetanischen Gebirge mit ihrem ewigen Schnee, und die Höhe und Natur des Bodens, der salpeterhaltig seyn soll, werden für die Ursachen dieser großen Verschiedenheit des Nord-Chinesischen und Europäischen Klima's angegeben. Indessen liegen auch in Europa in gleicher Entfernung von Schneegebirgen wärmere Länder; daher die gegebene Erklärung unvollständig zu seyn scheint. Ueberhaupt sollte man weniger freigebig mit Erklärungen seyn, in Fällen, wo die Phänomene selbst noch unvollkommen beschrieben sind. Nur von Peking haben wir einige zuverlässige Beobachtungen und hier ist es allerdings auffallend, daß in einer Stadt, die ungefähr mit Madrid *) unter gleicher Breite liegt, doch ein viel höherer Grad der Kälte wie der Hitze bemerkt wird. Im December, Januar und Februar friert es täglich und häufig auch im November und März. Der Kälte folgt schnell eine außerordentliche Hitze, und sonach giebt es in Peking eigentlich nur Winter und Sommer. Nach den Beobachtungen des Pater Amyot ist die mittlere Temperatur im Sommer + 31° Reaumur, und die mittlere Temperatur des Winters — 10° Reaumur; die Differenz also 41°. Heftige Winde sind in Peking häufig; im Frühjahr und Herbst erheben sie sich gewöhnlich mit Sonnenaufgang und legen sich bei ihrem Untergang. Im Winter regnet es selten, es schneiet

*) Peking liegt unter 39° 54′ 30″ und Madrid unter 40° 25′; der Unterschied beträgt also nur einen halben Grad und 30 Secunden.

aber desto öfter, doch immer nur wenig auf einmal. Die Monate Juni, Juli und August sind die eigentliche Regenzeit; im November herrscht gewöhnlich die größte Trockenheit. Im December und Januar bemerkt man häufige Nebel. Nördlichter sieht man sehr oft in Peking.

Im Allgemeinen kann man behaupten, daß die Contraste, die man in dem Charakter und in den Sitten der Chinesen bemerkt, sich auch in dem Klima offenbaren. Der schnelle Wechsel von Hitze und Kälte, und wiederum die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, müssen den Körper stärken und an eine gewisse festgesetzte Ordnung gewöhnen, wodurch er materielle Eigenschaften erhält, die mit der geistigen Thätigkeit und Pedanterei der Chinesen übereinstimmen.

Die Gebirge, welche im Verein mit der Entfernung vom Aequator und vom Ocean die Temperatur bestimmen, müssen in China einen großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit und Salubrität der verschiedenen Provinzen ausüben, aber es fehlt viel, daß die Verkettung, der Strich und die Beschaffenheit derselben hinlänglich bekannt wären. Alles was die Missionare und selbst die Mitglieder der Gesandtschaften darüber mitgetheilt haben, ist schwankend und unbedeutend, und die Danville'sche Generalcharte, welche nach den besten, zur Zeit ihrer Erscheinung bekannten, Hülfsmitteln entworfen wurde, läßt uns ebenfalls so sehr im Dunkeln, daß es unmöglich ist, sich einigermaßen in diesem Labyrinth von Bergen, das sie darstellt, zu orientiren. Um jedoch keine Lücke zu lassen, wollen wir hier anführen, was Malte-Brün in seiner Géographie mathématique etc. darüber sagt. Er hält dafür, daß China von fünf oder sechs Gebirgsketten durchschnitten sey, welche insgesammt Verlängerungen des hohen Rückens von Asien und der Tibetanischen und Mongolischen Alpen sind.

1. Die südlichste dieser Ketten erhebt sich zwischen Tunkin und den Provinzen Quansi und Quanton,

und scheint keine Verbindung mit den Bergen der Insel Hainan zu haben.

2. Die große südliche Kette zeigt sich zwischen den Provinzen Jun-nan und Köi-scheou, und ist wahrscheinlich abgesondert von den Tibetanischen Alpen, mit denen sie in keiner Verbindung zu stehen scheint. Sie läuft südlich zwischen den Provinzen Quan-si, Quanton und Fo-kien, und nördlich zwischen Hou-quan und Kiang-si; Anfangs streicht sie von Westen nach Osten, sobald sie aber die Gränzen von Fo-kien erreicht hat, wendet sie sich nach Nordost; dadurch scheidet sie das Fluß-Thal des Yan-tse-kiang zuerst von dem Kessel des Hon-kiang im Süden und sodann vom Meer im Osten. Zwei Gebirgsarme dieser Kette durchschneiden quer das Bassin des Yan-tse-kiang, dergestalt, daß die drei Provinzen Se-tschouen, Hou-quan und Kiang-si gleichsam drei Terrassen bilden, indem eine immer höher als die andere liegt. Das Hauptgebirge muß einen sehr beschwerlichen Zugang haben, besonders zwischen den Provinzen Köi-scheou und Quan-si, weil hier wilde Stämme angetroffen werden, welche die Sinesen noch nicht haben besiegen können. Der Gipfel des Berges Miling, zwischen Kiang-si und Quanton soll über den See Po-yang 3000 Fuß erhaben seyn. Den Miling umgeben andere, weniger hohe Berge, zwischen denen viele Abgründe liegen, die mit Bäumen und hohem Grase bewachsen sind und einen wilden romantischen Anblick gewähren.

3. Im Westen der Provinz Se-tschouen läuft eine Kette parallel mit dem Flusse Yalong von Süden nach Norden, dringt dann nach Sifan vor, wo sie die Namen Kentac-la Rhât-ci-co und andere erhält. Von dieser Gegend, die reich an Quellen ist, wendet sie sich nach Osten und geht durch die Provinz Schen-si, parallel mit dem Flusse Hoei-ho, und sodann mit dem

Hoan-ho, bis sie sich in der Provinz Honan verliert. Ein abgesonderter Zweig erreicht fast die Ufer des Yang-tse-kiang, indem er an der nordöstlichen Gränze von der Provinz Se-tschuen fortläuft.

4. Im Norden der Provinz Schen-si und in dem Lande der Ortus-Mongolen bemerkt man die Ausbeugung des Flusses Hoan-ho, der hier einen Umweg von beinahe 200 Meilen nimmt. Der Raum, welchen dieser große Fluß von drei Seiten einschließt, und der im Süden von dem Flusse Hoei-ho begränzt wird, enthält eine Gebirgskette, oder vielmehr einen abgeplatteten Gebirgsrücken, der völlig isolirt ist.

5. Die Provinz Schen-si ist mit Gebirgen bedeckt, die eine lange Kette zu seyn scheinen, welche von den Ufern des Flusses Amur quer durch die Mongolei geht. Wahrscheinlich sind es dem Meere nahe liegende Nebenzweige dieses Gebirges, von denen der Dr. Gillan *) folgende Bemerkungen mittheilt. „Die nördlichen Gebirge in China, sagt er, haben fast alle spitze Gipfel, die aus nacktem Felsen bestehen. Die Gebirgslagen scheinen sich in nachstehender Ordnung zu folgen; die erste Lage ist Sand und verglasbares Gestein; die zweite ist grobkörniger Kalk mit blauen Streifen; die dritte, sehr dicht und sehr unregelmäßig, besteht aus verhärteter Thonerde von blauer, bisweilen auch von rothbrauner Farbe vom beigemischten Eisenkalk. An einigen Stellen ist dieser Kalk so häufig, daß der Thon das Ansehen von Ocker erhält. — Auf den Gipfeln der höchsten Berge sieht man große Massen Granit. — Weder die Form noch die Bestandtheile der Berge deuten auf eine ursprüngliche Einwirkung des Feuers; wohl aber bemerkt man Spuren, welche beweisen, daß das Wasser, das sie lange bedeckt haben muß, die Oberfläche dieser Erdgegend gebildet habe. Es scheint, daß ehedem Wäl-

*) Er befand sich im Gefolge des Lord Macartney.

der sie bedeckten, gegenwärtig haben die Gipfel und die offenen Gegenden nur Knieholz."

6. Die Provinz Schan-ton besteht zum Theil aus einer gebirgigen Halbinsel. Die Berge, welche Steinkohlengruben enthalten, bilden eine von den andern Chinesischen Bergen gänzlich abgesonderte Kette. Die Chinesen nennen die fünf höchsten Spitzen des Gebirges die Pferdeköpfe.

Die Berichte von den Vulcanen sind zu oberflächlich, als daß die natürliche Geographie daraus einige Resultate ziehen könnte. Man weiß noch nicht, ob es in China dergleichen, so wenig als ob es Urgebirge giebt.

Die größten Ebenen liegen in der Provinz Kiannan zwischen den beiden großen Flüssen Hoan-ho und Yang-tse-kiang. Diese beiden Flüsse, so wie der Houkiang im Süden bilden drei große Thäler, in denen man die fruchtbarsten Gegenden von China findet.

Die Menge der Flüsse in diesem großen Reiche macht es unmöglich sie alle zu nennen, und müßte auch den Leser ermüden, da wir wenig mehr als Namen angeben könnten, die sich schwer einem teutschen Gedächtniß einprägen würden. Wir begnügen uns, die größten Ströme zu nennen und ihren Lauf in der Kürze zu beschreiben. Die beiden Hauptströme sind der Hoan-ho oder der gelbe Fluß, und der Yang-tse-kiang oder blaue Fluß.

Der gelbe Fluß ist der nördlichste. Seinen Ursprung, den man, die Wahrheit zu sagen, nicht kennt, setzen die Chartenmacher und mehrere Geographen nach ihnen, bald in der Nähe des See's Hoho-Nor in der Kalmukei, bald in der Nähe der Tibetanischen Gebirge. Wir wollen es einem kühnen Reisenden überlassen, die Quellen dieses mächtigen Stromes aufzusuchen, und begnügen

uns, seinen Lauf von seinem Eintritt in die Provinz Schensi zu beschreiben. Von hieraus läuft er gerade von Süden nach Norden bis in die Mongolei, wo er sich ostwärts wendet, und sodann nach einem Lauf von mehr als achtzig teutschen Meilen wieder südlich nach China zurückkehrt, über 90 teutsche Meilen weit diese Richtung behält und sich zuletzt fast im rechten Winkel gegen Westen wendet, und, nachdem er die Provinz Honan durchströmt hat, sich etwas gegen Südosten wendet, wo er sich endlich ins Meer ergießt. Sein ganzer Lauf kann leicht gegen 400 teutsche Meilen betragen. Auf diesem Laufe nimmt er mehrere Flüsse auf; nämlich im Norden den Olan-Moren, dessen Lauf man auf 80 teutsche Meilen angiebt, und den Fuen-ho, der 70 teutsche Meilen durchströmt: — südlich ergießen sich in den Hoan-ho mehrere Flüsse, unter denen der Coco-ürso (70 teutsche Meilen lang), der Lo-ho (55 teutsche Meilen lang), der Hoei-ho (80 teutsche Meilen lang) und der Hoay-ho (100 teutsche Meilen lang) die größten sind.

Der zweite Hauptstrom, der den gelben Fluß noch übertrifft, ist der Yang-tse-kiang, auch nur der Fluß, Kiang, oder der große Fluß, Ta-Kiang, genannt. Die erstere Benennung soll Sohn des Meeres bedeuten. Sein Ursprung ist ungewiß, und die Berichte der Reisenden, von denen keiner seine Quellen gesehen hat, widersprechen einander. D'Anville und Arrowsmith haben versucht, diese Widersprüche in ihrem Zimmer zu vereinigen, ohne an Ort und Stelle Untersuchungen angestellt zu haben. Solche Versuche, die nur Vermuthungen zu Stande bringen, können, wenn sie in der Folge bestätiget werden, für Beweise des menschlichen Scharfsinns gelten; sie haben aber häufig die Geographen verleitet, sich mit Kenntnissen zu brüsten, wo sie in der That unwissend waren, und dadurch der Geographie ein buntscheckiges Ansehen gegeben, so daß man kaum mehr unter-

scheiden kann, ob Wahrheit oder Dichtung einen größeren Antheil daran haben.

Im Norden der Tibetanischen Gebirge, unfern der Wüste Cobi, unter 34° N. Br. und 107 O. L. von Ferro sollen die Quellen des großen Flusses liegen. Auf der D'Anville'schen Charte läuft er erst in südöstlicher, dann in südlicher Richtung durch Tibet und Sifan, und tritt, nachdem er also eine Strecke von mehr als 100 teutschen Meilen zurück gelegt hat, an die Provinz Yunan, deren Gränze er zu bilden scheint, und nimmt hier einen andern großen Fluß, den Yalong-Kiang, auf; sodann durchströmt er die Provinz Setschuen in nordöstlicher Richtung, beugt sich darauf südöstlich gegen die Provinz Hou-Quang, in welcher er den großen See Tong-ting-hu berührt; hierauf bildet er einen Bogen gegen Norden, berührt einen zweiten großen See, Po-yang-hu, durchwässert die Provinz Kiang-nan, läuft bei der Stadt Nanking vorbei und ergießt sich mit einer fast 15 Meilen breiten Mündung ins Chinesische Meer, wo die Insel Tsongmin an seinem Ausflusse liegt.

Auf der 400 teutsche Meilen langen Reise nimmt er im Norden außer dem, 150 t. Meilen langen, Yalong noch den Mita-ho (70 teutsche Meilen lang) den Yan (90 t. M. l.) den La (80 t. M. l.) und den Han (80 t. M. l.) auf; und im Süden den Köi-tscheou (70 t. M. l.) den Yuen (86 t. M. l.) den Yon (80 t. M. l.) und den Kan (85 t. M. l.)

Der Yuen und der Yon ergießen sich in den See Tong-ting-hu, so wie der Kan durch den See Po-yang-hu fließt.

Alle diese Flüsse der zweiten Ordnung lassen sich in Ansehung ihrer Größe mit dem Rhein und der Elbe vergleichen.

Außer dem großen Netz von Flüssen, wenn man so sagen darf, die sämmtlich mit dem gelben und dem großen Flusse, der auch wohl der blaue Fluß genannt wird, in Verbindung stehen, müssen wir noch zwei andere Flüsse anführen, die selbstständig sind und sich unmittelbar ins Meer ergießen: im Süden nämlich den Hong und im Norden dem Pay ho. Der erstere, der Hong *) kommt von den Gebirgen der Provinz Yun-nan herab, durchströmt die Provinzen Quang si und Quang-ton (Kanton) und ergießt sich in den Meerbusen von Kanton, wo er sich in mehrere Arme theilt und dadurch einige Inseln bildet. Vor der Mündung des Hong und in dem Meerbusen liegen eine Menge Inseln, auf einer der größeren derselben liegt das Portugiesische Etablissement Macao, wovon in der Folge ein Mehreres.

Der Pay-ho, der in Rücksicht seiner Größe nur ein Fluß der zweiten Ordnung ist, nimmt den Yan-ho auf und ergießt sich in den Meerbusen von Peking.

Auch in den Provinzen Fou-tkien und Tsche-tkiang giebt es einige Flüsse, die sich unmittelbar ins Meer ergießen.

Die große Zahl der Ströme und Flüsse gewährt dem Ackerbau und der innern Schiffahrt unzählbare Vortheile, wozu noch die vielen Seen kommen, die von gleichem Nutzen sind. Wir haben oben bereits den Tong-ting-hu und den Po-gang-hu angeführt. Der erste in der Provinz Hou-quang soll nach Du Halde der größte Landsee in China seyn; und einen Umfang von beiläufig 55 teutschen Meilen haben. Es ergießen sich mehrere

*) Der Hong hat verschiedene Namen; an seinem Ursprung heißt er Ou, und bei seinem Ausfluß Si. Auf einer Charte von Asien von William Faden wird er der Tigris genannt, vermuthlich, weil die Seefahrer den Meerbusen von Kanton Bocca Tigris nennen.

Flüsse in denselben und erhalten dadurch eine Verbindung mit dem großen Strome; auch hängen viele kleine Seen mit ihm zusammen. Die Provinz erhält von dieser Beschaffenheit den Namen, denn Hou-quang bedeutet das Land der Seen. Diese wasserreiche Provinz wird mit Recht für die Kornkammer des Reiches gehalten. Bei ihrer großen Fruchtbarkeit ist die Leichtigkeit der Versendung ihrer Producte von unschätzbarem Werthe.

Der See Poyang-hu liegt in der Provinz Kiang-si und nimmt ebenfalls mehrere Flüsse in sich auf. Ueber seinen Umfang ist man nicht einig. Staunton, der Secretair der engl. Gesandtschaft, erklärt ihn für den größten Landsee in China und hält ihn für das allgemeine Wasserreservoir des ganzen Landes. Nach Dü Halde aber beträgt sein Umkreis nur 20 teutsche Meilen. Barrow fand seine Umgebungen öde und mit kalten Nebeln bedeckt. Die Schiffahrt auf dem See ist gefährlich wegen häufiger Stürme.

Im Osten des Reiches bemerken wir drei andere große Seen, unter denen Tai-hu (oder Tai, denn Hu bedeutet See) eine anmuthige Lage zwischen romantischen Hügeln hat. Die beiden andern Seen, nördlich von Nanking, der Hong-tse und der Kao-yeu sind groß, fischreich und in der schönen Jahreszeit der Sammelplatz einer zahllosen Menschenmenge, die den Fischen und dem Vergnügen nachjagen. — Die kleineren Seen Loma, Tang-hian, Deichan, Tatsie, Touchan, Chochan und Pat, die sämmtlich im nordöstlichen Theil von China, oder in den Provinzen Chantong und Petscheli befindlich sind, stehen durch Canäle und Flüsse unter sich und mit dem gelben Flusse in Verbindung.

Die Chinesen haben die großen Vortheile der Wasserwege eingesehen, und die Begünstigung der Natur in ihrem wasserreichen Lande noch durch künstliche Canäle ver-

mehrt. Einige dieser Canäle sind durch eine 200 Meilen lange Strecke geführt und breit genug, um zu jeder Jahreszeit ansehnliche Schiffe zu tragen. Diese künstlichen Wasserstraßen sind in der That geeignet, Achtung für die Chinesische Regierung und die Industrie derselben einzuflößen. Wie weit sind wir aufgeklärten, raisonnirenden Europäer in dieser Rücksicht gegen jene sogenannten Halb-Barbaren zurück? Wir haben in verderblichen Kriegen tausend Millionen ausgegeben und einige Gulden auf Spannenlange Canäle verwendet. Was hätte z. B. Oesterreich werden können, wenn es, statt sich in fruchtlosen Kämpfen zu erschöpfen, den zwanzigsten Theil seiner Unkosten des Krieges zur Beförderung der inneren Schiffahrt auf hohe Interessen angelegt hätte? — Wahrlich wir sollten nicht so stolz auf unsere Cultur seyn, und ernsthaft in Ueberlegung nehmen, daß wir von fernen Völkern viel lernen können. Oder studiert man nur aus Neugierde die Länderkunde, und glaubt schon weit genug in der Beförderung der geistigen und physischen Cultur, — ja vielleicht schon zu weit gegangen zu seyn? — Das ist der wahre Weg, der wieder zur Barbarei zurückführt. — Die großen Canäle, die gegenwärtig in Frankreich gegraben werden, verdienen in dieser Rücksicht unsere ganze Aufmerksamkeit; sie sind gleichsam das Fundament, über welchem ein vergrößerter Wohlstand, und mit ihm eine größere Kraft der Nation emporblühen werden.

Wir haben die vorzüglichsten inneren Gewässer angezeigt, und müssen nun auch auf das Meer aufmerksam machen, das China im Osten und Süden umgiebt. Die Leser werden bei Ansicht der Charte zuerst zwei große Meerbusen, den einen im Südwesten und den anderen im Nordosten von China bemerken; jener ist der Golf von Tunkin, dieser das sogenannte gelbe Meer. An dem erstern liegt die Insel Hainan; dieses, das gelbe Meer, wird

im Osten durch die Halbinsel Korea begränzt. Andere große Baien findet man bei dem Ausfluß der großen Ströme. Unter den Meerengen sind die Straße von Hainan und die von Formosa die bemerkenswerthesten. An den Küsten findet man eine Menge kleiner Inseln, von denen ein Theil unbewohnt ist und nur den Seeräubern zum Schlupfwinkel dient, andere sind fruchtbar und volkreich.

Die Küsten von China waren zwar von Europäern umschifft worden, gleichwohl fehlte es bis zur Reise des Lord Macartney an nautischen Nachrichten über diese Gegenden. Es scheint, daß vorzüglich die Ostküsten viele Untiefen und Sandbänke haben, daher hier auch wenig Haven sind, die tief genug wären, große Europäische Schiffe aufzunehmen. Die Chinesischen Junken sind aus eben diesem Grunde flach gebaut, und daher zur Küstenfahrt sehr bequem. Die Monsuns, welche hier fast immerwährend von Osten nach Westen wehen, setzen von dem, aus dem Grunde des Meeres aufgewühlten, Sande immer mehr Land an. In entgegengesetzter Richtung wird von den Bergwassern gleichfalls Land herabgeführt, aus welcher vereinten Wirkung sich dann die großen Ebenen im nordöstlichen China erklären lassen.

Die südlichen Küsten scheinen eine andere Entstehungsart erhalten zu haben, wie man aus der Bildung der Inseln schließen muß. Die Inseln z. B., die zusammen genommen die Ladronen genannt werden, liegen so nahe bei einander und so nahe am festen Lande, daß sie ehemals mit demselben nur Eins gewesen zu seyn scheinen, und aus ihrer zerrissenen, eckigen Gestalt läßt sich abnehmen, daß jene Trennung, sie sey nun durch unterirdisches Feuer oder durch eine Wasserflut bewirkt worden, sehr gewaltsam müsse gewesen seyn. Es sind nackte, schwarzbraune Felsen, die aus eisenhaltigem Thon, Kieselerde und Glim-

mer bestehen. Am Ufer hat das stete Anschlagen der Wellen die Felsen so durchlöchert, daß sie wie ein Schwamm aussehen. Die größte dieser Inseln liegt unter 21° 52' N. Br. und in 131° 16' O. L. von Ferro. Alle ostwärts von derselben gelegene, zu dieser Gruppe gehörende, kleinere Inseln haben hohes unebenes Land, und die See um sie her ist gegen zwanzig Klafter tief; die westwärts gelegenen hingegen sind weniger bergig, und sehen mehr als ein unter sich zusammenhängendes Land aus; die See ist dort seichter und das Wasser, so wie der Grund schlämmig, von schmutzig-gelber Farbe *).

Der Canal zwischen China und Formosa ist gewöhnlich stürmisch. „Wenn je, sagt Staunton, hier gutes gemäßigtes Wetter vorhanden ist, so muß es im Sommer und um die Mitte der Periode eines jeden Passatwindes zu erwarten seyn; aber es scheint, als ob die Lage des Canals dieß zu keiner Zeit zuließe, denn die Mündungen liegen gerade nach Nord-Ost und nach Süd-Westen. Dies sind aber eben die Richtungen, welche die Passatwinde nehmen, sie wehen also in jeder Jahreszeit allemal gerade in den Canal hinein; und da das Land zu beiden Seiten hohe Berge hat, so drängt sich die Gewalt des Windes in dem Canale um so mehr zusammen, und die Strömung folgt der Richtung des Windes. Schwerlich kann ein Schiff beiden entgegen segeln."

Bei der gelben See, die vor dem Lord Macartney vielleicht von keinem Europäischen Schiffe befahren worden war, müssen wir eines eigenen Phänomens erwähnen. In der Nähe der Bai von Ten-tschu-fu liegen die Inseln Mi-a-tau. Die Straße von Mi-a-tau wird ostwärts von diesen Inseln, westwärts von der Rhede von Ten-

*) S. die Reise des Lord Macartney in der Berliner Uebersetzung. I. Theil. S. 280.

tschu-fu gebildet. In dieser Straße strömt, dem allgemeinen Naturgesetze zuwider, die Flut vom Lande her nach der See, und die Ebbe von der See nach dem Lande zu. Diese Abweichung von der Regel rührt hier von der besondern Lage der Küste her. Indem sich nämlich das Meer durch die schmale Gegend der gelben See, zwischen Ten-tschu und der nördlich gegen über liegenden Erdzunge, wie durch einen Paß, hindurchdrängt, prallt es mit verstärkter Gewalt gegen das nicht weit davon entfernte nördlichste Ufer, und wird nun, vermöge des Widerstandes, den es dort findet, mit Heftigkeit gegen die flache sandige Küste des Meerbusens von Peckin zurückgeworfen, an dessen äußerster Krümmung es zuletzt, wie aus einem Kessel ausströmend, der Fluth, die sich an der Landspitze Schantung bricht, entgegenstürzt und sie zurückweiset *).

Aus Mangel an Raum müssen wir uns hier mit diesen kurzen Nachrichten von dem Chinesischen Meere begnügen, und die Leser, die sich näher unterrichten wollen, auf die oben angeführten Schriften verweisen.

---

3. Producte.

Wir haben oben die Beförderungsmittel des inneren Verkehrs in den Flüssen und Canälen kennen gelernt, und wollen nun die Producte selbst beschreiben, die auf denselben verführt werden. Es läßt sich hier ein großer Reichthum erwarten, denn sicher wurden jene kostbaren Wasserstraßen nicht gebaut, um einige unbedeutende Erzeugnisse

*) Macartney a. a. O. S. 333.

zu versenden. Die Größe des Reichs, und die Verschiedenheit des Bodens in den Gebirgen und in den Ebenen lassen ebenfalls vermuthen, daß nicht jede Provinz gleich günstig von der Natur versorgt worden sey; aber bei der Leichtigkeit, aus einer Gegend in die andere zu schiffen, ist eine künstliche Gleichheit erschaffen worden, die allen Reichen zu wünschen wäre. Die Früchte des Südens werden dadurch dem nördlichen Bewohner zugeführt, und der Chinese in den Gebirgen kann leicht mit allen Genüssen versehen werden, welche den niedrigen Thälern eigen sind.

Der Ackerbau, dieses erste Element alles Lebens in China, und gleichsam die Feder der großen Staatsmaschine, verdient vor allen Dingen unsere Aufmerksamkeit, und diejenigen Producte, die er erzeugt und vervielfältiget, stehen mit Recht in der Reihe derselben oben an.

Was bei uns das Korn, das ist in China, wie in vielen Asiatischen Ländern, der Reiß. Es vertritt bei ihnen mehr als die Stelle des Brodes, denn sie scheinen keine Speise ohne Zuthat von Reiß zu kennen. Wie man daher bei uns Abendbrod, Mittagsbrod u. s. w. sagt, so heißt es in der Chinesischen Sprache Morgenreiß, Abendreiß und Reißessen (Mahlzeit). Der dritte Theil der Bevölkerung, (d. i. nach Angabe der Chinesischen Mandarine 100 Millionen Menschen) nährt sich fast ausschließend von Reiß. Es giebt mehrere Arten desselben, die noch nicht botanisch bestimmt zu seyn scheinen. In den niedrigen und vorzüglich in den südlichen Provinzen wird der Reißbau am stärksten getrieben. In den nördlichen und hohen Gegenden baut man die meisten Europäischen Getraidearten; auch werden die Felder mit dem Holcus Sorghum, oder der Mohrenhirse bestellt, die zehn bis zwölf Fuß hoch wächst und wohl hundertfältige Frucht trägt.

Eine Pflanze, die dem Chinesen so nothwendig geworden ist als das Getraide, ist der Thee. China und

Japan sind das Vaterland dieses Staudengewächses, und obgleich man hier und da, selbst in Europa, nicht unglückliche Versuche gemacht hat, es anzupflanzen, so sind die in unserm Welttheil gesammelten Blätter (wenn es auch wahr ist, daß in Corsika die Theestaude fortkommt) doch nur so einzeln vorhanden, daß man den Thee nur in Ostasien sucht. In China trinkt der gemeinste Bettler seinen Thee, und im Norden von Europa, an allen Küsten der Ost- und Nordsee ist dieß so kostbare, als gewiß unnütze Getränk für einen großen Theil der Bewohner ein künstliches, nun unentbehrliches Bedürfniß geworden. Vorzüglich hat sich England dadurch in eine wahre Abhängigkeit von China gesetzt, und die Engländer würden glauben, einer Hungersnoth ausgesetzt zu seyn, wenn ihnen der Thee entzogen werden sollte. Staunton berechnet, daß die Ostindische Compagnie jährlich gegen zwanzig Millionen Pfund verkauft, und daß bei dieser Consumtion auf jeden Brittischen Unterthan in und außerhalb Europa, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und des Standes, jährlich mehr als ein Pfund kommt. Nimmt man an, daß in den übrigen Europäischen Staaten ungefähr eben so viel verbraucht wird, und daß im Durchschnitt das Pfund nur zwei Gulden kostet, so werden jährlich in unserm Welttheil für 80 Millionen Gulden Thee vertrunken. Es wäre ein herrliches Königreich, das diese Summe als Ertrag abwürfe. Welch ein ungeheurer Tribut wird also von uns an China gezahlt? Und wofür? Für eine Gewohnheit, von der es in der That sehr leicht ist, sich zu entwöhnen *), und bei der unsere Nerven leiden, indem sie eine widernatürliche Reizbarkeit bewirkt.

*) Ich spreche aus eigener Erfahrung. Als ein Norddänder von Jugend auf an den Thee gewöhnt, hielt ich ihn für unentbehrlich, bis ich nach Oesterreich kam, wo man im Allgemeinen dieses Getränk mehr als eine Arzenei, denn

Obgleich der Thee ein ziemlich bekanntes Gewächs ist, so dürfte es doch für viele unserer Leser interessant seyn, hier eine kurze naturhistorische Beschreibung desselben zu finden.

Man glaubt, daß es zwei Gattungen von Theegewächsen gäbe, Thea bohea und Thea viridis; es scheint aber noch nicht ausgemacht, ob die Verschiedenheiten, die man in Europa an den Theestauden wahrgenommen hat, auf bloße Spielarten von einer Gattung hindeuten, oder ob es vielleicht mehr als zwei Gattungen gäbe. Der braune Thee, Thea bohea wird von den Naturforschern als ein mehrjähriger fünf bis sechs Fuß hoher Strauch beschrieben, der, so viel man weiß, bloß in China und Japan wild angetroffen wird. Er ist von unten auf mit Aesten besetzt, die sich in viele größere und kleinere Zweige verbreiten. Die Blätter sitzen auf kurzen Stielen wechselsweise an den Zweigen, sind elliptisch, glatt, vorn etwas abgestumpft, stumpf gezähnt, und ohne Blattansätze. Aus den Blattwinkeln treiben im Frühlinge die röthlich weißen Blüten hervor, welche dem äußern Ansehen nach einer einfachen wilden Rose gleichen. Sie haben sechs Blumenkronblätter, und dies soll das Gattungskennzeichen seyn, wodurch man den braunen Thee am sichersten von dem grünen unterscheidet. Nach der Blüte folgt eine runde Saamenkapsel, wovon nicht allemal drei, sondern öfters nur zwei beisammen sitzen, weil die dritte nicht immer ausgebildet wird. Zur Zeit der Reife gleichen sie an Größe und Gestalt unsern Schle-

als eine Annehmlichkeit nimmt. Es ist mir sehr leicht geworden, dem guten Beispiel zu folgen, und ich bin überzeugt, daß, wenn wir ernstlich wollten, wir mehrere Colonialwaaren eben so leicht entbehren könnten. Auch im Innern Frankreichs wird verhältnißmäßig wenig Thee getrunken. L.

hen, und haben ein dünnes, schwarzes Fleisch, das fast nur in Haut besteht und unangenehm schmeckt. Jede Kapsel enthält drei Fächer, in deren jedem eine harte runde Nuß mit ihrem Kern liegt. Wenn sie überreif ist, springt die Kapsel von selbst auf, und die Saamen fallen heraus. Letztere dienen nicht allein zur Fortpflanzung des Strauchs, sondern liefern auch ein Oel.

Der grüne Thee, Thea viridis kommt dem braunen im Wuchse gleich, nur sind seine Blätter länger und die Blüten haben nicht sechs, sondern neun Kronenblätter. Ueber diese Linne'ische Unterscheidung beider Gattungen sind die Naturforscher indessen nicht einig; ja einige behaupten, der grüne Thee sey von dem braunen bloß darin verschieden, daß jener im Schatten getrocknet, und dieser geröstet werde. Es ist zu bedauern, daß Lord Macartney keinen eigentlichen Botaniker mit nach China nahm, der am besten hierüber hätte entscheiden können. Obgleich der Thee in China wild wächst, so begnügt man sich doch nicht damit, sondern pflanzt und pflegt ihn mit großer Sorgfalt, wie wir weiter unten bei dem Kapitel der Industrie beschreiben werden. Nach den Berichten der Englischen Gesandtschaft findet man den Thee selten in den Ebenen und Niederungen, welche zum Reißbau angewendet werden, sondern mehr in bergigten Gegenden, und zwar den grünen vornämlich in der Provinz Kiang-nan, den braunen aber in Fokien.

Wir haben bereits oben die Getraidearten angezeigt. An Gartengewächsen ist China ebenfalls reich, doch beschuldigt man die Einwohner, daß sie wenig Sorgfalt auf die Veredlung der Früchte verwenden, auch sollen sie das Pfropfen der Bäume nicht kennen. Gemeine Gemüse sind: Lactuke, Erbsen, Ochra (eine Art grüner Erbsen, hibiscus esculentus) Erdäpfel 2c. Gurken, Kürbisse, Melonen, Wassermelonen, Bisam-Melonen sind häufig. Fast

alle Europäische Obst- und Fruchtbäume werden in China angetroffen, als: Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Oliven, Mandeln, Citronen, Orangen, Kastanien rc. Viele Fruchtbäume aber sind dem Lande eigenthümlich, und wahrscheinlich ist den Europäern nur ein kleiner Theil bekannt. Wir bemerken hier nur: eine Orangenart, Kammat genannt, die eine Frucht trägt, welche nicht größer als eine Kirsche ist; ferner den Litschibaum, (Euphorbia Chinensis, nach Jussieu) mit einer Pflaumen ähnlichen Frucht; den Kujavabaum (Psidium guajava), von dem es mehrere Arten giebt, unter denen der birntragende Guavabaum (Ps. pyriferum) und der äpfeltragende (Ps. pomiferum) die bekanntesten sind; die Frucht des ersten, eine Beere, hat die Größe einer mittelmäßigen Birne, ist Anfangs grün, reif aber gelb, riecht stark und hat einen süßen, gewürzhaften, von einigen Reisenden gerühmten, von andern getadelten Geschmack; die Frucht des zweiten, die einem Apfel ähnlich sieht, ist weniger schmackhaft. Unter den andern Schätzen des Pflanzenreiches, mit welchen China gesegnet ist, nennen wir noch: den Maulbeerbaum, der den ausgebreiteten Seidenbau befördert; den Baumwollenstrauch, unter dessen verschiedenen Spielarten besonders die farbige Baumwolle *), aus welcher der Nanking gemacht wird, bemerkenswerth ist; mehrere Firnißbäu-

*) Herr von Zimmermann in seinem beliebten Taschenbuche der Reisen, neunter Jahrgang, erste Abtheilung für das Jahr 1810 bemerkt S. 177, daß Barrow die farbige Baumwolle auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung verpflanzt und gefunden habe, daß nach drei Jahren die Ballen eben so viele und eben so dunkelgefärbte Wolle lieferten, als im ersten Jahre, wodurch also das Vorurtheil widerlegt sey, als ob diese Varietät des Baumwollenbaums, in südlichere Provinzen verpflanzt, ihre Farbe nach ein Paar Jahren verliere. „Wir Europäer, sagt Herr von Zimmermann, dürften nicht so weit nach dieser gefärbten Baumwolle suchen. Ich habe sie im Königreich Nea-

me, als: den Tschi-schu, der ein Gummi liefert, das zur Bereitung des berühmten Chinesischen Lack's gebraucht wird, und wahrscheinlich der Firniß-Sumach (Rhus vernix L.) ist, der auch in Amerika gedeiht, doch dort mehr seiner giftigen, als nutzbaren Eigenschaft wegen bekannt ist; die Chinesen verwahren bei dem Einsammeln des Harzes sorgfältig das Gesicht, reiben sich Hände und Stirn mit Oel, waschen sich mit einem Abguß von Kräutern und Salpeter und hüllen den ganzen Körper in Leder, um sich gegen die schädlichen Ausdünstungen des Baumes zu schützen; andere glauben, der Firniß werde vorzüglich von dem Chinesischen Glanzbaum, Augia Sinensis, gewonnen, aus dessen Rinde ein harziger Saft dringt, welcher der Sonne ausgesetzt, den schönen schwarzen Lack giebt, während der Rhus vernix L. nicht sowohl in China, als in Japan zur Bereitung des Japanischen Lack's gebraucht wird; da beide Bäume in den Chinesischen Wäldern wild wachsen, so ist es wahrscheinlich, daß sie beide benutzt werden. Auch die Vernicia montana liefert einen Firniß, der aus dem Oel der Kerne bereitet wird, ungleich wohlfeiler ist und daher auch zum Verfälschen des ächten Firnisses gebraucht wird. — Ein anderer Baum, Kon-schu genannt, enthält in seinen Zweigen eine Milch, deren man sich beim Vergolden als eines Leimes bedient.

Nicht weniger nützlich, als die Firnißbäume, sind die Talgbäume. Der Croton sebiferum, dessen Vaterland China ist, hat Aehnlichkeit mit der Zitterpappel; aus seinen erbsengroßen Saamenkörnern, die in einer fettreichen Haut liegen, wird ein vegetabilischer Talg ausgekocht, den man zu Lichtern gebraucht, welche, wenn Wachs und Leinöl

pel angetroffen, und selbst die von dieser natürlich gefärbten Baumwolle eingewickelten Kerne mitgebracht. Es käme nur darauf an, große Versuche in Calabrien und Sicilien damit zu machen."

hinzu gesetzt werden, fest und weiß sind. Der Talgbeerenbaum (Sebifera glutinosa) dient zu ähnlichem Behuf; das aus der Beere oder Frucht ausgekochte weiße Oel giebt gleichfalls Lichter, die aber unangenehm riechen. Der Seifenbaum (Sapindus saponaria) dessen Nüsse als Seifenkugeln gebraucht werden, so wie ein Baum, aus dessen Aesten man ein grünliches Wachs bereitet, gehören gleichfalls zu den merkwürdigen Erzeugnissen des Landes.

An medizinischen Gewächsen ist China besonders reich, doch wahrscheinlich kennen wir nur die wenigsten derselben. Unter den bekannten bemerken wir: den Campherbaum, die Rhabarber, die Sassaparille, und die Galangawurzel. Das Aloe- oder Adlerholz, das die Chinesen für das vortrefflichste Stärkungsmittel halten, und wie man sagt, mit Gold aufwiegen, ist wohl mehr als wohlriechendes Tischlerholz zu benutzen. Unter seiner Rinde findet man drei Holzschichten; die erste ist schwarz, dicht und schwer, und wird eigentlich Adlerholz genannt; die zweite, Calambouc genannt, ist leicht, wie verfaultes Holz; die dritte, oder der Kern, heißt Calambaholz, es ist sehr theuer und hat einen herrlichen Geruch, man braucht es in Indien als ein herzstärkendes Mittel. Mit den Blättern des Baumes bedeckt man die Häuser, macht auch wohl Teller daraus, so wie die Fäden derselben statt des Hanfes gebraucht werden; die Stacheln an den Blättern dienen als Nägel, Pfeile, und Pfriemen. Aus dem Baume zapft man einen weinigten Saft, der vortrefflichen Essig giebt. Die Zweige werden gegessen und sollen wie eingemachte Citronen schmecken, so daß dieser Baum einer der nützlichsten in der Welt ist.

Endlich dürfen wir unter den Pflanzen den Morus papyrifera, aus dem man Papier bereitet, wie auch den Indigo, den Tabak, die Weintrauben, und das Zuckerrohr nicht vergessen.

In den südlichen und östlichen Gegenden giebt es wenig Wälder, desto mehr aber in den westlichen gebirgigten Provinzen; die Bäume, die hier am häufigsten angetroffen werden, sind Fichten, Lerchenbäume, thuia orientalis, Indianische Feigenbäume, Thränenweiden, Quercus cornua und concentricatus, Eisenholz (Dracaena ferrea L.) etc.

Auch an Blumen ist China reich und Männer und Frauen schmücken sich gern mit denselben. De Guignes, sahe in der Nähe von Canton, in freier Luft wild wachsende Päonien, Nelken, Rosen, Tuberosen, Mongaris oder doppelten Jasmin, Basilicum, Amaranthen und den Kio-hoa oder Lan-hoa, dessen Blume, der des Mutterkrautes ähnlich ist.

China besitzt fast alle unsere Hausthiere, als Pferde, Esel, Ochsen, Hunde, Katzen, und vorzüglich Schweine; indessen ist es noch nicht ausgemacht, ob nicht mehrere derselben hier erst eingeführt worden, und sonach nicht eigentlich einheimisch sind. In einem so cultivirten Lande, wie China, dürfte dieß so schwer zu beweisen, als im Ganzen ziemlich gleichgültig seyn. Daß die Pferderassen klein und unansehnlich sind, kann dem Klima, wie auch dem Mangel an guter Zucht zugeschrieben werden. Wollenvieh ist selten, und einem Lande, wo Kälte und Wärme schnell auf einander folgen, der Mensch also entweder in Pelzwerk oder in Seide und Baumwolle sich kleidet, vielleicht entbehrlich.

Daß bei der hochgerühmten Cultur der Chinesen eine Menge wilder Thiere in einigen Provinzen angetroffen werden, ist merkwürdig. Bis zum 30sten Breitengrade findet man Elephanten. Auch der Tiger, wenigstens eine Art desselben, ist hier einheimisch, imgleichen der Luchs. In den Gebirgen sieht man Moschusthiere, deren Vaterland das hohe Asien ist, und die, dem Strich der Berge

folgend, sich bis hierher verirren. Der Tibetanische Ochse, mit dem seidenhaarigen Schweife, wird auch in der Provinz Yunan, die an Tibet gränzt, gefunden. Das Einhorn bewohnt die Ufer der Sümpfe in den Provinzen Hou-nan und Quan-si. Der Dromedar ist das vorzüglichste Lastthier der Chinesen. — Wilde Schweine, Hirsche, Füchse, Kaninchen, und mehrere Affenarten hausen in den Wäldern; unter den letztern nennt man, in den südlichen Provinzen, den langarmigen Affen, den Simia inuus, und Simia silvanus.

Geflügel ist in großer Menge vorhanden; vorzüglich gedeihen die Enten in diesem wasserreichen Lande und sind, nebst den Schweinen, die beliebtesten Hausthiere der Chinesen; ganze Heerden schwimmen am Tage auf den Canälen, und am Abend kehren sie auf den Pfiff ihres Herren in die Wohnung desselben zurück. Es giebt auch viele wilde Enten; von der Art diese zu fangen, von der Zucht der zahmen Enten und von der Nutzbarkeit des Chinesischen Pelican's (Pelecanus Chinensis) werden wir weiter unten ein Mehreres anzuführen Gelegenheit haben. — Die Chinesischen Vögel zeichnen sich durch Schönheit der Bildung und Pracht der Farben aus. Der Gold und der Silberfasan (Phasianus pictus und Ph. nyctherus) sind gleichsam das Wahrzeichen der Chinesen geworden, indem man sie überall auf ihren Bildern angebracht sieht. Der Phasianus superbus, mit grün, roth und blau schattirtem Körper, grünem Halse, blauem Kamm und blau und rothen Flügeln, hat hier seine Heimath. Nicht minder schön ist der Spornpfau (Pavo Chinensis); sein glänzend brauner Körper erhält durch violet goldene Flecken ein prachtvolles Ansehen. Auch unter den Raubvögeln giebt es einen ausgezeichnet schönen Vogel, den die Chinesen Hay-tsing nennen; er ist selten und wird nur in der Nähe der Stadt Hong-chang, in der Provinz Chan-si und in einigen

Gegenden der Tatarei gefunden. Aeltere Reisende vergleichen ihn mit unsern schönsten Falken; er soll aber stärker und größer seyn.

Mit gleicher Farbenpracht, wie die Vögel, sind die Chinesischen Schmetterlinge geschmückt. Das nutzbarste Insect ist aber der Seidenwurm, der hier ursprünglich zu Hause seyn soll.

Die vielen Gewässer in China enthalten eine unglaubliche Menge Fische, die ein allgemeines Nahrungsmittel der Bewohner ausmachen. Durch genaue, in China verfertigte Zeichnungen haben sich unsere Naturforscher überzeugt, daß die meisten Europäischen Fische auch dort vorhanden sind. Der teutsche große Fischkenner Bloch und der Französische Naturforscher Lacepede haben in jenen Zeichnungen mehrere, diesen Gewässern eigene, Arten erkannt. Die Chinesischen Goldfischgen sind gewiß allen unsern Lesern bekannt *); sie werden auch in ihrem Vaterlande nur zum Schmuck aufbewahrt. Im Jahre 1611 wurden sie zuerst nach England gebracht, und haben sich wahrscheinlich von dort aus über Europa verbreitet.

Die Producte des Mineralreiches in China sind noch von keinem Reisenden im Zusammenhange beschrieben worden, und kaum findet man einzelne zerstreute Bemerkungen, die mehr geeignet sind, die Neugierde zu reizen, als sie zu befriedigen. Wie alle Theile der Naturwissenschaft, so erwarten vorzüglich die Geognosie und Mineralogie einen erfahrnen Beobachter, um uns dieses merkwürdige Land, das in seinem Klima, und in dem daraus hervorgehenden Charakter der vegetabilischen und animali-

*) In Wien giebt es wenig Häuser, wo diese Goldfische nicht zur Zierde in den Häusern aufbewahrt werden und in Schönbrunn sieht man sie in großer Anzahl in den Teichen; in Nordteutschland habe ich sie nur selten gesehen. L.

schen Geschöpfe, so viele räthselhafte Eigenheiten hat, näher aufzuschließen. Die Gebirge, was sie in ihrem Inneren bewahren, ihre Schichten und Richtungen wirken ganz vorzüglich auf das Klima und sind dadurch die ältesten Documente der Geschichte eines Landes; denn sicher stehen sie im Zusammenhange mit der organischen Schöpfung: anders gestaltet sich diese in vulkanischen Gegenden, anders über und neben dem Granit, und anders dort, wo der Basalt sich bilden konnte. Wenn wir wünschen, daß China von Reisenden in dieser Hinsicht untersucht werden möchte, so vergessen wir dabei nicht, daß selbst unser eigenes Vaterland, aus einem solchen Gesichtspunkt angesehen, den Naturforschern noch ein unbekanntes Land ist; aber es ist auch gewiß, daß es leichter wäre, dort die Natur in der Formation des Fundamentes ihrer Bildungen zu belauschen, als in Europa, wo die Völker-, Thier- und Pflanzenwanderungen eine ganz andere Natur erkünstelt haben, die von jener, welche dem Boden ursprünglich beiwohnte, kaum mehr zu unterscheiden ist. In China dagegen finden wir ein Land, das seit Jahrtausenden sich gleich blieb, das von demselben Volke bewohnt wurde, und das alles Fremde verschmähte, während es seine eigenen vaterländischen Schätze mit einem beispiellosen Fleiße benutzte. Dieses eigensinnige Beharren in einem einmal erlangten Zustande, kann nicht bloß zufällig seyn; die Geschichte des Menschen entwickelt sich nach Naturgesetzen, und wie Europa noch nicht aufgehört hat, das Schauspiel einer Völkervermischung und Völkerwanderung zu geben, und wie dieser ununterbrochene Wechsel sicher seinen Grund im Boden und Klima hat; so ist gewiß auch die Stetigkeit, die wir in Asien und ganz vorzüglich in China bemerken, in der Natur gegründet, nur daß wir diese noch zu wenig kennen und jede Theorie daher zu voreilig wäre. Wenn es wahr wäre, daß China sehr wenig oder gar keine Vulkane und vulkanische Pro-

Bucte erzeugte, während beide so häufig unter gleicher Breite in den benachbarten Staaten angetroffen werden; so ließe sich schon aus diesem Umstande auf eine ganz eigene Natur des Bodens schließen, die, näher beobachtet, vielleicht wichtige Aufschlüsse über seine organischen Bewohner geben würde.

De Guignes *) hat die Natur des Bodens auf dem Wege von Canton nach Peking ziemlich oberflächlich geschildert. Nach ihm ist „das Küstenland bei Macao sandig und auf den Höhen findet man keine Fruchterde. Die Gebirge bestehen hier aus Granit, mit Adern von Spath und Quarz untermischt. Der Boden um Canton ist fett, graulich und endigt sich auf einem Thonlager. In einem Raume von 104 Meilen von Canton bis nach Nan-hiong-fu ist der Boden trocken, thonig, sandig, gelblich und oft roth auf einem Thonlager. Die Steine in den Gebirgen liegen in horizontal geneigten Schichten, sind bisweilen von gelblicher Farbe, bisweilen auch schwarzgrau mit weißen Adern, und unter einander durch eine zerreibliche Erde verbunden **). Das Gebirge Meylin, welches die beiden Provinzen Quang-tong und Kiang-si trennt, besteht aus großen Massen thonartigen Gesteins von grauer Farbe, mit weißen Adern, welche sich blätterweise ablösen. Die Berge in Kiang-si

*) De Guignes, Französischer Resident in Canton, machte die Reise mit Van Braam; seine Bemerkungen über China sind aber nicht bloß auf dieser Reise gesammelt, denn er hat sich mehrere Jahre in Canton aufgehalten und lebt noch gegenwärtig daselbst. Seine Reisebeschreibung, die eines der neueren Hauptwerke über China ist, ist auch ins Teutsche übersetzt unter dem Titel: Reise nach Peking rc. von de Guignes; aus dem Franz. übersetzt von K. L. Müller. Leipzig 1810, bei Hinrichs.

**) Das Schwankende dieser Beschreibung ist nicht zu verkennen.

bestehen aus ähnlichem Gestein; in Kiang-nan aus Sandstein. In Chan-tong und Petchely ist der Boden im Ganzen trocken, sandig und wie Asche. Die Steine sind rauh anzufühlen und liegen in horizontalen Schichten. In Kiang-si findet man Kalkstein."

Aus solchen Angaben läßt sich in der That die Natur des Bodens nicht kennen lernen. Wir wollen nun die Steinarten und Metalle angeben, welche von den Reisenden in China bemerkt wurden. Unter den ersten werden vorzüglich Lapis Lazuli, Jaspis, Bergkrystall, Nierenstein, Magnet, Granit, Porphyr, und verschiedene Marmorarten genannt. Ob die Rubine in China einheimisch sind, oder aus dem Birmanischen Reiche kommen, scheint noch unentschieden zu seyn. — Die Erdarten, welche zur Bereitung des Porzellans gebraucht werden, heißen: Kao-lin, aus ¾ Kieselerde und ¼ Thonerde bestehend, Petuntse, ein weißlich blättriger Feldspath, und Che-kao, ein schwefelhaltiger Baryt. Steinkohlen und Salz besitzt China in großem Ueberfluß.

Die Chinesen erklären selbst ihre Gebirge für reichhaltig an Metallen, besonders an Gold und Silber; doch werden sie nur wenig bearbeitet, und Gold nur aus den Flüssen gewaschen, — aus dem wunderlichen Grunde, weil beim Ueberfluß der kostbaren Metalle das Volk zum Müssiggange verführt und vom Ackerbau, auf welchem die ganze Staatskraft beruht, abgeleitet werden könnte. Diese Politik mag in dem Kopfe eines Chinesen als tiefgegründet erscheinen, sie ist deswegen nicht weniger abgeschmackt. Jede Arbeit, und also auch der Ackerbau, muß durch die Leichtigkeit, die Erzeugnisse umzutauschen, befördert werden; der einfache Tauschhandel kostet Zeit, diese wird durch den Repräsentanten aller Waare, durch das Geld, erspart, und daher können Gold und Silber den Müssiggang einer Nation nur dann befördern, wenn sie,

wie in Spanien, das Metall durch Sklaven in den Bergwerken entfernter Länder suchen läßt, und wenn es ihr gestattet wird, alle ihre Bedürfnisse aus dem Auslande zu erkaufen. — Der Ueberfluß verborgener Schätze in der Erde, dessen sich die Chinesen rühmen, ist ihnen also unnütz. Es scheint jedoch, daß ihre Politik nur die Gold- und Silberminen zu vernachlässigen anräth; denn aus der Wohlfeilheit des Eisens, Zinn und Kupfers zu schließen, müssen die Bergwerke an diesen Metallen entweder außerordentlich ergiebig seyn, oder fleißig benutzt werden. Ein eigenes Metall ist das weiße Kupfer oder Tsetong. Herr von Zimmermann, in dem oben angeführten Taschenbuch der Reisen, sagt Seite 124 von diesem Metalle: „Vielleicht ist es mit Galmey und etwas Silber versetzt. Vielleicht ist es das Mineral, welches uns, unter dem Namen Tutanego, sonst von dort zugeführt ward; es ist nur ein reinerer Zink als der unsrige.“ Ohne hierüber entscheiden zu wollen, führen wir an, was de Guignes von dem Toutenagué oder Tintenack sagt. „Den Tintenack, heißt es in seiner Reise *), findet man in der Provinz Honan; das Erz desselben hat eine blaugraue Farbe, und glänzt wie das Eisenerz; es ist schwer und weich, wenn es sich im Innern der Erde befindet, und wird härter an der Luft. Man findet oft Streifen dieses Metalles, welche sich von der Oberfläche der Erde an bis in eine Tiefe von 60 bis 80 Toisen erstrecken. Der Boden, worin man ihn findet, ist gelblich, ins Grüne fallend. Der Tintenack ist selten rein; das Erz schmilzt leicht, und verbreitet alsdann einen dicken und stinkenden Rauch. Mehrere Schriftsteller behaupten, der Tintenack sey der aus einem reinen Galmey gezogene Zink; allein dieß ist ein Irrthum. Man kennt bis jetzt nur 1) den mit Schwefel mineralisirten Zink, welcher Eisen und Blei enthält,

*) S. 255 im 2ten Theil der teutschen Uebersetzung.

2) den mit Schwefel und Arsenik mineralisirten Zink, oder die schwarze und rothe Blende, und 3) den Kalamintstein. Die Farbe des Galmey ist röthlich und gelblich, bisweilen grau, welches anzeigt, daß er mit dem Zink Aehnlichkeit hat; allein diese Farben findet man gar nicht bei dem Erze des Tintenack. Man bedarf nur eines langsamen Feuers, um den Tintenack zu schmelzen und ihn in Rauch verdunsten zu lassen; er unterscheidet sich also von dem Galmey, weil man hier ein heftiges Feuer braucht, um den Zink aus dem Galmey zu ziehen und unter der Gestalt eines weißen Rauches zu sublimiren. Das einzige bekannte Mittel, den Zink mit den Metallen zu vereinigen, ist, ihn mit diesen zu schmelzen, welches der, von dem Dr. Gillan angegebenen Procedur ganz entgegengesetzt ist, welcher sagt, daß die Chinesen das Kupfer, um ihm eine weiße Farbe zu geben, bloß dem Dampfe des, in der Schmelzung begriffenen, Tintenack aussetzen. Eine der Eigenschaften des, mit dem Kupfer verbundenen, Zinks ist die, daß das erstere dadurch dem Ansetzen des Grünspans weniger unterworfen ist, und es ist bekannt, daß das Chinesische Kupfer leicht Grünspan ansetzt. Man vermischt endlich den Zink mit dem Kupfer, um ihm eine Goldfarbe zu geben, die Chinesen aber brauchen den Tintenack, um ihm eine weiße Farbe zu geben, welches gerade das Gegentheil ist. Man muß indessen wohl merken, daß die dem Kupfer von den Chinesen mitgetheilte weiße Farbe nicht immer bleibt, sondern sich mit der Zeit verliert. Noch mehr, diese Weiße befindet sich auch nur auswendig, denn zerbricht man ein, an sich schon sehr zerbrechliches, Stück weißen Kupfers, so sieht man, daß es inwendig gelb ist. — Hieraus ergiebt sich, daß der Zink nicht die Basis des Tintenack ist; er enthält, wie es scheint, Eisen, Blei und, wie einige Schriftsteller gemeint haben, Bismuth, dessen Eigenschaft, das Kupfer weiß zu

färben, bekannt ist, und dessen Existenz in dem Tintenack durch die blaue Farbe des Erzes hinlänglich bewiesen ist."

Quecksilber wird in der Provinz Yunnan gewonnen. Der beste Zinnober kommt aus der Provinz Fo-kien.

4.
Einwohner.

Die Chinesen sind die zahlreichste Nation der Welt; war gleich das Römische Reich größer als China, so wie es Rußland noch gegenwärtig ist, so findet doch der merkwürdige Unterschied statt, daß die Unterthanen aus verschiedenen Nationen bestanden, dagegen die eigentlichen Chinesen schon seit Jahrtausenden ein einziges Stammvolk ausmachen. Zwar findet man auch in China einige andere Nationen, aber ihre Zahl ist, im Vergleich gegen die Chinesen, so unbedeutend, daß der obige Satz dadurch nicht umgestoßen wird.

Um zu keiner Verwirrung Anlaß zu geben, unterscheiden wir zuvörderst die Bewohner in 1) eigentliche Chinesen, 2) Mongolen, 3) Mantschu, 4) Tataren, 5) Indier.

1. Die Chinesen, im engeren Sinn, scheinen ein uraltes Volk zu seyn, das sich in Sprache und Sitte von allen andern Völkern der Erde, die Japaner ausgenommen, unterscheidet. Zwar findet man in ihrer Physiognomie Aehnlichkeit mit den Mongolen; aber man hat auch zwischen ihnen und den Hottentotten eine auffallende Aehnlichkeit gefunden, die doch sicher nicht mit ihnen ver-

wandt sind. Nichts ist trüglicher als die sogenannten Nationalphysiognomien, besonders wenn man sie aus Portraiten beurtheilt, die einzelne Reisende mitgetheilt haben. Sehr viele Russen haben durchaus Italienische Gesichtsbildung, und Italiener giebt es, die von den Polnischen Juden nicht zu unterscheiden sind. Die Esten in Livland gleichen den alten Teutschen, wie sie die Römer beschreiben, nur daß sie gewöhnlich kleiner sind, und wiederum sehen viele Hannacken in Mähren, ein slavischer Stamm, den Esten, die Finnen sind, ähnlich. In jeder großen Stadt findet man Gesichter aller Art, die für Muster der Barabinzen, Soongaren, Tschippewäer, Tagalen oder jedes andern beliebigen Volkes angesehen werden können. Zwar giebt es einen Ausdruck der Physiognomie, der den Nationen eigen ist und es einem geübten Auge möglich macht, mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit, den Teutschen vom Franzosen, und unter diesen wieder den Provenzalen von dem Lothringer oder Normann zu unterscheiden; aber die Unterscheidungskennzeichen liegen sicher nicht in einzelnen Zügen, nicht einmal in dem Verhältniß derselben, sondern in einer gewissen Beweglichkeit und in einem Etwas, das sich besser fühlen, als beschreiben läßt. Nicht einmal die Hautfarbe kann als sicheres Zeichen angesehen werden, ausgenommen bei den Extremen, wo sie erblich ist. Wer hat nicht mitten in Europa kupferfarbige Menschen gesehen, in deren Adern gleichwohl kein Tropfen Amerikanisches Blut anzutreffen seyn möchte?

Wenn aber gleich die Physiognomie eines Volkes nicht hinreicht, seine Eigenthümlichkeit kenntlich zu machen, so gehört sie doch zur Charakteristik desselben und kann, im Verein mit seiner Lebensart, seiner Sprache und seiner Geschichte, Vermuthungen über den Ursprung des Volkes begründen helfen, ohne welche wir eine Nation nicht zu

kennen glauben, und daher immer zuerst die Frage aufwerfen: Woher stammt das Volk? Wir werden daher nach diesem vierfachen Gesichtspunkte, der Physiognomie, Lebensart, Sprache und Geschichte, (jedoch nur in Bezug auf unsern Zweck) die Chinesen, so viel als es bei der Beschränktheit des Raumes möglich ist zu charakterisiren versuchen und sodann das Wichtigste über die andern in China wohnenden Völkerschaften anführen.

„Die Schönheit der Chinesen", sagt de Guignes *), „ist sehr von der der Europäer verschieden. Ein Chinese hat ein breites viereckiges Gesicht, eine offene Stirn; seine Augen sind länglich und stehen dergestalt hervor, daß man sie beide sehen kann, wenn man ein Gesicht im Profil betrachtet; seine Nase ist klein und zwischen den Augen ohne Erhöhung, der Mund mittelmäßig, allein die Ohren sind breit und meistens durchstochen. Der Lastträger steckt seine Cigare oder Chiroutte hinein, und der Gelehrte befestigt durch Fäden seine Brillen darin. Die Chinesen lassen den Bart im dreißigsten Jahre erst wachsen; sie haben nicht viel, vorzüglich in den südlichen Provinzen; ihre Haare sind schwarz, stark und dick; rothe Haare werden verachtet. — Der Wuchs darf hier zu Lande, um für schön zu gelten, nicht schlank und proportionirt, sondern er muß dick seyn, um einen breiten Armstuhl füllen zu können. — Die Hautfarbe der Chinesen ist lichtbraun; allein von verschiedenen Nüancen bei den einzelnen, je nachdem sie der Sonnenhitze sich mehr oder weniger aussetzen müssen. — Der Frauen Wuchs ist von mittlerer Größe und sehr fein. Ihre Nasen kurz, die Augen gespalten, der Mund klein, die Lippen glänzend roth. Fast alle schminken sich. Die Parfümeurs verkaufen weiße und rosenrothe Schminke, die nach Belieben vermischt

*) Er stimmt hierin fast wörtlich mit du Halde überein.

wird. Einige Frauen haben daher ein ganz rosenrothes Gesicht; ihre Hände aber sind, seltsam genug, ganz braun. Indessen sind viele Chinesinnen hübsch und angenehm. Junge Mädchen von sieben bis acht Jahren fangen schon an, sich zu malen; daher ist auch nichts häßlicher als ein altes Chinesisches Weib."

Die Kleinheit der Füße wird bei den Chinesischen Damen, wie bekannt, von ihren Landsleuten für die größte Schönheit gehalten. Diese Subtilität des Untergestelles ist aber nicht das Werk der Natur, sondern der Kunst; denn die Füße werden den Mädchen in früher Kindheit schon so fest gebunden und eingezwängt, daß der Wuchs gewaltsam verhindert wird.

Die Chinesen besitzen viel körperliche Kraft und üben sich von Jugend auf große Lasten zu heben, welches mit ihrer Neigung zum Fettwerden und ihrer Vorliebe für fette Schönheit sonderbar contrastirt. Sonnerat erzählt *), daß sie schon als Kinder versuchen, Gewichte von 100 bis 150 Pfund zu heben, bis sie es so weit bringen, daß sie solche mit gestrecktem Arm über den Kopf halten können. Sie sind auch vielleicht die geschicktesten Lastträger in der Welt, und bei jeder Arbeit unermüdlich. Gleichwohl werden sie als feig und was immer damit

*) Sonnerat a. a. Ort. Tome II. pag. 320. Er führt noch ein anderes Beispiel von ihren gymnastischen Uebungen an, das wir zur Unterhaltung der Leser nicht verschweigen wollen. Sie hängen nämlich 7 bis 8, mit Erde gefüllte Säcke an die Decke, und stellen sich zwischen denselben; einer giebt ihnen einen Schwung und der andere sucht den Stoß abzuhalten; sie wissen dabei ihre Muskeln auf eine Art zu spannen, oder wie sie es nennen, sich hart zu machen, daß der Theil des Körpers, welcher den Stoß empfängt, nur wenig dabei leidet, und weniger als der Gegner, der sich anstrengt ihm den Stoß zu versetzen.

verbunden ist, als schlau und hinterlistig geschildert. Der Umgang mit ihnen ist jedoch leicht, denn sie sind sanft, höflich, wissen ihren Zorn auf der Stelle zu mäßigen, und halten es für so unanständig, als ungeschickt, ihn ausbrechen zu lassen. Durch dieses Betragen sind sie deutlich von den Mantschu zu unterscheiden, deren größere Rohheit sich in ihrem stärkeren Gliederbau, in ihren ungeschliffeneren Manieren, aber auch in ihrer größeren Offenheit offenbart.

Die geistigen Eigenschaften des Chinesen stimmen mit diesem äußeren Betragen genau überein. Das Nützliche, das gleichsam den Geist fett macht, geht ihm über Alles, und in nützlichen Künsten sind sie erfahren und geschickt, aber letzteres nur in so fern, als es Nutzen bringt, denn für die schöne Form scheinen sie wenig Sinn zu haben. Mühsame Anstrengungen schrecken sie nicht ab, aber zur Freiheit des Geistes können sie sich nicht erheben. Sie ehren das Alte bis zu einem Grade, daß sie sich, demüthig, wie sie sind, nicht einbilden können, es gäbe etwas besseres. Das Studium ihrer Schriftsprache beschäftigt sie ein ganzes Leben hindurch, und wirklich besteht in ihr die einzige unergründliche Gelehrsamkeit der Chinesen, während sie mit andern Wissenschaften längst fertig geworden sind, d. i. sie besitzen gewisse Formeln, die sie mechanisch anwenden, ohne über den Grund derselben nachzudenken. Es wäre daher möglich Maschienen zu erfinden, die eben so große Gelehrte wären, als z. B. die Chinesischen Mathematiker. Daher auch ihre Vorliebe für das Mechanische. Nichts kann einem Chinesen mehr Freude machen als eine Maschiene wo Figuren von Menschen und Thieren durch einen künstlich verborgenen Mechanismus sich von selbst zu bewegen scheinen. Die ersten Kunstwerke dieser Art, die aus Europa nach China kamen, staunte man als Wunder an, und bezahlte sie,

dieser Vorstellung gemäß, unglaublich theuer; auch während der Anwesenheit des Lord Macartney hielten die vornehmen Chinesen, die den Gesandten in dem kaiserlichen Pallast umherführten, diese Spielereien für das kostbarste von Allem, was dort zu sehen war. Im Allgemeinen kann man behaupten, daß der Chinese Verstand besitzt und alles, was mit demselben in Verbindung stehet, zu würdigen wisse, daß er aber die Einbildungskraft, die das Sinnliche veredelt und die Seele in ein Land, das schöner als China ist, erhebt, nicht zu kennen scheint. Wir werden in der Folge, wo wir von der geistigen Ausbildung des Volkes zu reden Gelegenheit nehmen werden, noch deutlicher diese Richtung ihres Geistes aus Allem hervorgehen sehen, was sie in Künsten und Wissenschaften geleistet haben.

Bei dem Zustand der Cultur, den die Chinesen erreicht haben, bei den verwickelten Verhältnissen eines großen Staates, ist es nicht leicht, von der Lebensart der Chinesen zu reden. Beschäftigung, Stand und Rang machen dort einen so großen Unterschied, als in Europa. Es ist uns aber hier vorzüglich nur um diejenige Lebensart zu thun, die sich aus den ältesten Zeiten bei den Chinesen erhalten haben dürfte, und diese kann nur bei dem gemeinen Volke aufgesucht werden, wo sich stets einige Eigenheiten, wenigstens die Spuren derselben erhalten, auch wenn der Staat mannichfaltige Umgestaltungen erlitt. Wir werden in der Folge in der Charakteristik der Sitten der Chinesen sie in ihren häuslichen Verhältnissen und in ihrer Staatseinrichtung näher kennen lernen, und wollen hier nur darauf aufmerksam machen, daß das ganze Leben des gemeinen Chinesen sich um den Ackerbau, wie um seinen Mittelpunkt, drehet und daß die Viehzucht von demselben vernachlässiget wird. Dieser Umstand scheint uns in Rücksicht der Ableitung der Chine-

sen wichtig. Gewöhnlich glaubt man nämlich, daß die Chinesen von den Mongolen oder den mit ihnen verwandten eleuthischen Kalmukken abstammen; aber diese Völkerschaften sind Nomaden, und folglich von den Vortheilen der Viehzucht überzeugt. Scheint nun auch die Physiognomie für eine Verwandtschaft mit den Mongolen zu sprechen: so berechtigt diese gänzlich verschiedene Lebensart schon, in die Annahme der Geographen Zweifel zu setzen, welche die Stammväter der Chinesen von den Mongolischen Gebirgen herabkommen lassen. Die großen wasserreichen Ebenen, und die Spuren, die man überall im Lande findet, daß vorzüglich das östliche China ehedem vom Meere bedeckt gewesen seyn müsse, hat man für Beweise gehalten, daß das niedrige Land später als die höher liegende Mongolei bevölkert gewesen seyn müsse. Aber seit Jahrtausenden genießt China die Vortheile der Cultur und die Mongolei befindet sich dem Zustande der rohen Natur ungleich näher. Wer will aber den Zeitpunkt der Erdrevolution bestimmen, die China dem Meer entriß? Wer weiß es, ob der hohe Rücken von Asien damals schon bevölkert war?

Das wichtigste Document der Ur-Geschichte der Völker aber, die Sprache, kann allein über ihren wahrscheinlichen Ursprung entscheiden. Und gerade die Sprache scheint die Vermuthung zu begründen, daß die Chinesen ein Urvolk sind, und vielleicht das älteste unter allen noch vorhandenen Völkern. Von dem Mongolischen ist wenigstens die einsylbige Sprache der Chinesen verschieden; jene hat alle harten Buchstaben, die dieser gänzlich fehlen; jene gehört zu der Familie der Nord Asiatischen Sprachen, diese scheint isolirt zu seyn und außer der Koreanischen, Anamitischen (in Tunking und Cochinchina) und Japanischen keine nahe Verwandten zu haben. Herr

Langles *) hat in den Malajischen Wurzelwörtern Spuren der einsylbigen Sprache der Chinesen gefunden und in der That wäre es nicht unmöglich, daß die Chinesen und Malajen einen gemeinschaftlichen Ursprung hätten **).

Die Chinesische Sprache, die schwerste vielleicht in der Welt, hat in ihrem Bau, in ihrer Aussprache und in ihrer Ausbildung so viel Eigenthümliches, daß sie uns berechtiget, die früheste Geschichte dieses Volkes von jener, aller ihm benachbarten Völker zu trennen. Wie wollte man auch Völker, deren Daseyn als Barbaren uns erst seit einigen Jahrhunderten bekannt ist, und die in Gegenden leben, wo durch große innere Revolutionen der erste Anstoß zu der Völkerwanderung gegeben wurde ***) zu den Stammvätern eines Volkes machen, dessen gewisse Geschichte weit über 2000 Jahre vor Chr. Geb. hinaufreicht, und das schon 300 Jahr vor Chr. Geb. ein hochcultivirtes Volk

*) Man sehe den Moniteur vom 23. 24. 25. und 28. Juli 1811, wo der interessante Bericht abgedruckt ist, den Herr Ginguené dem Institut, über die Bemühungen des Herrn Langles zur Bestimmung des Ursprungs und der Verwandtschaft der Sprachen, abstattete.

**) Es ist hier der Ort nicht, gelehrte Untersuchungen über den Ursprung der Völker und Sprachen anzustellen; wir begnügen uns, nur auf die Gegenstände aufmerksam zu machen, welche von Sprachkundigen untersucht zu werden verdienen. Die Malajen, deren Ursitz wir nicht bloß auf die Halbinsel Malakka einschränken, könnten wohl der Ueberrest eines großen Volks seyn, dessen früher Wohnsitz vielleicht in einem großen, untergegangnen Südlande zu suchen ist, und dessen Spuren, wie es uns scheint, leichter aufzufinden wären, als die westliche Atlantis. Wäre es unmöglich, daß die Chinesen selbst aus dieser versunkenen Oceanitis abstammen? Und sind daraus vielleicht die Andeutungen Chinesischer Abkunft zu erklären, welche neuere Reisende in Südamerica gefunden haben wollen?

***) Die Hiongnu oder Hunnen z. B. bewohnten die Gegenden des Gebirges zwischen Kaschgar und dem Altai.

war? Unsere Leser brauchen nicht mühsam in wenig bekannten, schwer zu verstehenden Schriften nachzusuchen, um die Beweise für diese Behauptungen zu finden. Eine teutsche Zeitschrift, die in den Händen jedes Freundes der Länder- und Völkerkunde seyn sollte, und unter einer, weniger für eine wahrhaft geistreiche Unterhaltung gleichgültigen, Nation Epoche gemacht hätte, das Asiatische Magazin (herausgegeben von Julius Klaproth, Weimar, 1802. 2 Bände) enthält, unter andern für die Kenntniß des Geistes der Asiaten höchst schätzbaren Aufsätzen, eine Uebersetzung des Yu-Chou, oder des ersten Theils des Chou-king, einer alten heiligen, historischen Schrift, deren Ueberreste Confuzius 484 Jahre v. C. G. sammelte. Hier findet man, daß der Kaiser Yao, der vom Jahre 2357 bis 2256 vor Christi Geburt lebte, den Astronomen Hi und Ho, die zugleich seine Minister waren, befahl: „die Regeln für die Berechnung „aller Bewegungen der Gestirne, der Sonne „und des Mondes auf das sorgfältigste und „mit Aufmerksamkeit zu befolgen; den höch„sten Himmel zu verehren und dem Volke die „Zeiten und Jahreszeiten bekannt zu machen." — Die Regeln für die Berechnung der Gestirne waren also schon früher bekannt, und das Verdienst des Yao bestand darin, daß er die Entdeckungen der Gelehrten ins Leben einführte und die Resultate dem Volke bekannt machen ließ. — Der Kaiser Chun, der v. J. 2255 bis 2206 v. C. G. lebte, theilte das Reich in zwölf Provinzen, schickte Merkmale und Zeichen auf die zwölf Gebirge, und ließ Kanäle graben zum Abfließen der Gewässer. — Der Kaiser sagte zu einem seiner Minister: „Ki, ihr sehet das Elend „und den Hunger, welchen die Völker ausstehen; in der Eigenschaft eines Haou-tsi *); las-

*) Der Haou-tsi scheint eine Art von Polizeiminister gewesen zu seyn.

„set der Jahreszeit gemäß, alle Arten Körner „säen." — „Kouei, sagte der Kaiser, ich ernenne „euch zum Oberaufseher der Musik; ich will, „daß ihr die Kinder der Prinzen und Großen „darin unterrichtet, so daß sie aufrichtig und „freundlich sanft, höflich und ernsthaft wer„den; lehrt sie fest zu seyn, ohne Härte und „Grausamkeit; gebt ihnen die Kraft zu unter„scheiden; eröffnet ihnen eure Grundsätze in „Versen und setzt sie in Gesängen zusammen, „untermischt aus verschiedenen Tönen und „Klängen, und singt sie zu musikalischen In„strumenten. Sind die acht Modulationen „oder Veränderungen der Töne gesichert, und „hat keine Unordnung in den verschiedenen „Accorden statt, dann sind die Geister und die „Menschen vereinigt."

Die Chinesen kannten also bereits 2000 Jahre vor Christi Geburt den Ackerbau, die Astronomie, die Musik; das Reich war völlig organisirt, und die Fürsten erhielten eine ihrem Berufe angemessene Erziehung.

Wir glauben sonach, so weit als es die Einrichtung dieser Zeitschrift zuließ, es glaubwürdig gemacht zu haben, daß die Chinesen ein uraltes, ganz originelles Volk sind, das von keinem der bekannten andern nomadischen Stämme des hohen Asiens abgeleitet werden kann. Näher werden wir sie noch in der Folge kennen lernen, da ihre vollständige Charakteristik nur aus ihrem Thun und Lassen, aus ihrer Industrie, ihrem Handel, ihren Sitten ihren Kenntnissen und ihrer Verfassung hervorgehen kann.

Wir wollen nun die andern, nicht Chinesischen Völkerstämme, die im eigentlichen China seit frühern

unbestimmbaren Zeiten wohnhaft sind, in der Kürze zu beschreiben versuchen.

Wir haben oben die Mongolen und Mantschu unter den Bewohnern China's angeführt; von diesen sind aber die letzteren erst in späteren Zeiten eingewandert, seitdem ihre Fürsten China eroberten und hier eine neue Dynastie gründeten. Der größte Theil der Nation bewohnt noch ihr altes Vaterland, das unter der Herrschaft des Kaisers von China stehet. Dasselbe gilt auch von den Mongolen, welche die fälschlich sogenannte Chinesische Tatarei bewohnen. Da wir es hier nur mit dem eigentlichen China zu thun haben, und bei der Beschreibung der mittelbaren Staaten auf diese Völker zurückkommen werden, so wollen wir hier, um Wiederholungen zu vermeiden, nur von den Tataren und Indiern reden, die wir im eigentlichen China zum Theil noch als freie Völker antreffen.

Zwischen den Flüssen Yalong und Yang-tse-kiang wohnen die Sifan, ein Volk, das nach Dü Halde sowohl von den Chinesen, als von den Tataren verschieden seyn soll. Aber dieser Schriftsteller scheint mit dem Namen: Tatar, keinen bestimmten Begriff zu verbinden, wie er denn bei den meisten Reisenden willkürlich angewendet wird. Da nun nach seiner eigenen Angabe die Sprache der Sifan mit der Tibetanischen übereinstimmt, sie sich auch zu der Religion der Lama's bekennen: so dürfen wir sie wohl mit Recht zu den Tataren rechnen. Die Chinesen machen einen Unterschied zwischen He-Sifan, d. i. schwarze Sifan, uud Hoang-Sifan, d. i. gelbe Sifan, welche Benennung von der Farbe ihrer Zelte herrührt. Die schwarzen Sifan scheinen noch größten Theils Nomaden zu seyn; doch wohnen sie nicht bloß unter Zelten, sondern haben auch einige, wiewohl schlechte Häuser. Die Weiber haben ihre Haare in Zöpfe geflochten, die ihnen

von der Schulter herabhängen; vor der Brust tragen sie Spiegel von geschliffenem Metall. Die schwarzen Sifan werden von Familienhäuptern regiert, von denen einige einen mehr oder weniger mächtigen Fürsten anerkennen, mit dem sie in einem gewissen Lehnsverhältniß stehen.

Die gelben Sifan sind etwas weiter in der Civilisation vorgerückt. Die Oberhäupter derselben sind Lama's oder Tatarische Priester, die jedesmal aus einer gewissen Familie gewählt werden. Diese Lama's sind die Richter der Nation. Die gelben Sifans wohnen in kleinen zerstreuten Dörfern unter Zelten, oder niedrigen, von Erde, oder auch von Backsteinen aufgebauten Häusern, und beschäftigen sich vorzüglich mit der Viehzucht. Sie zahlen den Lama's eine geringe Abgabe, und können, wenn sie diese entrichtet haben, nicht viel von ihnen beunruhiget werden. Einige von ihnen müssen sich bei der Aufforderung der Chinesischen Mandarins ins Feld stellen, doch kann der Ungehorsam gegen die Chinesen nicht leicht bestraft werden, da sie sich in ihre unwegsamen Schneegebirge zurückziehen und schwer verfolgt werden können.

Die Sifan waren ehedem ein mächtiges Volk, das seinen eigenen König hatte, ein ansehnliches Land besaß und mit den Chinesen in hartnäckiger Fehde lebte. Seit dem Jahre 1227 leben sie in ihren Thälern und Gebirgsschluchten ohne Macht und fast ohne Namen, und doch zufrieden, daß sie den Fo, den Gott ihrer Väter, nach hergebrachter Weise verehren können.

Die Nation der Lo-los wohnt in der Provinz Yun-nan; sie ward ehedem von mehreren kleinen Fürsten beherrscht. Die Chinesen haben sie aber gezwungen die Oberherrschaft des Kaisers anzuerkennen, und dafür ihrem Oberhaupte den Titel eines Mandarins oder Tchi-fou ertheilt. Die Lo-los sind starke arbeitsame

Menschen, die in Kenntnissen und Geschicklichkeit den Chinesen wenig nachstehen. Sie scheinen Indischen Ursprungs zu seyn, wenigstens findet man bei ihnen die Schriftsprache der Birmanen und auch denselben Gottesdienst. Die Fürsten, obgleich Vasallen des Kaisers, haben Recht über Leben und Tod ihrer Unterthanen; halten auch eigene Truppen.

Mitten in China, in den Provinzen Setschuen, Koeit-cheou, Hou-quang, Quang-si und an den Gränzen von Quang-tong leben mehrete Völkerstämme zerstreut, die von den Chinesen mit dem gemeinschaftlichen Namen: Miao-se bezeichnet werden. Sie unterscheiden sich aber von einander durch Sitte und Sprache. Sie bewohnen die Gebirge, wohin sie sich gewöhnlich zurückziehen, wenn sie von den Chinesen verfolgt werden. Sie rühmen sich selbst treffliche Reiter zu seyn. Ihre Fürsten halten ein eigenes Militär; auch haben sie ihre Lehnsleute, die sich erforderlichen Falls ins Feld stellen müssen, übrigens in ihrem Canton kleine Souverains sind, so gut wie die alten Ritter in Teutschland.

Diejenigen Miao-se, die in der Mitte und an der südlichen Gränze der Provinz Koeit-cheou wohnen, werden in abhängige und freie Miao-se getheilt. Die ersten sind theils ganz mit den Chinesen vereinigt, theils werden sie von erblichen Mandarinen beherrscht, welche von den Kaisern, zur Belohnung ihrer Kriegsdienste, diese Stellen erhielten, — ungefähr wie die teutschen Kaiser erbliche Markgrafen den besiegten Nationen vorsetzten.

Die freien Miao-se leben in patriarchalischer Einigkeit unter dem Regiment ihrer Dorfältesten. Sie bauen das Feld, sind Weber und verkaufen den Chinesen Holz aus ihren großen Wäldern. Sie tragen Cürasse aus Büffelleder, die sie mit eisernem Blech oder Kupfer überziehen.

Die Chinesen sagen den Miao-se viel Böses nach, die Missionare aber haben sie als ehrliche Leute kennen gelernt.

Es ist zu bedauern, daß das merkwürdige cultivirte Chinesische Reich in neueren Zeiten, wo man angefangen hat, die fremden Völker mit einem philosophischen Auge anzusehen; den Europäern so gut wie verschlossen ist. Gewiß würde eine nähere Kenntniß und Beurtheilung der verschiedenen Völkerschaften in China, und selbst der Bewohner verschiedener Provinzen mancherlei Aufschluß über die Nation, ihre Geschichte und Verfassung gegeben haben. Bei dem gegenwärtigen Mißtrauen der Regierung aber, wozu das Betragen der Europäer in Asien allerdings hinlänglich Anlaß gegeben hat, ist nicht abzusehen, wie es den Reisenden glücken soll ferner in das Innere, ziemlich unbekannte China zu dringen und uns dieß räthselhafte Land in seiner wahren Gestalt zu zeigen.

So schwankend und unbestimmt im Ganzen die Nachrichten von dem Charakter und den Sitten der obengenannten Stämme sind, so unzuverlässig ist auch Alles was bisher über die Bevölkerung von den Schriftstellern angeführt worden ist. Einige schätzen sie auf 300 Millionen, andere wollen höchstens die Hälfte davon anerkennen. Gewiß ist, daß alle Angaben nach ungefährer Schätzung berechnet sind, oder von den Chinesischen Mandarinen absichtlich verfälscht wurden, um die Fremden über den Zustand des Landes irre zu führen. „Während wir, sagt Malte Brun, über die Bevölkerung von Tibet, der Mongolei, dem Lande der Mantschu und Korea uns völlig im Dunkeln befinden, scheint bei China alles hell und klar zu seyn wie der Tag; denn wir haben, wie man uns versichert, officielle Zählungen, die von vornehmen und sehr einsichtsvollen Mandarinen den heiligen Missionaren oder sehr edlen Bothschaftern mitgetheilt worden sind. Unglück-

licherweise aber stehen diese verschiedenen Angaben, die für gleich authentisch erklärt werden, in offenbarem Widerspruch; und jede für sich betrachtet, enthält so sichtbare Unwahrscheinlichkeiten, daß sie dem geringsten Nachdenken nicht verborgen bleiben können." In der That die runden, auf Millionen auslaufenden Zahlen, welche der vornehme Mandarin Tschu-ta-tsie dem Lord Macartney mittheilte, klingen etwas abenteuerlich und haben um so mehr Zweifel erregt, als älteren Angaben zu Folge die Population nicht mehr, als um 133 oder 135 Millionen zu hoch angesetzt ist; denn der Pater Amyot macht eine Zählung vom Jahre 1743 bekannt, der zufolge unter der Regierung des Kaisers Kang-hi 28,516 428 Familien gezählt wurden. Nun rechnet der Pater nur 5 Köpfe, oder — wie man in China sagt — Mäuler auf die Familie, obgleich die Chinesen 6 Mäuler rechnen, so giebt dieses für

Die steuerbare Klasse . .	142,000,000	Mäuler
Die Mandarinen, die Gelehrten und ihre Familien schätzt er auf	2,963,175	—
Das Militär betrug 823,287 Mann, Offiziere und Soldaten, dieß giebt mit ihren Familien	4,114,325	—
Die Einwohner von Pekin, welche 2 Millionen betragen, die Mantschu, die in China leben, die Künstler, Seidenweber, Krämer, herumziehende Handwerker, die Flußleute und die Armen, welche sämmtlich steuerfrei sind .	50,922,500	—
In Summa	200,000,000	Mäuler.

Dagegen hat die Angabe der Engländer den Vorzug, daß hier die Zahl der Einwohner jeder Provinz angezeigt ist. Wir wollen unsern Lesern dieß Tableau mittheilen, wie es sich in den Schriften der Gesandtschaftsmitglieder findet. Dem zufolge enthält:

		Einwohner.
Die Provinz	Pe-tsche-li	38,000,000
—	Kiang-nan	32,000,000
—	Kiang-si	19,000,000
—	Tsche-kiang	21,000,000
—	Fou-kien	15,000,000
—	Hou-quang	27,000,000
—	Schan-ton	24,000,000
—	Ho-nan	25,000,000
—	Chan-si	27,000,000
—	Signan } Chen-si	18,000,000
—	Kan-su } Chen-si	12,000,000
—	Se-tschuen	27,000,000
—	Quang-tong	21,000,000
—	Kuang-si	10,000,000
—	Yun-nan	8,000,000
—	Koeit-tscheu	9,000,000
	In Summa	333,000,000

Der Pater Allerstein, ehedem Vorsteher des mathematischen Instituts in Pekin hat eine andere officielle Berechnung vom Jahre 1743 bekannt gemacht, welche die Bevölkerung nur auf 198,213,718 Seelen angiebt.

De Guignes hat in einer eigenen Abhandlung *) Bemerkungen über Barrow's Reise nach China herausgegeben, wo er sich auch über den Punkt der Bevölkerung erklärt. „Es ist schwer, sagt er, die Bevölkerung von China mit Bestimmtheit angeben zu können, weil die Chinesen selbst in ihren Berichten hierüber abweichen; allein, wenn Herr Barrow, der solche auf 333 Millionen angiebt, nur einen Blick auf die Berechnungen geworfen hätte, die vor ihm davon gegeben worden sind, so hätte er leicht einsehen können, daß die seinigen gegen alle festgesetzten Proportionen sind. Die Bevölkerung der Provinz Pe-tscheli ist, dem Verfasser zufolge, viel größer als die der Provinz Kiang-nan, ob man gleich aus den Berechnungen, die in den Jahren 1743 und 1761 gemacht wurden, sieht, daß die Anzahl der Einwohner be-

*) Sie findet sich übersetzt im Junistück 1807 der Allgem. Geograph. Ephemeriden.

trächtlicher in der letzteren war. Das muß auch seyn, da Pe-tscheli um die Hälfte kleiner und sein Erdreich schlecht ist; Kiang-nan hingegen ist fruchtbar und treibt einen großen Handel. — Allein wenn der Pater Allerstein ein richtigeres Verhältniß angenommen hat, so ist es nicht weniger einleuchtend, daß seine Rechnung unmöglich seyn muß. Kann man wohl glauben, daß eine so kleine Provinz, wie Kiang-nan, deren mittäglicher Theil voller Berge ist, 45 Millionen Einwohner haben könne? — Was die Missionnäre so oft irre geführt hat, ist dieß, daß sie immer die Anzahl der Familien mit fünf multipliciren wollen."

„Ein im Jahre 1122 herausgegebener Etat giebt 28,882,558 Familien oder 46,734,784 Personen an, welches also nicht einmal zwei Personen auf eine Familie ausmacht."

„Ein anderes Edict vom Jahre 1290 setzt die Bevölkerung auf 13,196,206 Familien, die 58,834,711 Personen ausmachen, so daß nicht ganz vier Personen auf eine Familie kommen. Man sieht also, daß man nicht immer mit fünf multipliciren muß, und daß gerade dieß den Irthum bewirkt hat.

„Nieuhoff setzt nach der Eroberung die Anzahl der Einwohner auf 105,871,434 und die Bevölkerung unter der Regierung des Kaisers Kang-hy belief sich auf 115,052,724 Personen."

„Wenn man nun das Mittel von sieben Abzählungen annimmt, so bringt man 118 Millionen heraus; fügt man diesen noch 5 Millionen Gelehrte, Mandarins und Soldaten bei, so hat man 123 Millionen. Endlich, wenn man China mit Frankreich, sowohl in Rücksicht des Ackerbaues, als der Bevölkerung vergleicht, so findet man, daß sich die proportionelle Anzahl der Einwohner auf 136 Millionen und 250 Tausend beläuft. Man sieht, daß, wenn man auch China für volkreicher hält, als Frankreich, man bloß 140 bis 150 Millionen herausbringen

würde, welches die höchste Summe ist, die man annehmen kann. Man muß nicht von der Bevölkerung einiger Provinzen auf das ganze Reich schließen. 2c."

Unsere Leser ersehen hieraus, worauf die Angaben der Bevölkerung in China beruhen. Es ist sehr möglich, daß alle falsch sind, und daß die wahre Bevölkerung entweder die höchste Angabe noch übersteigt, oder weit unter der geringsten zurückbleibt. Wenn es erst in neueren Zeiten den Europäischen Staaten geglückt ist, sich zuverlässige Tabellen zu entwerfen, um wie viel schwieriger muß dieß in Asien seyn wo die politischen Künste noch unbekannt sind, und wo mitten in einem großen Reiche noch unabhängige Völkerschaften wohnen, die keinem Census unterworfen sind. Die Chinesen sind zwar unter allen Asiaten in der Staatsorganisation am weitesten gekommen, doch aber würden ihre Statistiker auf die hundertste Frage eines Europäers nicht zu antworten wissen. Wunderten sich doch die Bewohner eines teutschen Landes über die Fragen der Franzosen im Betreff mehrerer statistischer Gegenstände welchen nachzuforschen den ehrlichen teutschen Leuten nie eingefallen war.

Die Wahrheit zu gestehen, ist es eine Art von Pedanterei, wenn die Geographen die Bevölkerung von China auf ein Haar zu berechnen versuchen. In Europa lassen sich daraus wichtige Resultate auf die Kraft des Staats herleiten. In Asien würde man aus gleichen Prämissen ganz falsche Schlüsse ziehen. Ein Asiatischer Regent z. B. der 100.000 Mann ins Feld stellen kann, ist ohnmächtiger als ein Europäischer König, dessen Armee kaum 30 000 streitbare Männer zählt, und oft hat jener auch weniger Unterthanen als dieser, weil in Asien in einigen Ländern jeder erwachsene Mensch Soldat ist. Was uns bei China vorzüglich bemerkenswerth scheint, ist, daß es dort Provinzen giebt, die ungleich bevölkerter sind, als ein gleich großes Europäisches Land in den cultivirtesten Gegenden. Wie diese Menge sich dort erhält und im Frieden lebt, wie sie ohne ausgebreiteten auswärtigen Handel doch genug für die Bedürfnisse des Lebens erzeugt, — dieß scheint uns ein bemerkenswerthes Phänomen, das sich nur aus dem Geiste der Nation, aus ihrer Verfassung — aus ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erklären läßt.

Asien.

Fünfzehnte Abtheilung.

Beschreibung
der
einzelnen Länder.

E. Ost-Asien.

Chinesisches Reich.

5.

Lebensweise. Nahrung. Kleidung. Wohnung. Hausgeräthe.

Die Chinesen sind von einigen Schriftstellern als die weiseste, sinnreichste und gelehrteste Nation des Erdbodens, und von andern als unmenschlich in ihren Sitten, albern im Betragen, kleinlich in ihren Erfindungen, und unwissend in den wichtigsten Theilen des menschlichen Wissens geschildert worden. Der gelehrte Isaak Vossius, von den lobpreisenden Schilderungen der Missionare verleitet, hielt sich zu der Behauptung berechtiget, daß, wenn man die Erfindungen aller ehemaligen und jetzigen Völker sammelte, sie alle weder an Zahl noch an Beschaffenheit den Erfindungen und Erzeugnissen der Chinesen gleichkommen würden. Lies't man dagegen z. B. die Reisen des Herrn Sonnerat, so sollte man glauben, daß die Berichte der frommen Glaubensprediger entweder durchaus lügenhaft, oder daß ihre Verfasser unwissende Beobachter seyn müßten, die in China die rohesten Arbeiten ungeschickter Handwerker für herrliche Kunstwerke, die plattesten Aussprüche eines beschränkten Verstandes für Moral und Weisheit, die seichtesten Kenntnisse für tiefe Wissenschaft hielten. Es ist in der That merkwürdig, wie sehr die Urtheile der Gelehrten über die Chinesen einan-

der widersprechen. Der Abbé Raynal stellt sie mit der ihm eigenen energischen Beredtsamkeit den Europäern als ein Muster gegenüber, als ob der gemeinste Lastträger dort mehr Sitte und Lebensart besäße, als bei uns ein sogenannter wohlerzogener Cavalier. „Bei diesem Volk von Philosophen, sagt er, ist alles, was die Menschen bindet und bildet, Religion, und die Religion selbst nur die Ausübung geselliger Tugenden. Es ist ein reifes, vernünftiges Volk, welches keinen andern Zaum, als die bürgerlichen Gesetze nöthig hat, um gerecht zu seyn. Sein innerer Cultus ist die Liebe, die es seinen Vätern, den lebenden wie den todten, erweis't, sein äußerer Cultus, die Liebe zur Arbeit, und die am heiligsten geachtete Arbeit ist der Ackerbau." — Auch Herder entwirft ein reizendes Bild von China. „Sanftmuth, sagt er, und Biegsamkeit, gefällige Höflichkeit und anständige Geberden sind das Alphabet, das der Sinese von Kindheit auf lernt, und durch sein Leben hin unablässig übet. Ihre Polizei und Gesetzgebung ist Regelmäßigkeit und genau bestimmte Ordnung, das ganze Staatsgebäude, in allen Verhältnissen und Pflichten der Stände gegen einander, ist auf die Ehrerbietung gebauet, die der Sohn dem Vater, und alle Unterthanen dem Vater des Landes schuldig sind, der sie durch jede ihrer Obrigkeiten, wie Kinder, schützt und regieret; könnte es einen schönern Grundsatz der Menschenregierung geben? *) — — Das ganze Reich

*) Wir sind überzeugt, daß es keinen verderblicheren Grundsatz der Menschenregierung giebt, als denjenigen, welcher die Menschen wie Kinder zu behandeln anräth. In einem Zustand der Barbarei, wenn zufällig der Regent nicht auch ein Barbar ist, mag er sein Gutes haben; in einem gebildeten Zeitalter aber sind die Kinder oft klüger als die Aeltern, und die sogenannte väterliche Vorsorge ist selten mehr als die Bemühung, die Menschen ewig in der Unmündigkeit zu erhalten.

wäre ein Haus tugendhafter, wohlerzogener, fleißiger, sittsamer, glücklicher Kinder und Brüder."

Meister sieht die Chinesen auch für Kinder an, aber in einem andern, und wie es scheint, richtigeren Sinn. Er hat, obgleich er so wenig, als die eben angeführten Schriftsteller in China war, ein nüchternes und gesundes Urtheil über diese seltsamen Asiaten gefällt. „Das prachtvolleste und merkwürdigste Denkmal von der langen Dauer des Despotismus der Gewohnheit, sagt er *), von den Vortheilen und Nachtheilen ihrer großen Macht, von ihrem wundernswürdigen Einfluß auf Regierung, Wissenschaften und Sitten, — ist das unermeßliche Chinesische Reich. Wie weit auch die Epoche der Civilisation der Chinesen zurückgehen mag, wie stürmisch auch die Revolutionen gewesen seyn mögen, welche die Dynastien und Regenten erfuhren, die Chinesen des acht und sechzigsten Cyklus **) gleichen noch vollkommen jenen der ersten beiden Cyklen, von denen ihre Geschichte meldet. Sie haben nur die Praxis der Wissenschaften und Künste, üben diese mit kleinlichem Eifer und Beständigkeit und kennen keine Theorie. Sie sind die ältesten Kinder der Erde, und wissen nichts, als was Zeit und Noth sie gelehrt haben. Mit mehr Wissenschaft hätten sie vielleicht auch mehr Ungewißheit erlangt, ihre Fortschritte wären schneller, aber die Resultate derselben unbeständiger, der Gewinn weniger fest und dauerhaft gewesen. Betrachtet man das Schicksal mehrerer aufgeklärten Europäischen Völker, so wird man versucht dieß zu glauben, und bis-

*) V. Études de l'homme dans le monde et dans la société. Chap. XXV. à Paris 1804.

**) Die Chinesen nehmen in ihrer Zeitrechnung einen Cyklus von 60 Jahren an, wie wir weiter unten ausführlicher anzeigen werden.

weilen selbst das ruhige Glück dieser alten und ehrwürdigen Kindheit zu beneiden."

„Vergleicht man mit den Lobpreisungen der Schriftsteller, die Berichte der Reisenden, selbst die enthusiastischen Missionare nicht ausgenommen, die uns erzählen, daß in diesem fruchtbaren, mit beispiellosem Fleiße angebauten Lande gleichwohl nicht selten eine allgemeine Hungersnoth die fürchterlichsten Verheerungen anrichtet, daß die sanften gesitteten Chinesen die furchtbarsten Arten von Tortur eingeführt haben, daß sie die abscheulichste Art von Verstümmelung anwenden, um sich verschnittene Keuschheitswächter ihrer Frauen zu verschaffen, daß sie diese in langweilige Kerker einschließen, sie wie Sklaven behandeln und als solche verkaufen oder vermiethen, daß sie, denen Aelternliebe ein heiliges Gesetz ist, so gleichgültig gegen ihre Kinder sind, daß sie dieselben in den Flüssen dem Ertrinken aussetzen, sobald sie deren zu viel erhalten oder glauben, daß sie sie nicht ernähren können; daß sie im Umgange die eitelsten Egoisten, von Mißtrauen, Feigheit und sklavischer Niederträchtigkeit zusammengesetzt sind, daß sie im Handel die schlausten Betrüger und gewissenlosesten Diebe sind und dergleichen: vergleicht man diese Thatsachen, sage ich, mit jenen verführerischen Schilderungen, so muß man allerdings einige Zweifel in die Richtigkeit derjenigen Urtheile setzen, wodurch die Chinesen als das musterhafteste Volk dargestellt werden. Der geistreiche Verfasser der recherches philosophiques sur les Epyptiens et les Chinois, Herr von Paw, hat bereits vor mehr als dreißig Jahren, die Chinesen von der Höhe herabgezogen, auf welche sie die Phantasie der Schriftsteller erhoben hatte.

Die Widersprüche der Urtheile sind nicht schwer zu erklären und selbst zu vereinigen. Die ganze Geschichte des Menschengeschlechts lehrt uns, daß ein vollkommener Zustand von Glückseligkeit, Tugend und Weisheit nicht das

Erbtheil der Sterblichen auf Erden seyn könne. Mit jeder Stufe der Cultur, die ein Volk erreicht, erhält es neue Laster und Thorheiten; denn einige derselben sind nur unter gebildeten und aufgeklärten Menschen möglich. Ueberdies macht die Cultur oft erst Fehler und Unvollkommenheiten bemerklich, die in einem rohen Zustande wohl gar für Vorzüge gelten. Die Chinesen, als ein seit Jahrtausenden civilisirtes Volk, müssen nothwendig in ihren Sitten, in ihrem ganzen gesellschaftlichen Zustande das seltsame Gemisch von Tugend und Laster, Verstand und Unverstand, Kraft und Ohnmacht darstellen, wodurch die Menschheit sich von jeher charakterisirt hat. Wir zweifeln daher nicht, daß in China, wie überall Despotismus und Recht, Menschlichkeit und Brutalität, Geist und Buchstabe, sich am Ende vertragen gelernt haben, und daß jeder dieser Genien und Dämonen dort seine Anhänger und seine Wirksamkeit zu erhalten gewußt hat. Daß die Chinesen weniger unbeständig in der Folgsamkeit gegen einen und den andern derselben gewesen sind, und seit Jahrtausenden in gleicher Art von Verträglichkeit mit ihnen ihr Heil gesucht haben, haben sie zum Theil mit allen Asiaten gemein, zum Theil hat ihre ganz eigenthümliche Sprache und die Richtung, die ihre Gelehrsamkeit nahm, diese Stätigkeit noch mehr unterstützt.

Um die Uebertreibung im Lob, wie im Tadel zu vermeiden, und die Chinesen so viel als möglich im wahren Lichte zu sehen, wollen wir sie unpartheiisch, nach den glaubwürdigsten Berichten der Reisenden, aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, und sie in ihrer Lebensart, in ihren Sitten, in ihrer Thätigkeit, wie in den Genüssen, in den Künsten und Wissenschaften, in ihrer Religion und Staatsverfassung zu beobachten versuchen, woraus sich denn am sichersten die Stufe, welche sie unter den sittlich cultivirten Völkern einnehmen, wird erkennen lassen. Wir

fangen bei dem einfachsten Begriffe an, der sich auf ihre Lebensart bezieht, und werfen zuerst einen Blick auf die Nahrung der zahlreichsten Klasse der Bewohner, — des gemeinen Volkes. Mit Recht muß die Nahrung der Menschen als der erste Grund ihres gesellschaftlichen Zustandes angesehen werden, sie ist die Ursache, wie, in dem Fortgange der Zeit, die Folge desselben. Völker, die sich von Milch oder Fleisch nähren, sind gewöhnlich Nomaden; Pflanzenspeisen leiten auf den Ackerbau, so wie die Ichthiophagen an den Meeresküsten die erste Veranlassung haben, Seefahrer zu werden.

Die gemeinen Chinesen sind Reißesser; um sich dieses erste, unentbehrliche Nahrungsmittel zu verschaffen, mußten sie Ackerbauer werden. Dadurch wurden sie an den Boden gefesselt, und mußten, um ihr erstes nothwendigstes Geschäft zu sichern, Einrichtungen treffen, die ihnen bald die Vorzüge der gesellschaftlichen Ordnung, vor dem unruhigen, herumschweifenden Nomadenleben, dem wahren Naturstande, fühlbar machten. Aber nicht überall war der Boden gleich günstig zur Erzeugung des Reißes; einige Gegenden litten Mangel daran, während er in andern im Ueberflusse gewonnen wurde. Da leiteten die vielen Ströme des Landes sie darauf, den Ueberfluß zu verführen, und mit diesem ersten Versuch eines inneren Handels, zur Vertheilung des wichtigsten Nahrungsmittels, gewannen sie neue Kenntnisse, neue Begriffe und Vortheile. Mit dem Landbau verbanden sie bald den Wasserbau, und die Schiffer, die große Reisen auf ihren Fahrzeugen unternehmen mußten, gewöhnten sich endlich an das feuchte Element, suchten sich auf demselben gegen den Einfluß der Witterung zu sichern, und bauten sonach sich bewegliche Wohnungen. Das Leben auf dem Wasser machte sie mit den Thieren bekannt, die dasselbe bewohnen, so wurden sie Fischer und legten sich zugleich auf

die Zucht der Wasservögel. Gleich wie die Schiffer nun mit dieser neuen Nahrung vertraut wurden, so gesellte sich bald zu den Ackerbauern dasjenige Hausthier, welches die wenigste Pflege erfordert, und dessen Fleisch zu essen ihnen kein Religionsgesetz untersagte. Aus dem frühesten Zustand des Chinesischen Volkes hat sich diese Lebensart noch bis auf den heutigen Tag erhalten, und Reiß, Schweinefleisch, Fische und Enten machen gegenwärtig, wie vor Jahrtausenden, die vorzüglichsten Nahrungsmittel der Chinesen aus.

Eine in diesem Lande wildwachsende Pflanze, deren Aufguß bald in einem feuchten Klima, und wo trinkbares Wasser eine Seltenheit ist, für ein angenehmes Getränk erkannt wurde, der Thee, wurde wahrscheinlich sehr früh der Sorgfalt der Ackerbauer anvertraut, und ist gleichfalls ein allgemeines Nahrungsmittel geworden.

Mit der steigenden Cultur, die durch den Ackerbau nothwendig wurde, und sie auch bis auf einen gewissen Punkt begünstigte; mit den vielfältigen Einrichtungen, die seine und der inneren Schiffahrt Sicherheit nothwendig machte, konnte es jedoch nicht fehlen, daß in einem von der Natur gesegneten Lande, unter einem milden Klima, bei den vielen Producten des Bodens, zu der einfachen Nahrung neue Leckerbissen hinzugefügt wurden. Die Menschen, die sich in Stände absonderten, wollten auch in den Genüssen eine Auszeichnung haben, und der Landmann fand es bald vortheilhaft auch Früchte anzubauen, die er zwar selbst entbehren, aber mit Vortheil an die Bewohner der Städte absetzen konnte. Und daher finden wir in China, wie in allen cultivirten Staaten, gegenwärtig die große Vervielfältigung der Nahrungsmittel, die mehr von der Unmäßigkeit, als von der Noth begünstigt wurde. Aber wie eine die andere hervorbringt, so ist es auch in China, wo die Unmäßigkeit erst aus dem Ueberflusse entstand, und

wo dieser gedeihend für alles Lebendige wurde; wo aber die große, dichte Bevölkerung, die das Resultat des Ackerbaues und des lebhaften Verkehrs der Bewohner verschiedener Provinzen war, sich in Zeiten, wann die Erndte mißrieth, dem Mangel und der Nothwendigkeit ausgesetzt sah, die eckelhaftesten Speisen zur Nahrung zu wählen. Auf solche Art mögen die Chinesen mit todten Ratzen und Mäusen und mit verfaulten Fischen vertraut geworden seyn, die gegenwärtig, ohne Widerwillen von ihnen gegessen werden. „Das Volk, sagt de Guignes, ist nicht eigennützig in der Wahl der Nahrungsmittel: Hunde, Katzen, Würmer, Alles verzehrt es. Die Chinesen mästen auch junge Hunde, sie tödten sie durch's Ersticken, dann sengen sie sie am Feuer, schneiden sie in Viertel, und waschen sie sorgfältig ab. Indessen lassen sie sich nicht gern bei diesem Geschäft überraschen;" — vielleicht weil es bekannt ist, daß dieß Fleisch zu Heldenthaten in der Liebe ermuntern soll.

Die ausgesuchtesten Gerichte der Reichen sind Vogelnester, eine ausländische Speise, die von den Sundainseln in unzählbarer Menge eingeführt werden und denen man eine gleiche Wirkung zuschreibt; ferner Hirschnerven oder Sehnen, die Floßfedern des Hayfisches, die Meerpriapen und Bärenklauen.

Die Chinesische Kochkunst weicht, nach Staunton's Bericht, schon im Aeußern von der Europäischen gänzlich ab. Alles Fleischwerk wird nämlich würflig, in kleine Stücke *), zerschnitten, mit Gartengewächs zusammengedämpft, und so mit Brühen von der verschiedensten Art versehen, aufgetragen. Unter den Gerichten, die den Englischen Gesandten vorgesetzt wurden, waren Rindfleisch und

*) Die Chinesen haben aus diesem Grunde auch keine Brat- oder Backöfen, denn auch ihre Brode werden nur gedämpft, wie wir sogleich weiter unten sehen werden.

Schweinefleisch *) die gangbarsten Arten von Fleischwerk, ingleichen die in Europa bekannten Arten von Federvieh. Nach Deguignes wird Rindfleisch selten gegessen. Das Schöpsenfleisch erklärt letzterer für besonders gut; in den nördlichen Provinzen ist es am häufigsten. Das Obst, das die Engländer täglich erhielten, bestand aus Pflaumen, Aepfeln, Birnen, Weintrauben, Abrikosen und Pfirsichen.

Man ißt in Peking Störe, Hasen und Hirsche; der geschätzteste Theil des letztern Thieres ist der Zämel oder Schweif, welcher deshalb für die kaiserliche Tafel aufgehoben wird. Unter den vielen Gemüsen, welche in die Chinesische Küche kommen, ist eine Pflanze ganz vorzüglich gewöhnlich, welche Pestschay heißt, und eine Art von Mangold ist; man verbraucht eine große Menge davon, frisch und marinirt. Ueberhaupt lieben die Chinesen alles in Weinessig Eingelegte und bereiten auf diese Art die jungen Bambusstängel, den Ingwer, die Pilze und eine Menge anderer ähnlichen Producte. Sie legen auch Früchte mit Zucker ein, und diese Chinesischen Confitüren werden häufig nach den Ostindischen Inseln, nach Ava, Cochinchina, Siam rc. verführt. Deguignes giebt nach ein ganz eigenes, dort beliebtes, übrigens ziemlich fades Gericht an, welches zu Canton Ta-fu und Ta-fu-fa genannt wird. Beides wird aus Bohnenmehl gemacht. Der Ta-fu, der in Butter gebacken wird, ist fester und compacter; der Ta-fu-fa ist flüssig und kühlend; man genießt ihn frisch mit Zuckersyrup. — Aus Weizenmehl bereiten die Chinesen kleine runde und weiße Brode, welche bloß an heißen Dämpfen gebacken werden. Diese Brode sind leicht und weiß, aber nie hinlänglich gebacken; die Europäer mußten sie zu Peking noch einige Zeit auf Kohlen legen, um sie ihrem Gaumen schmackhafter zu machen.

*) Die Chinesischen Schinken werden sehr geschätzt.

Arme an den Küsten würzen ihre Speisen mit eingesalzenen Meerkrebsen. Dieses Gericht soll abscheulich schmecken, zumal wenn die Brühe warm ist. In den meisten Gegenden ißt der Arme nichts als Reiß; kann er ihn mit etwas Grünem, das allenfalls in ranzig gewordenem Oel gebacken ist, würzen, oder demselben durch allerhand Abgang von Fleisch, das er oft auf den Straßen zusammensucht, irgends einen Beigeschmack geben, so glaubt er eine köstliche Mahlzeit gethan zu haben.

Außer dem gewöhnlichen Getränke, dem Thee, der bei allen Mahlzeiten herumgereicht wird, haben die Chinesen auch eine Art Wein, welcher mit Wasser zubereitet wird, worin man Hirse oder Reiß hat gähren lassen; — auch darin sind die Chinesen einzig, daß sie ihn warm trinken. Er fand bei den Europäern keinen Beifall. Die Trauben zu keltern, scheint den Chinesen gänzlich unbekannt zu seyn *). Der Brannntwein, aus Hirse oder grobem Reiß, nach einer, durch Sauerteig bewirkten, Gährung abgezogen, wird gleichfalls warm getrunken, und soll um nichts besser schmecken als der elende Wein, außer wenn er zweimal abgezogen wird, wodurch er eine große Stärke erhält.

Die Chinesen, die in allen ihren Manieren von

*) Die Jesuiten haben sich viele Mühe gegeben, aus ihren Weingärten Wein zu ziehen, aber der sogenannte Mandarinenwein fand wenig Beifall und die Chinesischen Kaiser, die den Wein der Europäer kennen gelernt hatten, ließen ihn sich aus Spanien kommen. Die Kaufleute gewannen Anfangs 100 Procent daran; im Jahre 1754 ereignete sich aber der sonderbare Fall, daß der Wein von Xeres in Canton wohlfeiler als in Cadix war, weil die Schiffe mehr hingebracht hatten, als die wenigen Weintrinker kaufen wollten. S. Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois par Mr. de P.*** (Paw) à Berlin 1773. Tom. I. pag. 182.

andern Völkern abweichen, haben auch ihre eigene Art zu essen. Sie wollen von dem Gebrauch der Gabeln, Messer und Löffel nichts wissen, sondern nehmen die Speisen aus der Schüssel mittelst zweier kleinen Stäbchen, zwischen welchen sie den Reiß und alle andern Gerichte auffassen. Dabei müssen sie aber die Schüssel so nahe als möglich an den Mund halten, um das, was zwischen den Stäbchen unvermeidlich durchfällt, nicht einzubüßen.

Die Chinesen kauen auch Betel und Arak, wie die Indischen Völker, doch mehr in den südlichen als nördlichen Gegenden. Der Tabak ist ein allgemeines Bedürfniß bei ihnen geworden, selbst die Damen finden ihn schmackhaft *).

Unter den vielen Tugenden, die man den Chinesen nachgerühmt hat, befand sich auch die Mäßigkeit; obgleich nun der gemeine Mann dort, wie überall, aus Armuth mäßig seyn muß, weil, wenn er an einem Tage viel essen wollte, er in den folgenden verhungern müßte: so weiß man doch, daß die vornehmen oder reichen Leute in China nicht weniger als in andern Ländern sich betrinken, und den Magen überladen. „Die Chinesen, sagt Staunton, verachten geistige Getränke, zumal in den nördlichen Provinzen, keinesweges. Wenn die Trinker anfangen guter Dinge zu werden und einer oder der andere sich davon schleichen will, so soll man dergleichen ehrbare Gäste, gerade so wie bei uns, (d. i. in England) mit List und mit Gewalt am Weggehen zu verhindern, oder, wenn sie entwischt sind, zur Rückkehr zu

*) Man hat aus dem allgemeinen Gebrauch des Tabaks in China schließen wollen, daß die Chinesen Amerika vor der Entdeckung des Columbus gekannt, und dieses Kraut von dort her geholt hätten. Dieser Schluß scheint ziemlich aus der Luft gegriffen zu seyn. Der Tabak ist wahrscheinlich in China, so gut wie in Amerika einheimisch.

nöthigen wissen. — In Absicht der Tafel kann man die Mandarinen, ohne ihnen Unrecht zu thun, Schlemmer nennen. Sie pflegen des Tages mehrere Mahlzeiten zu halten, bei deren jeder verschiedene Gänge und namentlich stark gewürzte Fleischspeisen, aufgesetzt werden. — In ihren Mussestunden rauchen sie Tobak, der mit wohlriechenden Substanzen, auch wohl mit Opium vermischt ist, oder sie kauen Areka Nuß.“ Man sieht, daß das Volk, das Raynal le peuple des sages nennt, auch die Freuden der Unmäßigkeit und des Nichtsthuns, so gut als wir andern armen thörigten Völker, zu genießen versteht.

Wie die Nahrung auf die Beschäftigung des Menschen Einfluß hat, und sie errathen läßt: so wird die Kleidung als das Symbol der Sitten und Gewohnheiten des Volkes angesehen werden können. Bei Nationen, unter denen, wie bei den Chinesen, die Moden nicht wechseln, liegt in der Kleidung oft mehr Physiognomie als in den Gesichtszügen. Die Chinesen kleiden sich immer auf dieselbe Art. Unbekümmert um neue Moden, trägt der Enkel die Kleider seiner Großältern, ohne dadurch Aufsehen zu erregen *). Gleichwohl hat bei diesem Volke, das so eigensinnig treu den alten Gewohnheiten ergeben ist, die Kleidung seit der Eroberung der Mantschu einige Veränderung erleiden müssen. Die Kleider der alten Chinesen waren weit und lang, ungeheure Ermel fielen bis auf die Erde herab, und eine ansehnliche Frisur erhob sich unter Mützen, deren Form nach den Ständen und Graden verschieden war. Gezwungen, diese alte Kleidung **) zur Zeit der Eroberung aufzugeben, nahmen die Chinesen die Kleidung und den Kopfputz ihrer Sieger an; allein

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 69.

**) Dieses Costüm sieht man nur noch auf dem Chinesischen Theater, wenn Stücke aus der älteren Geschichte aufgeführt werden.

mehrere verließen zu jener Zeit lieber ihr Vaterland, ja wählten lieber den Tod, als daß sie den Gebräuchen ihrer Vorfahren entsagten.

Unter einem heutigen Chinesen stelle man sich eine dickleibige schwammigte Figur vor, und einen kahl geschornen Kopf, dem nur oben ein Büschel Haare gelassen ist, woraus eine lange herabhängende Flechte gebildet wird. Die Bekleidung selbst besteht aus mehreren Gewändern; das oberste geht bis unter die Wade, und hat mäßig weite Ermel; das Unterkleid ist länger und schließt dicht an den Körper an, die Ermel desselben sind oben weit, werden nach der Faust zu enger, endigen dann in ein Hufeisen und bedecken fast die ganze Hand, so daß nur die äußersten Spitzen der Finger sichtbar sind. Unter diesem Kleide tragen sie noch ein Drittes, aber ohne Ermel, und außerdem noch eine Weste und ein Hemde von Seide. Ueber das zweite Gewand wird ein langer seidener Gürtel gebunden, dessen Ende bis an die Knie herabhänget; an demselben befestigen sie Futterale für ein Messer, für ihre Eßstäbchen und dergleichen; auch hängt daran bisweilen eine Uhr, ein Schnupftuch und ein Beutel, worin ein Fläschchen mit Schnupftabak steckt. Unter dem Kleide trägt man im Sommer leinene Unterhosen, und darüber ein Paar andere von weißem Taft. Im Winter sind die Hosen von Atlas und mit Pelz gefüttert. Das Hemde ist weit und kurz und entweder von Seide oder von Nanking; unter demselben haben einige im Sommer, um der Reinlichkeit willen, wie sie sagen, ein seidenes Netz; da sie aber mit demselben selten wechseln, so ist es schwer, diese Chinesische Reinlichkeit zu begreifen.

Im Sommer ist der Hals ganz bloß, im Winter aber bedecken sie ihn mit einem Halskragen von Atlas, Zobel oder Fuchspelz.

Das Haupt wird im Sommer mit einer Mütze oder mit einem Hute bedeckt, der wie ein Trichter gestaltet ist, oder auch einer umgekehrten weiten Tonne gleicht. Er besteht aus Rohrstäbchen; das Inwendige desselben ist mit Atlas gefüttert, auswendig aber ist er mit einem feinen rothen Zeuche überzogen; oben an der Spitze des Hutes findet man einen Büschel rothgefärbter Kuhhaare, die bis auf das Gebräme desselben herabhängen. Die Wintermütze ist mit einem Pelzgebräme und oben mit einer rothen seidenen Quaste versehen. Beide Arten lassen die Ohren unbedeckt. Leute von Stande und die Mandarinen haben das Vorrecht, andere Mützen zu tragen; die Gestalt derselben kommt mit der vorigen überein, das Materiale aber ist verschieden. Der Grund dieser vornehmen Mütze besteht nämlich aus Chartenblättern oder Pappe, und ist in- und auswendig mit Atlas überzogen. Da diese Mütze vorn und hinten in eine Spitze ausläuft, so schützt sie sowohl gegen den Regen, als gegen die Sonne. Sind die Chinesen zu Hause oder nicht im Staate, so tragen sie statt der Mütze eine kleine Calotte von gesticktem seidnem Zeuche, bisweilen vorn mit einer Perle verziert.

Die Beinkleider sind von Leinwand oder Seide, und wie unsere gemacht, doch giebt es auch welche, die keinen Boden haben und in zwei Theile zerschnitten sind. Die Strümpfe sind von Seide oder Nanking, gehen weiter herauf als die Stiefeln, und haben am Rande eine Verzierung von einem seidenen oder sammtenen Bande.

Die Chinesen, besonders diejenigen, die etwas bedeuten wollen, glauben niemals ohne Stiefeln erscheinen zu dürfen. Diese sind gleichfalls von Seide oder Atlas, oder auch von geblümtem Kattun und liegen genau am Fuße an. Sporen werden nie getragen. Auf Reisen trägt man Stiefeln von Rind- oder Pferdeleder, die inwendig mit Kattun oder Seide gefüttert sind, und zwar so, daß

das Futter oben heraussteht und mit Sammet oder Tuch eingefaßt ist. Nach de Guignes ist das Schuhwerk der Chinesen gut gearbeitet, und manches überaus künstlich. Die Sohle ist dick und besteht aus festem Pappendeckel, der unten mit Leder belegt ist. Die Schuhe, wie auch die Stiefel sind vorn aufgebogen, daher sie für uns unbequem zu tragen wären, weil sie die Zehe aus einander und in die Höhe halten. Die Chinesen ziehen die Schuhe nie aus, wie andere Orientalen zu thun gewohnt sind, wenn sie vor achtungswürdigen Personen erscheinen.

Ein nothwendiges Stück bei dem Anzuge eines Chinesen ist noch der Fächer, der allgemein, selbst von Militärpersonen, getragen wird.

Die eben beschriebene Kleidung ist diejenige, die man bei den Elegants und bei den vornehmen Leuten antrifft. „Sie ist, wie du Halde richtig bemerkt, derjenigen Ernsthaftigkeit angemessen, deren sich ein gebildeter Chinese in allen Stücken befleißiget," die aber gleichwohl einem Europäer lächerlich scheinen muß. Der lange Zopf, der von dem Scheitel herabhängt, die trichterförmige spitze Mütze, die vielen Schlafröcke, wodurch sie einem vierfachen Signore Pantalon nicht unähnlich sehn, die bunt kattunenen Schnauzstiefel und was dergleichen Putzstücke mehr sind, erfordern in der That ein Chinesisches Auge, um sie ehrbar zu finden.

Bei wenigen Ansprüchen auf Staat, trägt der Mittelstand eine sammetne Mütze in der beliebten Form, und ein kurzes Camisol, das enge um den Hals zugeknöpft, und auf der Brust über einander gelegt wird; die Ermel sehr weit. Das Camisol ist von baumwollenem Zeuge, bisweilen auch von schwarzer, blauer oder brauner Seide; — gelb darf nur die kaiserliche Familie und die Priesterschaft tragen. Um diesen kurzen Leibrock hängt man noch ein weites Kleid, das wie ein gesteppter Weiberrock aus-

sieht. Schwarzatlassene Stiefeln geben dieser bürgerlichen Kleidung ein stattliches Ansehen.

Die gemeinen Leute tragen große Strohhüte, blaue oder braune Fuhrmannshembde aus baumwollenem Zeuge, weite baumwollene Schifferhosen und dicke plumpe Schuhe, die auch wohl aus Stroh gemacht werden. Einige haben grobe Strümpfe aus baumwollenem Zeuge; bei andern sind die Beine nackt. Sehr viele Leute aus dem Pöbel haben auch weiter gar keine Kleidung, als ein Paar Unterziehhosen *).

Eine merkwürdige Eigenheit der Chinesischen Eleganz besteht darin, daß diese cultivirten Leute wenig von Wäsche wissen, und daher auch den Gebrauch der Seife nicht kennen. Bei der Englischen Gesandtschaft mußte daher der Doctor Scott sich selbst aufs Seifekochen legen, um dem Bedürfniß der Europäer zu Hülfe zu kommen. „Die Chinesen, sagt Staunton, können der Seife, bei ihrer Art zu leben, füglich entbehren, und wissen auch nichts davon. Ihre Kleidungsstücke sind zum Theil von Zeugen, die das Waschen nicht vertragen, und Alles, sowohl was unmittelbar auf dem Leibe, als was oben darüber getragen wird, ist fast ohne Ausnahme von dunkler Farbe, so daß es des Waschens nicht bedarf. Die Trauerkleider sind von weißer Farbe, es kommt aber nicht darauf an, wenn sie auch noch so schmutzig sind; denn allzugesuchte Reinlichkeit könnte für Eitelkeit gehalten, und diese würde den Leidtragenden als ein unschicklicher Mangel an Betrübniß angerechnet werden." Eine wunderliche Delicatesse im Schmutz! Wir waschen uns in der Trauer, ja unsere Damen schminken sich sogar ohne Anstand, wenn

*) S. Barrow's Reise nach China, in der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek, 14ter Band, S. 87.

sie um den Gatten trauern, weil der Kummer und die schwarze Kleidung blaß machen.

De Guignes bestätiget die Abneigung der Chinesen gegen frische Wäsche. „Sie sind äußerlich sehr reinlich, sagt er, allein ihre Reinlichkeit erstreckt sich nicht auf Alles. Das Hemde ist nicht selten ganz zerrissen, ehe man es ablegt." Aus der üblen Gewohnheit, Tag und Nacht dasselbe Hemde zu tragen und es nie durch Seife zu reinigen, läßt sich's erklären, daß alle Classen der Gesellschaft, selbst die Großen des Reichs nicht ausgenommen, von gewissen Thierchen heimgesucht werden, die man bei uns, ohne für unartig zu gelten, kaum nennen darf. Barrow, der sich nicht geniert, wenn es darauf ankommt, die Chinesen lächerlich zu machen, erzählt, er hätte wohl gesehen, daß die vornehmen Herren öffentlich von ihren Dienstboten sich die kleinen Gäste vom Halse nehmen ließen, welche diese dann, nach der Fangung, sehr gefaßt mit den Zähnen zerknickten. Ein anderer Beweis, daß die Reinlichkeit hier nicht zu Hause ist, ist der Mangel an Schnupftüchern. Einige reinigen sich jedoch die Nasen mit kleinen viereckigen Stücken Papier, welche deshalb von den Bedienten in Bereitschaft gehalten werden. Auch sollen sie sich nie baden.

Noch haben die Chinesen ein eigenes Kleidungsstück, dessen sie sich beim Regen bedienen; es ist ein halber Mantel mit einer Kappe, und wird aus Baumrinde gemacht. Unsere modischen Herren, welche die großen Kragen einem ordentlichen Mantel vorziehen, scheinen diese Mode von China verschrieben zu haben.

Die Kleidung der Frauen hat mit der männlichen viel Aehnlichkeit, so daß es bisweilen schwer zu entscheiden ist, ob man einen Mann oder eine Schöne vor sich hat. Besonders ist dieß in den nördlichen Provinzen der Fall, wo beide Geschlechter weite, bis auf die Knöchel reichende Bein-

kleider tragen. Nur am Kopfputze sind sie zu unterscheiden.

Da die Chinesischen Damen nichts von einem Wechsel der Mode wissen, so ist es möglich von ihrer Toilette eine Beschreibung zu geben.

Zuerst ein Paar Worte über die Naturgaben, die bei einer Chinesischen Schönheit gesucht werden.

Wir haben oben angeführt, daß bei den Männern die Corpulenz ein Haupterforderniß der Schönheit sey; bei dem Frauenzimmer hingegen ist es anders: bei diesem besteht die Schönheit in einem möglichst feinen und schmächtigen Körperbau; auch müssen die Damen lange Nägel, besonders am kleinen Finger, schwarzes Haar und recht gezirkelt runde Augenbraunen haben *). Das Hauptstück aber, ohne welches die schönste Gestalt mißfallen würde, ist ein kleiner oder vielmehr verkrüppelter Fuß **). Die Eitelkeit, diesen zu besitzen, hat sich bis unter die niedrigsten Volksclassen verbreitet, und die gewaltsame Operation, die angewendet wird, ihn zu erhalten, ist allgemein im Gebrauch. Von der frühesten Jugend an wird der Fuß vom Knöchel an eingezwängt und dessen Wachsthum gehemmt. Den großen Zehen allein läßt man ungestört und gerade auswachsen; die vier andern aber werden unter die Fußsohle gebogen und dort so fest gebunden, daß sie gleichsam mit derselben zusammenwachsen und nicht mehr zu bewegen sind ***). Durch diese Methode bringt man es endlich so weit, daß die erwachsenen Mädchen weder auf ihren Füßen stehen, noch ordentlich gehen können. Der Fuß ist fast so klein wie bei Kindern, und

*) Wo die Natur ihnen diese versagt, da ersetzt die Schminke den Mangel.

**) Staunton a. a. O. Th. III. S. 362.

***) Staunton a. a. O. Th. I. S. 303.

dennoch ungestaltet, denn über dem Knöchel und der Fußbiegung schwillt er auf, wodurch er um so häßlicher wird, da er unten so verkümmert ist, daß er in einen Schuh paßt, der vier Zoll Länge und einen und einen halben Zoll Breite hat *).

Ist ein armes Geschöpf so unglücklich, daß die Natur ihr troß dem Zwange etwas größere Füße giebt, so wird sie von der Familie nicht anerkannt, sondern verstoßen und sieht sich zur härtesten Dienstbarkeit gezwungen. Diese unnatürliche Sitte soll daher entstanden seyn, daß in uralten Zeiten eine Kaiserin einmal sehr kleine Füße hatte. Die erobernden Mantschu-Tataren haben die Mode nicht angenommen, daher auch eine Frau von Tatarischer Abkunft sogleich an den großen Füßen und an einem lebhafteren Gange zu erkennen ist. In den nördlichen Provinzen soll man endlich die Thorheit der kleinen Füße nach und nach einsehen.

Der Kopfpuß der Frauen ist nach dem Alter verschieden. Am fliegenden Haar erkennt man ein sehr junges Mädchen; an einer herabhängenden oder auch auf dem Hinterkopf in einen runden Wulst gewundene Flechte, daß sie mannbar sey; verheirathete Frauen tragen das Haar ganz aufgebunden, und bilden einen Knoten daraus, den sie mit zwei langen Nadeln aus Silber, Messing oder Eisen, wie ein Andreaskreuz gesteckt, befestigen, gerade wie es unter den Malaien gewöhnlich ist. Diese Sitte entblößt die Stirn und macht sie kahl, deshalb verstecken auch alte Frauen diesen Uebelstand durch ein Stück schwarzer Leinwand, welches Pao-teou (Kopf-Enveloppe) heißt. Einige durchflechten die Haare mit silbernen oder goldenen Blumen. Bei Andern sieht man einen Vogel von Kupfer oder Gold auf dem Haupte; bisweilen auch mehrere Vö-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 74.

gel, in einer Krone. Die Frauen in San-tschu-fu, welche die berühmtesten Schönheiten in China sind, winden um den Kopf eine Binde von Pelzwerk, von deren Mitte sie eine kleine Binde oder Flebbe von schwarzem Zeuge auf die Stirn und zwischen den Augenbraunen herabhängen lassen; unten daran hängt eine Perle, bisweilen ist die Spitze auch mit Edelsteinen besetzt. Dieser Kopfputz soll sehr vortheilhaft seyn; indem er die Weiße der Haut erhebt. Bei der Trauer ist er, wie überhaupt die ganze Kleidung weiß. Die Frauen in Peking haben künstliche Blumen und mit Brillanten besetzte Nadeln in den Haaren; in den südlicheren Gegenden tragen sie Hüte, die ihnen artig zu Gesichte stehen; sie sind platt und rings um mit einer blauen Franze, fünf bis sechs Zoll breit, besetzt. Der Kopf ist leer, um die gewundenen Haare frei hindurch zu lassen.

Die Frauen kleiden sich übrigens nach dem Stande und Range der Männer; sie können alle Arten von Farben tragen, nur nicht citrongelb, welches der kaiserlichen Familie vorbehalten ist. Die Alten wählen immer schwarz oder violet. Das Kleid ist eine lange Robe mit weiten Ermeln, darüber wird eine Art Weste getragen, und darunter Hosen, die bis über die Waden gehen, wo sie eng zusammen gezogen sind; über den Hosen und unter der Robe sieht man noch einen faltigen Rock.

Hals und Brust müssen stets sorgfältig mit einer Binde bedeckt seyn, und wenn unsere Schönen oft mehr sehen lassen, als sie haben, so muß eine Chinesische Dame sorgfältig alle schönen Formen zu verbergen suchen; selbst die Hände werden durch die langen weiten Ermel bedeckt, so daß außer dem Gesicht und den Füßen nichts an ihnen zu sehen ist.

Reiche und vornehme Frauen bringen viel Zeit an ihrer Toilette zu. Sie malen sich die Augenbraunen schwarz,

und zwar in einem sehr geschweiften Bogen; sie schminken sich das Gesicht und den Hals weiß und legen Roth auf die Lippen, vorzüglich auf die untere, so daß in der Mitte ein rother Punkt in die Augen fällt; ein gleich starker Carminfleck, von der Größe einer Oblate, ziert die Spitze des Kinns; eine ihrer vornehmsten Bemühungen ist die, sich die einzelnen Haare auszureißen, welche hier und da im Gesicht wachsen; sie brechen sie deshalb mit seidenen Fäden zusammen.

Die Strümpfe gehen nur bis zum Knöchel, den übrigen Theil des Fußes umwinden sie mit Bändern. Die Schuhe sind so schön, als Rauschgold und Flittern sie nur machen können. Der hinterste Theil des Schuhes ist offen, und die Ferse, welche ein wenig hervorstehet, wird durch eine der Größe der Oeffnung angemessene Binde festgehalten. Der Knöchel ist mit buntem Zeuge umwickelt, und mit Franzen und Quasten verziert.

Wenn die Frauen ausgehen, so tragen sie Schuhe, mit hölzeren mit Leder besetzten Absätzen und berühren mit der vorderen Spitze des Fußes selten den Boden, aus Furcht sich zu stoßen. Da sie ohnehin schwach auf den Füßen sind, so giebt ihnen diese Art zu gehen eine schwankende Bewegung und übelen Anstand.

Wir werden im folgenden Kapitel die Damen in den häuslichen Verhältnissen näher kennen lernen. Hier müssen wir uns mit der Angabe ihrer Kleidung begnügen.

Zum Beschluß dieses Abschnittes haben wir noch, wenigstens in der Kürze, die Wohnungen der Chinesen zu beschreiben.

Die Bauern auf dem Lande wohnen in elenden, aus Holz oder Lehm erbauten, und mit Reißstroh gedeckten Hütten. Die Eckpfosten dieser Hütten bestehen häufig nur aus unbehauenen Baumstämmen. Die Zimmer haben keine Decken, sondern reichen der Höhe nach bis unter das Dach,

welches daher dicht zusammen gefügt wird. Der Fußboden besteht aus gestampfter Erde und die Scheidewände der verschiedenen Zimmer sind bloß Matten, die vom Dache bis auf den Fußboden hinunterhängen.

Die Häuser der Bürger in den Städten sind zwar besser, würden aber in Europa eine schlechte Figur spielen. Sie haben eine ganz eigene Einrichtung, und sind, weil sie von den bekannten Formen völlig abweichen, in einer Europäischen Sprache schwer zu beschreiben. Die Bauart ist jedoch einfach und alle Häuser sehen sich äußerlich sehr gleich, so daß wenn man ein Haus gesehen hat, es so gut ist, als hätte man sie alle gesehen. Von der Straße aus erblickt man nichts als eine kahle Mauer, denn die Fenster gehen sämmtlich innerhalb nach dem Hofe hinaus. Die Façade muß man also vom Hofe aus ansehen. Fast alle Häuser haben nur ein Stockwerk, oder vielmehr nur ein Erdgeschoß, denn der Aufsatz, den einige Kaufleute über demselben erbauen, ist nur zu Magazinen bestimmt. Das Dach ruht auf Säulen *), die sich von der Erde bis zu einer gewissen Höhe erheben, wo Querbalken über ihnen liegen, worauf wieder kleinere Balken stehen, welche immer kleiner werden, je näher sie dem Giebel oder Forst des Daches kommen. Die Säulen sind gewöhnlich von Fichtenholz oder Lerchenbaum, nur bei Reichen von besserem Holz. Die Säulen und das Dach sind das erste, was aufgerichtet wird. Das Dach hat eine eigene Form und ist der am reichlichsten verzierte Theil des Gebäudes. Anstatt daß unser Dach in gerader Linie

*) „Die Chinesische Säule, sagt de Guignes, wird am besten durch Pfeiler ausgedrückt, weil ihr Durchmesser in der ganzen Länge immer der nämliche ist.“ Der Maler Hickey, der sich im Gefolge des Lord Macartney befand, sah jedoch Säulen, die nach den Capitälern hin verjüngt waren.

herabgehet, und durch die Schornsteine verunstaltet wird, ist das Chinesische nach einwärts gebogen und geribbt, ingleichen mit allerhand Figuren, (welche unförmliche Thiere vorstellen, oder auch bloße Schnörkel sind), verziert. Das Dach wird nicht mit glatten, sondern mit Hohlziegeln gedeckt, die rinnenförmig und zwar in Schlangenlinien neben einander gelegt sind.

Das innere Haus, hinter den oben erwähnten Säulen, besteht aus Holz oder Backsteinen, die hohl sind, — ob aus Sparsamkeit, oder einer andern Ursache willen, wissen wir nicht. Die Backsteine haben nicht immer dieselbe Farbe; einige sind bleifarbig, andere roth, und bis an den schlechtesten Häusern hellblau. Diese Verschiedenheit soll von der Art der Zubereitung herrühren, indem die hellblauen bloß an der Sonne getrocknet und nur die rothen ordentlich gebrannt sind. Wohlhabende Leute lassen über die Steine einen feinen Ueberzug legen, der aus verfaulten Hadern oder Papier, mit Kalk vermischt, besteht. Dieser Ueberzug wird sehr glatt und giebt den Häusern ein reinliches Ansehen.

Die Häuser sind in mehrere Wohnungen, man könnte sagen, in mehrere kleine Häuser getheilt, die hinter einander liegen und durch Höfe getrennt sind. Stehen dergleichen Wohnungen auf den Seiten, so sind sie durch offene Gallerieen oder Säulengänge, wenn man sie so nennen will, verbunden *). In den meisten Chinesischen Häusern findet man nach dem ersten Vorhofe einen gegen Mittag gelegenen Saal; hinter demselben liegen gegen Morgen und gegen Abend drei bis fünf Kammern **). Die Zwischenwände sind selten massiv, sondern bestehen aus ge-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 18.

**) Du Halde in der Sammlung der neuesten Reisebeschreibungen. Berlin 1769. 7ter Bd. S. 49.

flochtenen Binsen, die mit Erde und Kalk überzogen werden. Die Thüren, welche aus einem Zimmer in das andere führen, dürfen einander nicht gegenüber stehen, weil, nach einem allgemeinen Vorurtheil, sonst die bösen Geister leicht den Durchgang durch die Zimmer nehmen würden *). Da das Glas in China nicht allgemein im Gebrauch ist, so sind die Fenster gewöhnlich nur aus durchsichtigem Papier, das in Korea bereitet wird, oder auch von durchsichtigen Muscheln. Außerdem haben sie Jalousien.

In die einzelnen Zimmer und in die Häuschen der Häuser vertheilen sich die drei Generationen der Familie; denn in jedem Hause wohnen gewöhnlich Großvater, Vater und Sohn oder Enkel beisammen. Den Frauenzimmern ist ein eignes Quartier, gewöhnlich in dem hinteren Hofe angewiesen.

Nach einem großen Vorrath von Möbeln muß man hier nicht suchen. Sie haben nicht einmal ordentliche Oefen, obgleich es im Winter in den nördlichen Gegenden sehr kalt ist. Oft bringen sie nur Kohlpfannen in die Zimmer, oder heizen auch ihre Kamine mit Stroh und Steinkohlen, welches Rauch und Gestank verbreitet, da die Schornsteine sehr enge sind **).

Die Häuser der vornehmen und reichen Leute sind von den beschriebenen nur in der größeren Zierlichkeit des Daches, in der Menge und Größe der Höfe und in dem Anstrich der Säulen verschieden. Die rothgefirnißten, glatt polirten Säulen, die lackirten Wände, und das Schnitz-

*) Die Chinesen scheinen nicht zu wissen, daß die bösen Geister selten den geraden Weg gehen; daher die Winkelzüge, die ihre Thüren nehmen, recht einladend für sie seyn müssen.

**) Du Halde a. a. O. S. 50.

werk an der Hausthür, worauf sie eine große Sorgfalt verwenden, müssen keinen unangenehmen Anblick gewähren.

Die Wohnung eines Reichen hat vorn einen großen Hof, wo die Portiers wohnen, und dieser Hof ist von Gallerien und Säulengängen umgeben. Drei große hölzerne Thüren verschließen ihn; die mittelste wird nur für ganz Vornehme geöffnet, auch der Hausherr geht nur bei großen Feierlichkeiten durch dieselben. Nach diesen drei Thüren findet man einen andern Hof, und hinter demselben einen dritten, der mit den Gärten und mit dem Gemach der Frauen durch Gallerien in Verbindung steht. Bei den Mandarinen sind die Höfe geräumig und von offenen Sälen umgeben, bestimmt für diejenigen, welche mit dem Herrn Geschäfte haben und warten müssen.

In dem Inneren findet man weder Tapeten noch Spiegel; die Hauptzierrathen sind Schnitzwerk, schlecht gearbeitete marmorne Statuen, und lackirte Möbeln. Mit Ausnahme des Saales, wo die männliche Familie gemeinschaftlich speist, sind die Zimmer sämmtlich klein. Van Braam *) fand den ersten Minister in einer Kammer, wo kaum für sechs Personen Platz war.

Bei alledem sind die Zimmer nett und gefällig. Man sieht Tische, Schränke, Schirme, Stühle, die mit einem schönen rothen oder schwarzen Firniß so künstlich überzogen sind, daß man die Adern des Holzes durchsehen kann; und Alles ist glatt wie ein Spiegel. Figuren von Gold oder Silber, und andere mit Firniß überzogene Chinesische Gemälde erfreuen das Auge. Die Speise- und Schenktische, wie auch die Schränke, sind mit Porzellan besetzt. Ueberdieß bemerkt man große Stücke von weißem Atlas aufgehängt, auf welchen Blumen, Vögel, Berge, Landschaften und dergleichen gemalt sind. Auf andern lies't man Sitten-

*) Van Braam a. a. O. T. I. p. 208.

sprüche mit großen Buchstaben geschrieben. Die Wände sind gewöhnlich mit weißem, auch wohl lackirtem Papier überzogen, auf welchem ebenfalls Sittensprüche geschrieben, oder Vögel und dergleichen gemalt sind. Eine eigene Ausschmückung der Zimmer besteht in den Laternen, die mit gemalter Seide überzogen und oben an der Decke aufgehängt sind. Die einfachsten bestehen aus einem Netze von Bambusfäden mit Papier überzogen, die schönsten sind von Elfenbein und Horn.

Selten kann man in die Schlafzimmer der Chinesen kommen. Ihre Betten sind fest, glatt, bisweilen auch mit Schnitzwerk geziert. Ein Mückenschirm von Gaze, oder seidene Vorhänge, bei den Reichen, ein Fächer, wohlriechende Kräutersäckchen, und zwei Haken von Kupfer, um den Mückenschirm zu halten, sind Alles was man darin findet. Die Matratzen sind von Baumwolle oder dick ausgestopftem Kattun. In einigen Provinzen schläft man auf einer, von Backsteinen errichteten breiten Erhöhung; zur Seite derselben befindet sich ein kleiner Ofen, worein man Kohlen legt, deren Hitze sich durch kleine Canäle unter den Steinen ausbreitet. Des Morgens, wenn man aufgestanden ist, wird eine Decke über die Erhöhung gelegt, und die Familie arbeitet auf oder neben derselben sitzend.

Da die Chinesen in ihren Häusern selten Gesellschaft sehen, so sorgen sie mehr für Bequemlichkeit als Pracht, deren Kosten sie vielmehr für die öffentlichen Aufzüge verwenden.

Die öffentlichen Gebäude, die hohen Schulen, Tempel, Thürme und Triumphbogen, vornämlich aber die kaiserlichen Palläste, zeichnen sich durch Pracht, Größe und Bauart vor denen der Privatleute aus. Wir werden bei der Erwähnung der Baukunst und in der topographischen Beschreibung Gelegenheit haben, mehr darüber zu sagen. Hier

war es uns vorzüglich nur um die Lebensart der größeren Anzahl der Bewohner zu thun.

Ein nothwendiger Theil der Wohnung der Großen sind die Gärten, welche bei ihren Häusern angebracht sind. Es ist merkwürdig, daß ein Volk, welches in Allem, was wir Natur nennen, von derselben abweicht, hierin durchaus der Natur treu zu bleiben sucht. Ihre Gärten gleichen den schönsten Englischen Parks und übertreffen sie zum Theil, weil sie ausnehmend schöne und große Wasserpartieen besitzen. Haine, Grotten, Felsen, Rasenplätze, Seen, Inseln, Tempel und Pavillons wechseln darin mannichfaltig mit einander ab. Aller Zwang ist darin absichtlich vermieden; ja sie gehen darin so weit, daß sie eine gar zu ebene Partie wohl ungleich machen, um nur alle gerade Linien zu vermeiden. An den Häusern, wo der Raum nicht hinreicht zur Anlegung eines Parks, wird wenigstens ein kleiner Teich gegraben, den einige Felsenstücke begränzen; oder man begnügt sich auch mit einem Bassin, worin Goldfischchen schwimmen und den einige Bäume beschatten. Die Vorliebe für Gartenpartieen hat die Chinesen sogar auf die Erfindung geleitet, kleine Miniaturgärtchen in ihren Zimmern anzulegen, wo Kieselsteine die Felsen vorstellen und Bäumchen, durch eine eigene Pflege, in Zwerggestalt erhalten werden.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch zu erwähnen, was den meisten unserer Leser jedoch bereits bekannt seyn wird; daß nämlich eine große Anzahl Chinesen keine andere Wohnung als auf den Schiffen und Barken, in den Flüssen und Canälen, haben. Die Junken, mit denen die Canäle der Hauptstadt bedeckt sind, beherbergen allein mehrere Tausend Personen, und zwar nicht bloß die zur Regierung der Fahrzeuge nöthigen Steuer- und Bootsleute, sondern zugleich deren gesammte Familie von Weib und Kindern. Diese leben und weben mit ihren

Männern auf dem Wasser, dort erblicken ihre Kinder das Licht der Welt; das Wasser ist ihr Element, und der feste Boden bleibt ihnen, wenn sie ihn auch dann und wann betreten, im Ganzen doch Zeitlebens fremd *).

6.

Sitten und Gewohnheiten.

Wir finden bei den Chinesen, wie fast unter allen Asiaten, die Vielweiberei, wenigstens bei den Vornehmen, und was damit gewöhnlich verbunden ist, die Sklaverei des andern Geschlechts. Bei den Bauern müssen die Weiber die härteste Arbeit verrichten, und werden bisweilen mit vor den Pflug gespannt. Das Loos der Frauen aus den höheren Ständen ist kaum beneidenswerther; denn sie werden in das Innere der Häuser eingeschlossen, und dürfen weder mit dem Manne essen noch in Einem Zimmer mit ihm sitzen **). Sie sind zu einer, wie es uns scheinen muß, unerträglichen Langenweile verurtheilt, da sie mit Niemanden zu sprechen Gelegenheit haben, als mit den Mägden, die sie bedienen ***). Ist es ihnen zu verdenken, wenn sie sich die Zeit mit dem Putz zu vertreiben suchen und mehrere Stunden des Tages an der Toilette zubringen? Ja wir werden es kaum lächerlich finden, daß diese armen Geschöpfe, schon von früher Jugend an sich mit der Tabakspfeife unterhalten, und daher einen kleinen seidenen Beutel, in welchem sich Pfeife und Tabak be-

*) Staunton a. a. O. Th. II. S. 34.

**) Barrow a. a. O. Th. 14. S. 173.

***) Du Halde a. a. O. Th. 7. S. 44.

findet, als einen nothwendigen Bestandtheil ihres Anzugs, mit sich führen. Einige Frauen, aber schwerlich die vornehmen Damen beschäftigen sich mit der Seidenstickerei, oder sie malen Vögel, Insecten und Blumen auf dünnem Gase. Auf das Hauswesen scheinen sie wenig Einfluß zu haben *), und wie sie dadurch von den achtungswürdigsten Geschäften ihres Geschlechts ausgeschlossen werden, so muß dieß, verbunden mit der Zurückgezogenheit, in welchen sie von ihren Brüdern leben **), alle Familienanhänglichkeit bei ihnen ersticken. Auch wissen sie, daß ihre Männer, oder vielmehr deren Väter sie gekauft haben, daß keine Neigung sie verband, indem der Bräutigam seine Braut erst auf der Hochzeit kennen lernt, und endlich, daß sie von ihren Männern wieder verkauft werden können. Wie mag es unter solchen Umständen um die häusliche Glückseligkeit aussehen? Gleichwohl haben die frommen Männer, die uns das meiste von China erzählen, und die am längsten dort gelebt haben, die Chinesen als eine große, in patriarchalischer Eintracht lebende, Familie geschildert. Die so unwürdig behandelten Weiber mögen also nicht zur Familie gehören. In der That beschränkt sich der Begriff der Chinesen, den sie sich von Familienpflichten gebildet haben, einzig auf den unbedingten Gehorsam, den der Sohn seinem Vater schuldig ist, und der den ersten recht eigentlich zum Eigenthum oder Sklaven des letztern macht; denn der Vater kann den Sohn verkaufen. Eine solche Sitte ist ganz dazu geeignet, alles selbstständige Gefühl zu ersticken, das in der Jugend am stärk-

*) De Guignes behauptet zwar, daß die Frauen sich viel um die Wirthschaft bekümmern; wenn er aber dieß nicht bloß von dem gemeinen Volke versteht, so ist nicht abzusehen, wie die eingesperrten Damen, die mit Niemanden reden dürfen, sich des Hauswesens annehmen können.

**) Der Bruder, sagt Le Gentil, ist nie mit seiner Schwester.

sten ist, und dann die kräftigsten Charaktere bildet. Dieser unbedingt gerühmte Gehorsam mag die Chinesen auch stets in dem Kindesalter erhalten haben, das kindischen Philosophen so preißwürdig erschien. Der Gehorsam der Söhne kann nur durch die Vernunft bedingt werden, und weil in der Regel diese reifer im Vater als im Sohne ist, so ist daraus die Sitte entstanden; aber sie verliert ihren Sinn, sobald die Bedingung aufhört. Und wie ist in China diese Sitte ausgeartet? Kein Reisender hat es geläugnet, daß die Chinesen häufig ihre Kinder ins Wasser werfen, wenn sie glauben, deren zu viel zu haben oder sie nicht ernähren zu können *). Wenn wir auch glauben wollen, daß die Gesetze diese Unmenschlichkeit nicht gerade zu gut heißen: so bestrafen sie dieselbe doch nicht. Solche — man möchte sagen niederträchtige Achtung haben sie für die Rechte des Vaters! — Mehrere Schriftsteller wollen aus der allgemeinen Verehrung der Chinesen gegen ihre Väter und Voreltern den langen Bestand ihres Reiches erklären. Das mag in so fern wahr seyn, als die abgöttische Verehrung der Vorfahren, sie seit Jahrtausenden auf derselben Stufe der sittlichen und intellectuellen Cultur erhalten hat.

*) Staunton, der diese abscheuliche Sitte nicht läugnen kann, aber als ein ächter Diplomatiker stets in gemäßigten Ausdrücken spricht und einem großen Staate nichts Böses nachrufen will, sagt: „Wenn alle Aussichten zum Unterhalt fehlen, so dürfen, bei fernerer Vermehrung der Familie, Aeltern sich der neugebornen Kinder entledigen. Wie viel „Kampf das auch im Anfange den Müttern gekostet haben „mag, so ist doch jetzt die Schrecklichkeit der Sache durch „die angenommene Vorstellung gemildert, daß ein solches „Kind nicht eigentlich ersäuft, sondern dem Flußgotte zum „Opfer dargebracht werde." Wie viel Freude auch Herr Staunton über diese Phrase empfunden haben mag, so ist diese doch nichts weiter, als der unglückliche Versuch, eine Unmenschlichkeit durch eine Gotteslästerung entschuldigen zu wollen.

Aber sicher gereicht es ihnen nicht zum Ruhme, daß sie das heiligste Vorrecht der Menschheit: das Fortschreiten zum Besseren nicht kannten, und alle Tugenden zum Resultat einer mechanischen Gewohnheit machten.

Gewiß die Familiensitten der Chinesen sind der unrühmlichste Theil ihrer Charakteristik, und wenn ihre Verfassung darauf beruht, so würde die Menschheit nichts dabei verlieren, wenn das Land erobert, alle einheimische Sitten, und selbst die Sprache vertilgt, und die Nation aus der Reihe der unabhängigen Völker ausgestrichen würde. Die so gerühmte Mäßigung der Mantschu-Tataren, die als Eroberer die Sitten und Verfassung der Chinesen unangetastet ließen, wäre daher weniger ein Beweis der Moral dieser Barbaren, als vielmehr ihrer Rohheit, die den Chinesen nichts besseres zu geben wußten.

Der Leser wird selbst beurtheilen, ob es Schade gewesen, wenn die Sitten der Chinesen verändert worden wären.

Die Chinesen heirathen sehr frühzeitig, aber nicht aus freier Wahl, sondern auf Befehl des Vaters *). Dieser kauft für den Sohn eine Braut, welche der künftige Gatte so wenig, als sie ihn gesehen hat. Oft hat sie der Vater selbst nicht gesehen, sondern durch alte Weiber, deren Geschäft das Ehestiften ist, die Bekanntschaft angeknüpft. Diese Unterhändlerinnen sind von der Familie der Braut gewonnen, einen vortheilhaften Bericht, von ihrer Schönheit rc. abzulegen. Die beiderseitigen Aeltern kommen sodann über den Preis überein, welcher eigentlich zur

*) Wenn die Frauen zweier Freunde zu gleicher Zeit schwanger sind, so kommen diese unter sich überein, die Kinder zu verheurathen, im Fall ein Knabe und Mädchen geboren werden. Sie nennen diese also geschlossenen Ehen Tschi-fu, d. i. Anzeichen des Bauches, weil dieser die Bestimmung der Kinder für einander anzeigt.

Anschaffung für Kleider und Möbeln der Braut bestimmt ist. Außerdem beschenken sich die Aeltern der Verlobten gegenseitig mit seidenen Stoffen, Kattun, Fleisch, Wein und Früchten. Der Braut schickt man Ringe, Ohrengehänge uud andere Kleinodien zu, und ihre Aeltern suchen im Kalender einen glücklichen Tag, an welchem die feierliche Uebergabe statt haben soll.

Sind die Aeltern vornehme oder reiche Leute, so wird am Hochzeittage die Braut in einer verschlossenen Sänfte dem Bräutigam zugeschickt. Eine Menge gemietheter Leute, welche die Möbeln tragen, folgen ihr, andere gehen voraus mit Fackeln und Lichtern in der Hand, selbst wenn es hoch Mittag ist. Pfeifer, Pauker und andere Musikanten dürfen auch nicht fehlen. Den Beschluß des Zuges machen ihre Aeltern und Verwandten. Ein vertrauter Diener des Hauses hat den Schlüssel zur verschlossenen Sänfte, den er dem Bräutigam in die Hände giebt, welcher prächtig gekleidet ist, und die ihm ausgesuchte Braut an der Pforte seines Hauses erwartet. Voll Unruhe und Neugierde öffnet er die Sänfte und kann nun zum erstenmal von seinem guten oder bösen Glück urtheilen. Da geschieht es denn zuweilen, daß der junge Mann, wenn er mit seinem Loose nicht zufrieden ist, den Kasten augenblicklich wieder zuschließt, die Braut mit ihrem ganzen Gefolge wieder heimschickt und lieber die bereits bezahlte Summe verliert, als den Vertrag vollzieht.

Ist er aber mit der Schönen zufrieden, so steigt sie aus und geht an seiner Seite in den Versammlungssaal, wo sie sich zuerst viermal vor dem Himmel beugt; sodann macht sie ihren Schwiegerältern vier andere Bücklinge, und wird darauf den Frauen, die dem Feste beiwohnen, übergeben, welche sie in die weibliche Wohnung führen, und mit ihr den Rest des Tages vollbringen. Der Bräutigam

bewirthet indeß die männlichen Gäste in einem andern Zimmer *).

Die religiösen Ceremonieen sind der Uebergabe vorausgegangen und bestehen bloß darin, daß in dem Theil des Hauses, welcher der Verehrung der Hausgötter gewidmet ist, die Vorfahren um ihren Segen angerufen werden **).

Diese Feierlichkeiten finden nur bei der Vermählung mit der ersten oder rechtmäßigen Frau statt. Die zweiten oder Nebenfrauen, werden ohne besondere Förmlichkeiten ins Haus gebracht. Der Mann unterzeichnet bloß, zur Beruhigung der Aeltern des Mädchens, ein schriftliches Versprechen, daß er sie gut behandeln will. Vor allen Dingen aber muß er die festgesetzte Kaufsumme erlegen ***).

Die Vielweiberei der Chinesen hat das Eigene, daß sie durch das Gesetz nur dem Kaiser, den Großen und Mandarinen verstattet ist; gemeinen Leuten ist sie verboten, ausgenommen, wenn die Frau unfruchtbar und vierzig Jahr alt ist. Doch wird dieß Gesetz nicht so genau befolgt und in Canton hat jeder reiche Kaufmann seinen Harem.

Die Chinesen, denen Staunton eine große Keuschheit nachrühmt, begnügen sich gleichwohl nicht mit mehreren Weibern; sie kennen auch jene Ausartung des Geschlechtstriebes, zu welcher die zartfühlenden Griechen sich ohne Scheu bekannten ****).

*) Du Halde a. a. O. Th. 7. S. 76.

**) Le Gentil l. c. p. 101.

***) Histoire générale des Voyages. Tom. VIII. p. 26. à la Haye 1749.

****) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 84. und Barrow a. a. O. Th. 14. S. 183.

Die Ehescheidung soll in China selten seyn. Die Gesetze erlauben sie im Fall des Ehebruchs, der natürlichen Antipathie, der Unfruchtbarkeit, oder wenn die Frau allzu viel schwatzt, wenn sie unmäßig, diebisch, ungehorsam, eifersüchtig oder mit einer widerlichen Krankheit behaftet ist *). Entläuft die Frau dem Manne, welches bei der Kleinheit der Füße etwas schwer zu bewerkstelligen ist, so erhält sie hundert Stockstreiche und der Mann kann sie sodann als Sklavin verkaufen. Für ungültig werden die Ehen erklärt, wenn die Braut schon früher versprochen war und Geschenke angenommen hat, wenn der Mann betrogen worden und eine häßliche, statt einer versprochenen schönen Braut erhielt, wenn ein gelehrter Mandarin sich mit einer Tochter aus der Provinz, wo er Gouverneur ist, vermählen wollte; wenn die Kinder noch in Trauer über ihre verstorbenen Aeltern gehen, wenn sie zu einer Familie und Verwandtschaft gehören, ja wenn sie auch nur einerlei Namen führen, und gleichwohl nicht verwandt sind **). Dieß letztere muß um so beschwerlicher seyn, da in ganz China es nur etwa hundert Familiennamen giebt, daher auch die Chinesischen Schriftsteller den Ausdruck: die hundert Namen zur Bezeichnung der Nation gebrauchen ***). — Kinder zweier Schwestern, die verschiedene Namen führen, dürfen sich heirathen.

Vornehme Frauen dürfen nach dem Tode des Mannes Wittwen bleiben, und man errichtet ihnen Triumphbogen für diesen Beweis der Anhänglichkeit an den Ver-

*) Le Gentil. l. c. p. 101.

**) Du Halde l. c. S. 78.

***) Staunton l. c. Th. III. S. 357. — Bei der geringen Anzahl von Namen muß jeder nothwendigerweise noch einen Beinamen führen.

storbenen. Die Wittwen der gemeinen Leute aber müssen einen zweiten Mann nehmen. Ein Mann hält sich für entehrt, wenn er unverheirathet ist; ein Frauenzimmer aber, welches sich nicht verheirathet, genießt sogar besonderer gesetzlicher Vorrechte *).

Es giebt auch in China öffentliche Dirnen, und diese treiben das Handwerk oft mit Bewilligung der Aeltern; denn diese sehen nur in so fern auf ein ehrbares Betragen ihrer Töchter, als sie Aussicht haben, sie vortheilhaft zu verheirathen; ist dieß nicht der Fall, so stimmt es ganz mit der Chinesischen Moral überein; daß die gehorsamen Kinder thun, was ihren Aeltern vortheilhaft ist. In den Handelstädten verrichten diese gefälligen Schönen das Geschäft des Kahnführens und Ruderns, weil ihnen dieß Gelegenheit giebt, von Fremden gesehen zu werden. Nach Versicherung des Pater Dü Halde, dürfen sie nicht in den Städten wohnen, sondern es vereinigen sich mehrere, die sich in den Vorstädten, unter die Aufsicht eines Mannes begeben, der für ihre Aufführung gut steht. Einige Mandarinen sollen sie in ihrem Gebiete nicht dulden.

Bei der Absonderung, in welcher die Geschlechter von einander leben, kann es in den Häusern der Chinesen nicht besonders lustig hergehen. Hierzu kommt, daß sie keinen Sonntag haben, sondern, das Neujahrsfest oder ihren Fasching ausgenommen, das ganze Jahr arbeiten. Sie versammeln sich weder in ihren Häusern zu freundschaftlichen Gesellschaften, noch in öffentlichen Orten zur Unterhaltung. Es giebt in China keine Kaffeehäuser, keine Ressourcen, Casino's und dergleichen. Nur für die niedrigste Volksklasse bestehet eine Art von Wirthshäuser, wo Thee und eine Art Branntewein geschenkt wird. Wenn ein Chi-

*) De Guignes l. c. Th. II. S. 80.

nese sein tägliches Geschäft vollendet hat, so zieht er sich in sein einsames Gemach zurück *).

Das Neujahrsfest ist das einzige, welches der arbeitende Theil des Volkes feiert, und wo er von der Arbeit ruht. Auch der ärmste Bauer verfehlt nicht, sich und die Seinigen für diese Tage mit neuen Kleidern zu versehen; man besucht in dieser Zeit, die beinahe einen Monat dauert, seine Freunde und Verwandte, erwiedert Höflichkeiten und giebt und empfängt Geschenke. Männer, die in öffentlichen Aemtern stehen, und die reicheren Leute, geben Feste und Gastmäler. Aber selbst bei diesen sieht man nichts, das der geselligen Fröhlichkeit gleicht, die an den Tafeln in Europa herrscht. Jeder Gast sitzt gewöhnlich an einem besondern Tische, zuweilen sitzen zwei, aber nie mehr als vier beisammen; und ihre Augen müssen beständig auf den Gastgeber gerichtet seyn, um alle seine Bewegungen in Acht zu nehmen. Ueberdieß müssen sie auf sich selbst sehr aufmerksam seyn, denn ein wohlerzogener Chinese kann ohne eine besondere vorgeschriebene Ceremonie weder essen noch trinken. — Wenn Jemand, der eingeladen ist, wegen Krankheit oder einer andern Ursache halber, nicht kommen kann, so wird ihm das, was er von dem Gastmal bekommen sollte, feierlich in das Haus geschickt; eine Gewohnheit, welche klärlich zeigt, wie wenig Werth sie auf die gesellschaftlichen Freuden der Tafel legen. Man pflegt sogar jedem Gaste das, was von seinem Essen übrig bleibt, nach Hause zu schicken **)

Das einzige gesellige Vergnügen der Chinesen besteht im Hasardspiel. Sie gehen auch nie ohne Karten und Würfel aus. Sie haben mehr Karten als wir; auch sind die Spiele viel verwickelter. Fehlen Karten und

*) Barrow l. c. Th. 14. S. 185.

**) Barrow l. c. S. 189. f.

Würfel, so spielen sie das Fingerspiel, Tsoi-moi genannt, wobei sie zu errathen suchen, wie viel Finger der Gegner ausstreckt. Das Spiel war auch bei den Römern bekannt, und ist noch jetzt unter den Italienern unter dem Namen Mora allgemein beliebt. — Die Leidenschaft zu spielen, verleitet die Chinesen oft ihr Hab und Gut, ja selbst ihre Freiheit zu verspielen. — Sie kennen auch das Schachspiel, das aber von dem unsrigen abweicht. Das Bret besteht aus 72 Feldern, gebildet durch neun Reihen von Parallellinien und acht andern, welche quer durchgehen. Die Chinesen stellen die Steine nicht auf die leeren Felder, sondern auf die Punkte, wo sich die Linien durchschneiden. Es giebt keine Königin, und nur fünf Bauern. Der König heißt der General *) rc.

Zu den Spielen und Vergnügungen **) der Chinesen gehören endlich noch die Hahnen- und Wachtelkämpfe und die beliebte Hetze mit Heuschrecken, die sie bis zur Wuth anzueifern verstehen.

Wie konnten Leute, die so einsam in ihren Häusern leben, und die — das Schachspiel ausgenommen — an solchen abgeschmackten oder grausamen Spielen Vergnügen finden, gleichwohl in den Ruf kommen, im Besitz der feinsten Lebensart zu seyn? Gleichwohl sind, wie wir gesehen haben, die Chinesen von berühmten Schriftstellern den Europäern in dieser Rücksicht als Muster angerühmt worden. Worin besteht aber ihre feine Lebensart? — Wir wollen einen Mann antworten lassen, der nicht zu ihren Feinden gehört. „Ist der gesellige Umgang, sagt Staun-

*) De Guignes a. a. O. Th. II. S. 98 f. wo das Chinesische Schachspiel ausführlicher beschrieben ist.

**) Von den Chinesischen Schauspielen werden wir in der Folge reden; wir haben es hier nur vorzüglich mit den häuslichen Vergnügungen, nicht mit den öffentlichen Spectakeln zu thun.

ton *), nicht aus beiden Geschlechtern gemischt, so wird es auch an gegenseitiger Verfeinerung, an Zartgefühl und an Geschmack, an gefälligen Manieren und an gutem Ton in der Unterhaltung fehlen, und eine Gesellschaft von lauter Männern wird die Abwesenheit des andern Geschlechts bald zu Zoten und zu anderem groben Scherz mißbrauchen. Was man von dem ceremoniösen Benehmen der Chinesen in Gesellschaft sagt, ist bloß körperlich. Sich so oder anders verneigen; den Kopf bald in diese bald in jene Stellung bringen; das Knie beugen, oder es wieder ausstrecken; die Hände jetzt zusammen schlagen, dann wieder von einander breiten: das ist es, worin das Aeußere ihrer Höflichkeit und guten Lebensart besteht, und wer das nicht nach ihrer Weise zu machen weiß, der gilt für ungesittet."

In dem abgemessenen, für alle Fälle vorgeschriebenen Betragen, in dem glänzenden Gefolge, ohne welches sich die vornehmen Mandarinen nie sehen lassen, in den verschiedenen Bücklingen, die jeder Stand ihnen schuldig ist, mit einem Wort in dem Ceremoniel, für dessen Aufrechthaltung ein eigenes Reichsgericht wacht, bestehet die ganze feine Lebensart der Chinesen, um welche wir sie nicht beneiden wollen.

Die oben beschriebenen Feierlichkeiten bei den Hochzeiten, gehören zu diesem Ceremoniel nicht weniger, als die Umgänge bei den Leichenbegängnissen. Das Gesetz schreibt dem Chinesen vor, wie er sich bei einer Hochzeit freuen soll; so verordnet es auch, wie er bei dem Tode der Seinigen klagen und trauern soll. Es scheint fast, als ob die Chinesen es nicht dem Gefühl überlassen haben, Freude und Leid zu äußern; alles ist fest bestimmt, wie ein mechanisches Gesetz.

*) Th. III, S. 423 f.

Die Trauer dauert ordentlicher Weise drei Jahre, oder wenigstens 27 Monate. Während dieser Zeit kann man kein öffentliches Amt verwalten, sondern muß in Stille und Einsamkeit seinen Verlust beweinen. Die Trauerfarbe ist weiß und der Stoff der Kleidung muß um so gröber seyn, je frischer der Schmerz ist. In den ersten tiefen Trauermonaten besteht das Kleid nur aus einem Sack von Hanf. Auch Mütze und Stiefel müssen weiß seyn. Man darf auf keinem ordentlichen Stuhl, sondern nur auf einem schlechten niedrigen Schemel sitzen; man muß auf bloßen Matten schlafen, sich des Fleisches und Weins enthalten, und keinem Gastmal oder einer öffentlichen Versammlung beiwohnen ꝛc. Erst nach Verlauf einer gewissen Zeit ist es erlaubt auszugehen, und auch dann muß man sich in einer weiß behangenen Sänfte tragen lassen.

Die Trauerceremonieen oder Ehrenbezeugungen, die man den Todten selbst erweis't, dauern gewöhnlich sieben Tage. So lange der Verstorbene noch unbedeckt liegt, versammeln sich täglich die Verwandten und Freunde vor seinem Sarge, in einem weiß behangenen Saale. Vor dem Sarge steht ein Tisch mit dem Bildnisse des Verstorbenen, oder mit einem Bret, worauf sein Name eingegraben ist. Auf beiden Seiten sind Blumen, Räucherpfannen und angezündete Wachskerzen. Man begrüßt den Todten, indem man zur Erde niederfällt und sie einigemal mit der Stirn berührt. Dann legt man mitgebrachte Wachskerzen und Räucherwerk auf den Tisch. Die besonders guten Freunde verbinden diese Ceremonieen mit Seufzen und Heulen, das man oft sehr weit hören kann. Indem sie diese Pflicht ausüben, tritt der älteste Sohn mit seinen Brüdern hinter einem Vorhange hervor, der zur Seite des Sarges befindlich ist, wirft sich mit dem Gesicht, worauf lauter Traurigkeit zu lesen seyn muß, auf die Erde, und vergießt unter tiefem Stillschweigen häufige Thränen. Hinter dem

Vorhange stehen auch die Weiber, nicht still, sondern mit kläglichem Geschrei klagen. Wenn dieß Alles vorbei ist, stehet man auf, und ein nicht allzu naher Verwandter oder ein Freund des Hauses nimmt die Condolenz an, und bedient die Freunde. Wie er sie vorher an der Pforte empfangen hat, so führt er sie jetzt, nachdem genug geweint ist, in ein anderes Zimmer, wo sie mit Thee, trockenen Früchten und andern Erfrischungen erquickt werden.

Die Chinesen bestatten die Leiche oft erst nach Monaten zur Erde, und bewahren sie in verschlossenen Särgen, bisweilen wohl Jahre lang, in ihren Häusern. Zu diesem Behuf sind die Särge mit Pech und Harz inwendig stark überzogen, und äußerlich gefirnißt oder lackirt, so daß nicht der geringste Geruch durchdringen kann. Auch wird überdieß noch Kalk unter den Körper gelegt, und der leere Raum mit Kattun ausgestopft, so daß der Leib unbeweglich und fast im luftleeren Raume liegt.

Am Tage der Leichenbestattung finden sich alle dazu eingeladenen Freunde ein, und man sorgt dafür, daß der Leichenzug möglichst zahlreich sey. Der Zug wird von Leuten eröffnet, welche aus Papier ausgeschnittene Sklaven, Soldaten, Verschnittene, Löwen, Pferde, Cameele, Schnecken und dergleichen tragen. Darauf folgen Leute mit Standarten, Fahnen, Räuchergefäßen. Andere machen eine ganz klägliche Trauermusik. — In einigen Gegenden ist es gebräuchlich, das Bild des Verstorbenen vor allen andern Dingen voraus zu tragen. Sein Name und seine Würde sind mit großen Buchstaben darauf geschrieben. — Dann folget der Sarg, der mit einem violet seidenen Tuch bedeckt ist, und an dessen vier Ecken weiße seidene, mit Goldfäden durchwirkte Quasten hängen. Die Bahre, auf welcher der Sarg stehet, ist eine so ungeheure Maschine, daß 64 Mann erfordert werden, um sie zu tragen. — Der älteste Sohn, der gleich hinter dem Sarge vor den

übrigen Kindern hergehet, hat einen hanfenen Sack an und muß aus Ehrfurcht für den Vater durchaus ganz krumm gebückt einher schleichen. Darauf folgen die Anverwandten und Freunde in Trauerkleidern, und eine große Anzahl mit weißen Tüchern behangener Sänften, worin die Weiber, Töchter und Sklavinnen des Verstorbenen getragen werden; der Anstand fordert, daß sie insgesammt laut jammern und weinen *).

An dem Begräbnißort werfen sich die Verwandten und Freunde von neuem auf die Erde, weinen und klagen und machen dazwischen Pausen **).

Ist der Sarg mit Erde bedeckt, dann werden Libationen gemacht; die Trauernden stecken um und auf das Grab parfümirte Kerzen und Papierfähnchen, und zünden vergoldetes Papier an; so verbrennen sie auch Pferde, Kleider und Menschen, aber Alles nur von Papier ***). Nach diesen Ceremonieen begeben sich die Leidtragenden unter Zelte oder Pavillons, die zu diesem Behuf in der Nähe aufgeschlagen worden sind, und ruhen hier etwas von den Schmerzceremonien aus; zugleich preisen sie den Todten und verzehren die Lebensmittel, welche ihm dargebracht worden waren. Nach geendigter Mahlzeit werfen sich die Betrübten von neuem vor dem Grabe nieder, der Sohn antwortet durch Begrüßungen und alle beobachten ein tiefes Stillschweigen.

Wird ein vornehmer Herr begraben, so sind neben dem Grabe verschiedene Zimmer erbaut, in welchen sich

*) Du Halde a. a. O. S. 78 ff.

**) De Guignes a. a. O. S. 89 ff.

***) Wahrscheinlich wurden in ältern Zeiten wirkliche Menschen und Thiere verbrannt; wenigstens fand man diesen Gebrauch bei den Mantschu noch im 17. Jahrhundert n. C.

die nächsten Verwandten und Freunde einen Monat oder auch länger aufhalten und ihren Schmerz täglich erneuern.

Mit diesen Ehrenbezeugungen hat es noch nicht ein Ende; sondern jährlich werden zum Andenken der Verstorbenen noch zwei andere Ceremonieen beobachtet, wobei es nicht weniger schmerzlich und feierlich hergeht. Alle Verwandten (und hierzu gehören alle die einen gleichen Namen führen) *) versammeln sich im Frühlinge im großen Saale der Vorfahren; — denn es giebt keine Familie von Ansehen, die nicht einen zu diesem Zweck erbauten Saal haben sollte. Hier wird die Ahnentafel, Wohnung des Geistes genannt, aufbewahrt, auf welcher der Name und Stand des Verstorbenen, so wie der Tag seiner Geburt und seines Todes aufgezeichnet sind. Hier werden fast die nämlichen Ceremonieen, wie bei den Leichenbegängnissen beobachtet. Besonders darf das Niederwerfen zur Erde in den Staub nicht fehlen. Auch werden Räucherwerk und Lebensmittel von neuem gespendet.

Die zweite Trauerfeier findet bei dem Grabe selbst statt. Da dieses jeder Zeit außerhalb der Stadt sich befinden muß, so begiebt sich die ganze große Familie nach der Ruhestätte des seligen Chinesen, reißt das Gras aus, fällt nieder, weint und speis't wiederum zu seinem Andenken.

Wir wollen nun die Todten ruhen lassen und das Höflichkeits-Ceremoniel unter den Lebenden anführen, wie es uns De Guignes **) lebhaft geschildert hat. Dieses

*) Die Achtung für die Familie und ihre Ahnen erlaubt den Chinesen nicht, bei dieser Versammlung der Verwandten auf Stand und Rang zu sehen; daher hier Handwerker und Mandarinen, Gelehrte und Bauern ohne Unterschied sich einfinden. Der Aelteste an Jahren hat unter ihnen den Vorrang.

**) A. a. O. Th. II. S. 64

Ceremoniel ist in China unveränderlichen Gesetzen unterworfen. Niemand wagt es, eine Veränderung damit vorzunehmen. Man glaubt, die Ruhe und Ordnung im ganzen Staate beruhe darauf.

Vor dem Kaiser, als souverainen Herrn betrachtet, muß sich jeder Einwohner des Reichs demüthigen. Was ihm angehört, wird für heilig gehalten. Wenn man mit ihm spricht, bedient man sich eigener, nur dazu erfundener Redensarten. Die Mandarinen erhalten einen Theil dieser Verehrung, weil der Kaiser ihnen einen Theil seiner Gewalt übertragen hat.

Wenn sich zwei Chinesen von gleichem Range begegnen, so verbeugen sie sich gegen einander, geben sich seitwärts, und zwar auf der linken Seite die Hände und schütteln sie; ist einer von ihnen vornehmer als der andere, dann geben sie sich von vorn die Hände, senken und heben sie mehreremale, verneigen sich dann, der eine tiefer als der andere und wiederholen oftmals die Worte: Tsin-tsie, Tsin-Leao, (ich grüsse Sie.) Gewöhnlich suchen die Mandarinen einander aus dem Wege zu gehen; ist dieses aber nicht möglich, dann steigt der niedere vom Pferde, oder aus dem Palankin, um sich tief vor dem höheren zu beugen; haben beide gleichen Rang, so bleiben beiden sitzen und grüssen sich; sind sie aber zu Fuß, dann dauert das Ceremoniel länger, denn es ist höflich, nicht zuerst wegzugehen.

Wenn ein gemeiner Mann einem Mandarin begegnet, so stellt er sich schnell gerade, läßt die Hände herabhängen und neigt den Kopf ein wenig, er grüßt aber nicht, denn diese übermäßige Höflichkeit kommt ihm nicht zu und eine solche Erhebung über seinen Stand könnte ihm eine Zurechtweisung zuziehen.

Will man mit einem vornehmen Mandarin spre-

chen, oder ihm etwas überreichen, so kniet man nieder, senkt dreimal den Kopf und trägt so seine Angelegenheit vor. Ist der Mensch nicht ganz gemein, so hebt ihn der Mandarin auf, und dann tritt jener ein wenig seitwärts. Spricht man ganz nahe mit vornehmen Leuten, so muß man die Hand vor den Mund halten und sich dabei achtungsvoll verbeugen.

Will ein Chinese irgend Jemanden einen Besuch machen, so sendet er ihm erst ein Kompliment und seinen Namen in einem Billet von rothem, in Form eines Schirmes gefalteten Papier, welches auf dem letzten Blatte ein kleines, triangelförmiges Stück Goldpapier hat. Man kann den Besuch annehmen oder nicht; im letzteren Falle giebt man bloß das Billet zurück, und bittet, der Besuchende möge nicht aus dem Palankin steigen. Hierauf schickt man ihm ein ähnliches Billet, und je schneller dieß geschieht, desto höflicher ist man. Wird aber der Besuch angenommen, dann ist das Ceremoniel ganz ohne Ende.

In allen Höfen vor den Gemächern giebt es drei Thüren; hier werden dann die meisten Complimente gemacht, weil der Kommende nicht durch die Mittelthür gehen will, und es erst nach vielen Umständen thut, indeß der Hausherr durch eine Seitenthür geht. Ist man ins Zimmer getreten, so muß dem Gast ein Stuhl angeboten werden, allein der Hauswirth muß ihn erst leicht abwischen. Sitzt man endlich, so hält man sich gerade, die Hände auf den Knien, die Füße beide in gleicher Entfernung vom Stuhle, ganz ruhig mit ernster Miene.

Die Chinesen geben allemal Thee bei Besuchen, allein sie serviren ihn nicht, wie wir; sie legen die Theeblätter nämlich in eine porzellanene Tasse, gießen kochendes Wasser darauf, bedecken sie dann wieder und reichen sie in einer Art von kupfernem Näpfchen dar. Man muß die Tasse mit beiden Händen fassen und langsam trinken,

Nimmt man Zucker dazu, so rührt man mit dem Deckel um, weil man in China sich keines Löffels bedient.

Will man bei einem Besuche zugleich ein Geschenk machen, so muß man dem Visitenbillet ein Verzeichniß der Geschenke beifügen. Alles stellt man dem Bedienten des Hausherrn zu, welcher das Geschenk erst besieht, wenn der Besuchende fort ist. Man kann Alles, oder nur etwas davon behalten. Im letzteren Fall schreibt man das Behaltene auf einen Zettel und sendet das Uebrige zurück. Es würde sehr unhöflich seyn, wenn man gar nichts behalten wollte.

Manche senden mit dem Visitenbillet bloß das Verzeichniß der Geschenke. Man zeichnet sich nun aus, was einem gefällt, und schickt das Verzeichniß zurück. Dann wird das Bezeichnete erst gekauft und übersandt.

Auch beim Briefschreiben müssen gewisse Formalitäten beobachtet werden. Jeder Brief muß aus nicht weniger, als neun Blättern bestehen und mit Buchstaben von mittlerer Größe geschrieben seyn. Man fängt erst auf dem zweiten Blatte an, und setzt seinen Namen ans Ende unten auf die Seite. Der Name der Person, an welche der Brief gerichtet ist, muß höher stehen, als die übrige Schrift und eine einzige Zeile bilden. Wenn ein Chinese, welcher um einen Verwandten trauert, an Jemanden schreibt, klebt er ein blaues Papier über seinen Namen. Sendet er ein Geschenk, so nimmt er statt des gewöhnlichen rothen, ein weißes Papier. Ein Brief wird der Länge nach gefaltet und in einen Umschlag gelegt, worüber ein Streif rothes Papier gesiegelt wird, mit der Bemerkung, daß sich der Brief inwendig befinde. Hierauf steckt man ihn in eine Papierkapsel, die oben zugesiegelt wird, und schreibt sodann den Namen, Stand und die Wohnung der Person, an welche man ihn senden will.

Auf alle diese Formalitäten legen die Chinesen ein großes Gewicht, und halten andere Nationen, welche sich nicht dazu bequemen, für Barbaren. Ein Europäer dagegen bemerkt, daß die Chinesen durch ihre Feierlichkeit und Höflichkeit im höchsten Grade kleinlich werden; der immerwährende Zwang, worin sie leben, macht sie furchtsam und mißtrauisch, und vom Mißtrauen zur Betrügerei ist nur ein Schritt; daher erklärt sich's auch, daß die Chinesen unter einer glatten und artigen Außenseite, einen falschen und heuchlerischen Charakter verbergen.

7.

Industrie.

Wenn wir die Chinesen in ihren Sitten und Gewohnheiten für lächerlich, kindisch und albern erkennen, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie in Rücksicht ihres Fleißes unter allen Asiatischen Nationen am meisten unsere Achtung und Aufmerksamkeit verdienen. In vielen nützlichen Künsten haben sie es seit den ältesten Zeiten ihrer Geschichte weiter gebracht, als alle ihre Nachbaren; und obgleich sie von einer wissenschaftlichen Technologie keine Ahnung zu haben scheinen, weil Mechanik und Chemie bei ihnen nur in unzusammenhängenden Handgriffen bestehen: so ist es doch um so mehr zu bewundern, daß sie, ohne Theorie, in der Praxis so viel geleistet haben. Alle Reisenden rühmen die Kunstfertigkeit oder vielmehr die mechanische Geschicklichkeit der Chinesen, und erzählen auffallende Beispiele davon. Die Chinesen haben Uhren auseinander gelegt und wieder zusammen gesetzt, ohne vorher einen Begriff von einer solchen Maschine ge-

habt zu haben; sie haben Europäische Gemälde copirt, ohne unsere Malerkunst zu kennen und dergleichen mehr. Den Compaß, die Bereitung des Schießpulvers, den Gebrauch der Kanonen, die Fabrication des Porzellans, und die Buchdruckerei haben sie viel früher gekannt als die Europäer, und es ist wenigstens nicht unmöglich, daß einige, bis zu unseren Welttheilen gedrungene Nachrichten von ihren Künsten die Veranlassung wurden, daß unsere Künstler sie nacherfanden.

Bei aller Geschicklichkeit der Chinesen aber scheinen sie nie über den Punkt, den der Zufall sie in den Künsten erreichen ließ, hinaus gegangen zu seyn, und wenn es je in ihrer Geschichte eine Periode gab, wo der Erfindungsgeist und das Genie unter ihnen lebendig waren, so ist sie doch längst vorübergegangen, und die Nation, wie es scheint, seit vielen Jahrhunderten nicht weiter fortgeschritten. Geist und Genie sind unter ihnen versteint; nur die mechanische Fertigkeit erhält sich noch in Beweglichkeit unter ihnen.

Das erste Element aller geselligen Cultur, der Ackerbau, hat unter den verschiedenen Zweigen der Industrie in China sich am weitesten ausgebreitet und genießt auch unter allen Staaten, die auf Civilisation Anspruch machen, dort die meiste Ehre. Der Kaiser, um den Bauernstand öffentlich zu ehren, umpflügt mit eigener Hand in jedem Frühlinge ein kleines Feld. Dieß ist keine leere Ceremonie, denn der Kaiser führt den Pflug beinahe eine Stunde lang. Nach dem Kaiser ziehen in seiner Gegenwart auch die Prinzen und die vornehmsten Staatsbeamten jeder einige Furchen und der Kaiser sowohl, als seine vornehmen Gehülfen sind bei dieser Feldarbeit in Bauerntracht gekleidet. Die Erndte, welche dieses also bestellte Feld trägt, wird mit der größten Sorgfalt eingesammelt, und übertrifft, wie jedesmal mit Pomp bekannt gemacht wird, an Ertrag und an

Güte Alles, was in demselben Jahre Felder von gleichem Umfange im ganzen Reiche geliefert haben. Die Feier dieses Ackerfestes wird durch's ganze Land angezeigt, damit auch der geringste Bauer erfahre, daß sein Stand vom Kaiser selbst hoch geachtet ist, und daß er, um dieß förmlich zu erkennen zu geben, in dieser edlen Handtierung sich ihnen öffentlich gleichstellt *). — In den Provinzen wird von den Gouverneuren zu gleicher Zeit ein Ackerfest durch prachtvolle Processionen gefeiert **).

Durch diese öffentliche Aufmunterung und durch zweitausendjährige Sitte ist der Ackerbau auch zu einer seltenen Höhe gediehen und wird in den culturfähigen Provinzen mit musterhaftem Fleiße betrieben. Das Feld wird dort so sorgfältig, als bei uns die Gärten bearbeitet; man sieht kaum eine Handbreit Land, die nicht benutzt wäre, und selbst die Wege sind schmal, damit auch durch sie dem Ertrage des Bodens so wenig als möglich entzogen werden möchte ***). Selbst die Niederungen an der See, die aus angespültem Erdreich entstanden sind, werden sorgfältig bepflanzt, und jede noch so geringe Quelle, die von den benachbarten Anhöhen herunterrieselt, wird zu Wässerung der Pflanzungen benutzt ****). — Auf den felsigten Bergen brechen die Chinesen die Steine aus und machen davon kleine Mauern, ihre Terrassen zu unterstützen. Diese füllen sie mit guter Erde aus und säen Getraide hinein †).

Die Beschreibung des Ackerbaues in China würde

*) Staunton l. c. Th. II. S. 126.

**) Du Halde l. c. Th. VII. S. 32 f.

***) Staunton Th. I. S. 300.

****) Ebendaselbst S. 295.

†) Du Halde l. c. Th. VII. S. 31.

eine eigene Abhandlung erfordern; hier, wo uns der Raum beschränkt ist, müssen wir uns begnügen einige kurze Notizen mitzutheilen, welche die Reisenden über diese wichtige Angelegenheit aufgezeichnet haben.

Staunton *) sah ein Stoppelfeld, wo das Kafferkorn (Holcus sorghum) bereits eingeerndtet war, und das von Neuem bestellt wurde. Man verfuhr dabei, wie die Chinesen bei allen ihren Handarbeiten thun, sehr methodisch, nämlich auf folgende Art: Der Arbeiter geht die Furche entlang und lüftet mit einer Hacke wechselsweise zur Rechten und zur Linken die Stoppeln. Der zweite Arbeiter folgt dem ersten auf dem Fuße nach, hebt die Stoppeln vollends aus, klopft das an den Wurzeln hängende Erdreich los und legt die Stoppeln in Haufen. Der dritte Arbeiter lockert das Erdreich zwischen den Furchen mit einer Hacke auf, da es sich dann mit einem einzigen Büffel umpflügen läßt. Die Stoppelhaufen werden manchmal auf dem Felde verbrannt und die Asche wird dann als Dünger ausgestreuet. — Da alle Felder unabläßig, Jahr aus Jahr ein, bebauet werden: so ist das Erdreich so mürbe, daß es sich mit dem leichtesten Pfluge ackern läßt. Wo vollends der Boden nicht schwer ist, da braucht man weder Ochsen noch Pferde dazu, sondern es spannen sich Männer und Weiber vor den Pflug und ziehen ihn ohne Beschwerde. Er hat keine Pflugschar, sondern ist von der einfachen Gestalt des, in manchen Ländern von Europa üblichen sogenannten Hakens; die Spitze, welche die Stelle der Pflugschars vertritt, ist am hintern Ende ein wenig aufwärts gekrümmt, und diese Krümmung thut mit unserm Streichbrete gleiche Dienste. Manchmal ist diese Spitze von Eisen, oft auch nur

*) Th. III. S. 299.

von hartem sogenannten Eisenholze (von Mimusops elengi?) *)

Das Ackerfeld ist nicht, wie bei uns, in Furchen und Rinnen bestellt, sondern durchaus eben. Unsere Methode mag in sofern ihren Nutzen haben, daß sie, bei überflüssiger Nässe, das Ablaufen des Wassers befördert: wenn man aber behauptet, daß dadurch zugleich Grund und Boden, folglich auch die Erndte vermehrt werde, so ist das ein Irrthum; denn wenn gleich die Furche zwei Seiten hat, so finden doch auf beiden zusammen genommen nicht mehr Pflanzen Raum, als auf der ebenen Grundfläche der Furche stehen könnten, und überdieß schadet die ungleiche Vertheilung der Erde der Saat; besser werden Gras und Korn auf einer gänzlich ebenen, als auf einer mit Furchen durchzogenen Fläche stehen.

Alles Korn wird in China nicht ausgesäet, sondern gesteckt, und dadurch nicht nur an der Erndte gewonnen, sondern auch an Saat erspart. Die Chinesen wissen, daß, wenn man den Saamen im Wurf ausstreuet, nicht nur manches Korn verloren geht, sondern daß auch das Getraide unvermeidlicher Weise an einer Stelle dichter, als an der andern steht, dadurch aber sehr ungleich zuträgt; und da zum Stecken der Saat Weiber und Kinder gebraucht werden können, so findet das Wurfsäen hier nur noch in wenig einzelnen Fällen Statt. Einer der Mathematiker der Englischen Gesandtschaft berechnete, daß von dem Korn, welches in Vergleichung zum Wurfsäen gegen das Stecken durch ganz China jährlich erspart wird, alle Einwohner von Großbritannien das Jahr hindurch würden leben können.

*) Die in Stauntons Reisen mitgetheilte Abbildung des Chinesischen Pflugs gleicht auffallend dem Pfluge der Lettischen Bauern in Curland.

Man scheint es nicht aus der Acht gelassen zu haben, daß auch auf die Richtung etwas ankommt, nach welcher das Korn gesteckt wird. Daher verordnet das Chinesische Gesetz, das bei der jährlichen Feier des Ackerfestes der Kaiser mit dem Gesicht nach Süden zu stehen und so, den Pflug mit der rechten Hand führend, die Furchen ziehen solle *).

Auf die Erhaltung und Einsammlung des Düngers wenden die Chinesen eine große Sorgfalt. Da die Viehzucht bei ihnen nicht stark getrieben wird, so sorgen sie dafür, daß von den Excrementen der Menschen, und selbst der Vögel, so wenig als möglich umkomme. In den Städten und auf den Landstraßen, an den Ufern der Flüsse und der Canäle, kurz überall, wo Gelegenheit dazu vorhanden ist, sieht man eine unzählige Menge abgelebter Männer und Weiber, desgleichen Kinder damit beschäftigt, alle Unreinigkeiten und Abgänge, die zur Düngung dienen können, vermittelst eines Rechens von der Erde aufzunehmen und in einen Korb zu sammeln, den sie vor den Leib gebunden tragen. — Die Chinesen halten (wie die Römer, dem Columella zufolge,) die menschlichen Excremente für die kräftigsten aller Düngerarten. Sie vermischen sie mit einer großen Quantität fetter Lehmerde und machen dann Kuchen daraus, die in der Sonne getrocknet werden. Mit dergleichen Düngkuchen wird ein förmlicher Handel getrieben. Der Landmann wendet sie aber nie in trockener Gestalt an, sondern wirft sie in eine wasserdicht gemachte Grube mit Laub und Wurzeln, mit Uferschlamm, mit allem möglichen Abgang aus der Küche und dem Hauswesen zusammen, und gießt, so viel er habhaft werden kann, Mistjauche, Urin und auch bloßes Wasser hinzu. Ist Alles dieses durch Fäulniß in eine breiartige Masse aufgelöset, so wird der gepflügte und zubereitete Acker damit be-

*) Die herrschenden Winde jedes Ortes müssen hierüber entscheiden und die Furchen so gezogen werden, daß die schädlichen Winde nicht gerade durch die Saat hinwehen können.

sprengt. Damit auch von dem Hauptbefruchtungsmittel nirgends das mindeste verloren gehe: so findet man längs den Landstraßen und Canälen, auf den Höfen und zwischen den Ackerfeldern, überall große irdene Gefäße bis an den Rand in die Erde gegraben, in welche der Arbeiter und der Vorübergehende sich ihrer Nothdurft entledigen. Alle diese einzelnen Gefäße werden von Zeit zu Zeit in größere gemauerte Behälter ausgeleert, die zu diesem Behuf in der Nachbarschaft der Landstraßen, besonders unweit der Dörfer angelegt sind, und um die Verdünstung zu verhüten, wird schichtweise Stroh darauf gestreuet. Der Hauptbestandtheil dieser Masse steht, als Dünger betrachtet, in solchem Werthe, daß man, wegen ihres persönlichen Beitrages zu demselben, auch die abgelebtesten Leute in einer Familie nicht umsonst zu füttern glaubt.

Indeß kann auch bei der größten Sparsamkeit und Industrie, doch nicht so viel Dünger zusammen gebracht werden, daß alles urbare Land damit zu bestellen wäre, und deshalb wird er vornämlich nur beim Anbaue der Küchengewächse, bei der Blumencultur und bei der Obstzucht angewendet. Bei den Kornfeldern, die wenig gedüngt werden, suchen sich die Chinesen durch Vermischung der Erdarten zu helfen. Wo der Boden allzu fest ist, da bringen sie Sand hin, und Lehm wo er allzu locker befunden wird; wenn dadurch zur Fruchtbarkeit der Grund gelegt ist, so befördern sie solche vollends durch eine wohleingerichtete unablässige Wässerung. Doch benutzen sie den Dünger in so fern zum Besten des Korns, daß sie jede Saat in Mistjauche einweichen, bis sie anfängt zu keimen. Der Chinesische Bauer behauptet, daß hiervon die Saat schneller und kräftiger wachse, und daß die jungen Pflanzen von Ungeziefer frei bleiben *).

Die Kunst, das Land zu wässern, macht von der Acker-

*) Staunton Th. III. S. 392 f.

wirthschaft der Chinesen einen Hauptbestandtheil aus. Man bedient sich hierzu entweder sinnreich erfundener Schöpfräder, oder die Bewässerung wird auch durch Menschen auf eine einfache aber mühsame Art bewirkt. Wo das Feld mit dem Ufer des Flusses ziemlich von gleicher Höhe ist, da schöpfen zwei Männer aus dem Flusse mit einem wasserdicht geflochtenen, flachen Korbe, der an Stricken hängt, und werfen oder schleudern, vermittelst einer schnellenden Bewegung, das Wasser in ein höher gelegenes Bassin, von welchem es dann, durch kleine Gräben, die nach Willkür gestauet werden können, auf die benachbarten Felder geleitet wird. Zu eben diesem Zweck bedient man sich auch des Ziehbrunnens, der mit dem in mehrern Europäischen Ländern üblichen, von ganz gleicher Einrichtung ist, und bloß einen wasserdicht geflochtenen Korb statt des Eimers hat. Nächst dieser einfachen Methode kennen und gebrauchen die Chinesen auch die sogenannte Kettenpumpe. Die Einrichtung derselben weicht von der unsrigen vornämlich darin ab, daß die Kammern nicht rund, sondern viereckig sind. Ein ausgehöhlter Holzstamm, der vermittelst einer hölzernen Scheidewand, seiner ganzen Länge nach in zwei gleiche, senkrecht über einander liegende Rinnen getheilt ist, macht die Röhre der Pumpe aus. Vor der obern sowohl, als vor der untern Mündung dieser Röhre befindet sich ein kleines Rad. Ueber diese beiden Räder weg, und längs der ganzen Röhre läuft eine Kette, die von Distanz zu Distanz durch kleine viereckige Bretchen durchgeht, welche mit dem innern Raume der Röhre von ganz gleicher Größe sind, und folglich genau an die Seitenwände derselben anschließen; diese Bretchen heißen die Heber. Soll nun die Pumpe arbeiten, und zwar soll sie viel Wasser liefern, so daß mehrere Arbeiter dazu nöthig sind, so steckt man durch das obere Rad eine ziemlich lange Achse oder einen Wellbaum, der mit Tritten, die in Gestalt eines T daraus

hervorragen, versehen ist. Dieser Wellbaum läuft an jedem Ende in einen ausgehöhlten Kloß; von diesen beiden Klößen geht eine Stütze in die Höhe, an welche ungefähr vierthalb Fuß hoch über dem Wellbaum und in gleicher Richtung mit demselben, eine Stange befestiget ist. An diese Stange halten sich die Arbeiter mit den Händen, während sie den Wellbaum treten und dadurch das Rad in Schwung bringen. Indem nun das Rad die Kette in Bewegung setzt, wirken die daran befestigten Bretchen oder Heber, wie eine Reihe auf einander folgender Ventile, und stoßen in die Röhre oder Rinne, worin sie laufen, ohne Unterlaß eine Säule Wasser vor sich her in die Höhe. Diese Art, die Kettenpumpe in Bewegung zu setzen, wird vornämlich bei größeren Unternehmungen angewendet, z. B. zu Austrocknung niedriger, morastiger Gegenden, oder um aus einem niedrigeren Teiche den Wasserstand eines höher gelegenen zu vermehren und dergleichen. Wird weniger Kraft erfordert, so läßt man die Arbeit durch einen einzigen Büffel verrichten, der zu dem Ende ein großes horizontales Kammrad herumtreiben muß, durch dessen Zähne die Rolle oder das Rad, über welches die Kette mit den Hebern läuft, in Bewegung gesetzt wird. Eine dritte, noch kleinere Gattung wird, vermittelst einer an der Achse des Heberades angebrachten Kurbel, mit der Hand gedrehet. Eine solche kleine Handpumpe hält sich jeder Bauer, sie ist ihm so nöthig als unseren Bauern der Spaten; deßhalb nährt sich auch in China eine große Menge Menschen bloß vom Pumpenmachen.

Noch erwähnt Staunton *) eines Schöpfrades, das bei der Bewässerung treffliche Dienste leisten muß. Die Achse dieses Rades, ungefähr zehn Fuß lang, ruht auf zwei Pfählen von hartem Holze, die in den Fluß in senkrechter Richtung gegen das Ufer eingeschlagen werden. Der

*) Th. III. S. 412 f.

äußere Umfang des Rades besteht aus einem doppelten Kreise von Felgen (oder Kränzen), von denen der innere, nach dem Ufer zugekehrte, ungefähr 15 Zoll weniger im Durchmesser hält, als der äußere; die aber beim Umschwunge des Rades beide ins Wasser tauchen. An jedes Ende der Achse ist eine Reihe von 16 bis 18 Speichen eingesetzt, die schräg nach den beiden Felgenkreisen hinaufgehen und sich, ungefähr auf zwei Drittel des Wegs dahin, durchkreuzen, indem der eine Strahl der Speiche, die ans Uferende der Achse befestiget ist, nach dem äußeren, der andere Strahl hingegen, der am Stromende der Achse eingelassen ist, nach dem inneren Felgenkreise hingeht. Vermittelst dieser Durchkreuzung bildet jede Doppelspeiche zwei, mit der Spitze einander zugekehrte Dreiecke, von denen das unterste, bei weitem größte, die Achse zur Basis hat. An das obere Ende der Speiche ist ein Schuß oder Gelenk von ausgehöhltem Bambusrohr befestigt, welches, unter einem Winkel von 25 Grad geneigt, von dem äußeren nach dem inneren Felgenkreise hinüberreicht. Von diesem ausgehöhlten Bambusrohre bis zu dem Punkte, wo die Speichen sich kreuzen, ist der Zwischenraum, (der ein umgekehrtes Dreieck vorstellt,) wie ein Windmühlenflügel mit einem Flechtwerk von Bambusrohr ausgefüllt. Dieses Flechtwerk macht nun die Schaufel oder das Streichbret aus, gegen welches die Strömung des Flusses drückt und dadurch das Rad in Umschwung bringt. Indem dieß geschieht, füllen sich die ausgehöhlten Bambusröhre, als so viel Schöpfbutten, mit Wasser an und behalten es, ihrer Stellung nach, in sich, bis sie, dem Schöpfungspunkte gegenüber, oben in die Höhe gelangen. Hier gießen sie es in eine Rinne aus, vermittelst welcher es, zu jedem beliebigen Gebrauche, weiter geleitet wird. — Noch ist ein innerer Kreis oder Ring von Bambusrohr angebracht, der den Speichen, da, wo sie einander durchkreuzen, zum Befestigungspunkt dient. — Ein nicht gemeines Verdienst an dieser Maschine

ist dieses, daß sie, die Pfosten und die Achse abgerechnet, durchaus nur aus Bambusrohr besteht, und daß weder ein Nagel noch eine Schraube, noch ein Band, mit Einem Worte, nicht das mindeste Eisenwerk dazu erfordert wird. Felgen, Speichen, der innere Ring, die Schöpfbutten, die Schaufeln, Alles ist mit längeren oder kürzeren Enden von Bambusrohr, wie mit Bast zusammen gebunden. Hier sind also die äußerste Wohlfeilheit und Leichtigkeit mit großer Festigkeit und Dauer gepaart.

Dergleichen Schöpfräder sind, je nachdem das Wasser mehr oder minder hoch gehoben werden soll, von 20 bis 40 Fuß im Durchmesser. Es kann bei 30 Fuß wohl zwanzig Schöpfbutten tragen, jede vier Fuß lang und, im Lichten, zwei Zoll weit. Eine solche Butte hält 138, zwanzig Butten also 2760 Quadrat-Zoll Wasser. Nun würde ein Fluß von mittelmäßig schneller Strömung ein solches Schöpfrad in einer Minute viermal herumtreiben, folglich 11,072 Quadratzoll Wasser liefern, das betrüge also jede Stunde 664,320 Quadratzoll, mithin in 24 Stunden über 300 Tonnen, welches mehr ist, als irgend eine der jetzt bekannten ähnlichen Maschinen giebt. Das sogenannte Persianische Wasserrad, wo die Schöpfbutten frei an den Felgen hängen und das im südlichen Frankreich, desgleichen im Tyrol allgemein üblich ist, kommt dem Chinesischen am nächsten, ist aber weder so einfach und so sinnreich, noch auch bei weitem so wohlfeil. In Tyrol giebt es zwar ein Wasserrad, welches an der ganzen Peripherie hohle Schaufeln hat, es kommt aber an Wirkung nicht einmal dem Persianischen, geschweige denn diesem Chinesischen Schöpfrade gleich.

Auch diese wenigen, abgerissenen Nachrichten von der Cultur des Bodens, mit welcher die Chinesen die Cultur des Wassers, möchte man sagen, verbinden, werden hinreichen, bei unsern Lesern Aufmerksamkeit auf den Chi-

nesischen Ackerbau zu erwecken. Wir könnten noch mehrere Beweise von der Sorgfalt und dem Fleiße der Chinesen in diesem Fache der Industrie aus Staunton's Reisen anführen, der hierüber sehr interessante Bemerkungen mittheilt, wenn es uns nicht an Raum gebrächte.

Wir wollen nur noch das Urtheil Barrow's anführen, das er über die Chinesische Agricultur fällt. „Im Ganzen genommen, sagt er *), wenn ich meine Meinung darüber sagen soll, was die Chinesen als Landwirthe für Verdienste besitzen, so würde ich nicht anstehen zu behaupten, daß, wenn man einem ihrer Bauern so viel Land gäbe, als er und seine Familie mit dem Spaten umgraben können, er das Land mehr nutzen und darauf mehr zum Unterhalt des Menschen hervorbringen würde, als irgend ein Europäer im Stande ist; aber wenn man einem Pachter funfzig oder hundert Morgen des besten Landes in China um mäßige Zinsen gäbe, so behaupte ich, daß er so wenig vermögend seyn würde, den Betrag dieser Zinsen dreimal daraus zu gewinnen, worauf Brittische Pächter gewöhnlich ihre Rechnung machen, daß er kaum im Stande wäre, seine Familie zu erhalten, wenn er das nöthige Arbeitslohn für den Anbau des Gutes bezahlt hätte. — Es giebt keine großen Pachtgüter in China. Die Einwohner genießen jeden Vortheil, der damit verbunden seyn kann, daß die Ländereien ziemlich gleichförmig vertheilt sind, u. s. w."

Der Gartenbau der Chinesen ist, in Rücksicht auf Erzeugung der verschiedenen Gemüsegattungen, musterhaft zu nennen; bei jedem Bauerngehöfte ist ein Stück Land mit Küchengewächsen bepflanzt, die mit der größten Sorgfalt gepflegt werden. In der Baumzucht sollen die Chinesen aber noch ziemlich unerfahren seyn.

*) Th. II. S. 255.

Wichtige Zweige der Agricultur sind noch: der Tabaksbau, die Zucker-, Indigo- und Maulbeerplantagen, die Baumwollenzucht und der Theebau. Von dem letzten wollen wir, unserm Versprechen gemäß *) hier das Wichtigste anführen.

Man findet den Thee nicht leicht in den Ebenen und Niederungen, weil diese größten Theils zum Reißbau gebraucht werden, sondern nur in Berggegenden förmlich angepflanzt. Dort wird der Saame, in geradliniger Richtung, vier Fuß weit aus einander gesteckt und das Land ganz rein gehalten; der Strauch macht keinen eigentlichen Stamm, sondern sproßt vielzweigig aus der Erde hervor, wie bei uns der Rosenstrauch. Man läßt ihn nicht hoch wachsen, um die Blätter desto bequemer abpflücken zu können; welches zuerst im Frühjahre und dann im Sommer noch zweimal geschieht. Der mehrere oder mindere Wohlgeschmack des Thee's hängt theils vom Erdreich, theils vom Alter und von der Zubereitung der Blätter ab. Zu der geringsten Sorte, die der gemeine Mann trinkt, nimmt man die größten und ältesten Blätter ohne weitere Zubereitung, als daß man sie welk werden läßt; weßhalb auch der Aufguß davon mehr einen grasartigen, als den eigenthümlichen gewürzhaften Geschmack der feineren Sorten hat. Bei diesen letzteren hingegen verfährt man mit desto größerer Sorgfalt. Jedes einzelne Blatt wird nämlich von den Weibern, welche diese Arbeit verrichten, zwischen den Fingern zusammengerollt, da es dann ungefähr die Gestalt bekommt, die es vor seiner Entfaltung auf dem Stamme hatte, dann wird es über einem gelinden Kohlfeuer gedörrt, bis alle Feuchtigkeit verdünstet und das Blatt ganz kraus ist. Das Trocknen geschieht auf irdenen oder eisernen (nie auf kupfernen), Platten, die zu diesem Ge-

*) S. oben Seite 163.

brauche hier zu Lande ungleich dünner gemacht werden, als man sie in Europa zu machen versteht. Die Farbe und der zusammenziehende Geschmack des sogenannten grünen Thee's, die man irrig dem Kupfer hat beimessen wollen, sollen bloß davon herrühren, daß die Blätter ganz jung gepflückt werden, und alsdann, gleich einer unreifen Frucht grün und herbe sind. Nach dem Trocknen wird der Thee in große, mit dünnen Bleiplatten, deßgleichen mit einem großblättrigen, getrocknetem Kraute ausgelegte Kisten gepackt, oder vielmehr von den Arbeitern mit nackten Füßen eingetreten *).

Der Thee wird in China selten weiter nach Norden, als bis zu 30 Grad N. Br. gefunden.

So große Sorgfalt die Chinesen auf die Cultur des Bodens und Benutzung der Pflanzen verwenden, so sehr ist im Ganzen die Viehzucht vernachlässiget. Das Schwein ist das Lieblings Hausthier der Chinesen, weil es wenig Pflege erfordert und ein Fleisch giebt, das ihnen am wohlschmeckendsten zu seyn scheint. Die Chinesen verstehen es zu salzen und zu räuchern und die Schinken sind von vorzüglicher Güte.

Die größte Sorgfalt verwenden sie auf die Entenzucht, von der sich eine Menge Menschen ernähren, so zwar, daß Einige bloß mit den Eiern, Andere mit jungen, Andere mit ältern Enten handeln. Die Enten werden hier bekanntlich auf Oefen, in eigends dazu eingerichteten Kasten ausgebrütet. Die Kasten sind mit Sand gefüllt, und darein werden die Eier nach der Ordnung gelegt. Bei dem Einheizen des Ofens wird eine große Genauigkeit und eine wahrhaft Chinesische Geduld erfordert, um den gleichen Grad der Wärme ununterbrochen zu erhalten. Die also ausgebrüteten jungen Enten werden mit vieler Vorsicht auf-

*) Staunton Th. III. S. 384. f.

gezogen, und ihre Nahrung nach dem verschiedenen Alter ausgewählt. Diese gute Erziehung soll den Enten, die bei uns ziemlich dumm sind, in China mehr Gelehrigkeit geben, so daß sie dort sowohl auf den Pfiff der Wärter, als auch auf die Leitung der alten Enten sehr aufmerksam sind, und ihre Sampane, oder Flöße von Bambusrohr, von allen andern zu unterscheiden wissen *).

Die Wasservögel sind den Chinesen überhaupt von vielfältigem Nutzen; sie fangen sie, indem sie bis an den Hals ins Wasser gehen, und den Kopf in einem ausgehöhlten Kürbiß verbergen. So nähern sie sich langsam den Vögeln, und ziehen sie bei den Füßen ins Wasser hinab; eine Methode, die auch bei den Insulanern der Indischen Gewässer bekannt ist. Unter den Wasservögeln bringt den Chinesen vorzüglichen Nutzen der sogenannte Chinesische Fischervogel, eine Art Kropfgans, in China Leut-sa genannt. Der Doctor Shaw hat diesen Vogel, nach einem Exemplar, welches die Gesandtschaft mit nach Europa brachte, folgender Maßen charakterisirt: Der braune Pelican (oder Kropfgans) mit weißer Gurgel, weiß und braun geflecktem Bauchgefieder, rundem Schwanze, blauem Augenstern und gelbem Schnabel. — Mit dieser Kropfgans wird auf einem See, neben dem großen Canal, auf Tausenden von Booten und von Holzflößen, Fischerei getrieben. Jedes dieser Boote und Flöße führt zehn bis zwölf solcher Vögel, die auf ein Zeichen des Eigenthümers untertauchen und, mit einer Last von Fischen beladen, über die man erstaunen muß, wieder aus der Tiefe herauskommen. Bekanntermaßen haben sie unter dem Schnabel eine Haut, die sich in Form eines Beutels ausdehnen läßt, und diese ist der Behälter, in welchen sie Alles,

*) Zimmermann's Taschenbuch der Reisen, IX. Jahrgang I. Abth. S. 193.

was sie fangen, hineinfallen lassen, ohne sich das mindeste davon zuzueignen. Sie werden dazu ordentlich, wie bei uns die Jagdhunde, dressirt. — Die Boote, mit welchen diese Art von Fischerei getrieben wird, sind von so leichtem Holze gebaut, daß zwei Männer den Kahn bequem nach dem Ort des Fanges hintragen können. Die Vögel sitzen dabei oben darauf *).

Wir müssen bei dieser Gelegenheit noch eine andere seltsame Art von Fischerei erwähnen, welche die Industrie der Chinesen erfunden hat. An eine Seite des Fischerkahns wird ein weiß angestrichenes Bret, das sich auf und nieder bewegen läßt, mit der äußeren Ecke nach dem Wasser hinabgeneigt, unter einem Winkel von 45 Grad befestiget. In einer mondhellen Nacht legt nun der Fischer seinen Kahn mit der Seite, an welcher das Bret befestiget ist, nach dem Monde hin, so daß dieser gerade auf das Bret scheine; durch den ausnehmenden Glanz des Bretes gelockt, springt der Fisch, der es für eine helle Stelle im Wasser ansieht, auf das Bret, da denn der achtgebende Fischer, so wie auf dem Vogelheerde der Vogelsteller, nur an der Schnur des Bretes ziehen darf, um, vermittelst einer schnellenden Bewegung desselben, den Fisch ins Boot zu schleudern **).

Zu demjenigen Theil der Industrie, der sich auf die Gewinnung der Naturproducte beziebt, gehört auch der Bergbau. Von der Art, wie er in China betrieben wird, wissen aber die Reisenden wenig zu sagen. Er muß jedoch nicht unbeträchtlich seyn, da hier, Platina ausgenommen, alle Metalle gefunden werden. — Den Schmelzungs- und Scheidungsprozeß mögen sie bei weitem nicht so gut verstehen, als wir, aber wie sie es auch anfangen, so wissen

*) Staunton Th. III. S. 322 f.

**) Staunton l. c. S. 330.

sie doch jedes Metall eben so gut zu läutern, als, nach Maßgabe dessen, was sie daraus machen wollen, es zu versetzen und zu mischen. Gold wird mehr seiner Seltenheit wegen geschätzt, als wirklich gebraucht, und deshalb werden auch goldhaltige Bergwerke nicht leicht gebauet. Man begnügt sich mit Waschgold, welches namentlich in den Provinzen Yun-nan und Se-tschuen die Flüsse liefern. Es ist von blaßgelber Farbe, milde und dehnbar. Ein großer Theil wird zu Blattgold geschlagen und theils zur Vergoldung der Götzenbilder angewendet, theils auf Papier geklebt und dieses in den Tempeln oder bei Leichenbegängnissen als Opfer verbrannt. Die goldenen Armbänder, die man hier und da sieht, werden mehr der Gesundheit wegen, als zum Staate getragen, weil man das Gold als ein Präservativ gegen mancherlei Krankheiten ansieht. — Silber kommt an Zahlungsstatt in Barren vor, wird aber auch in Seiden- und Baumwollen-Manufacturen gebraucht. Die Galanteriewaaren aus Silberfiligran sind ungemein schön. — Ihr Glockengut enthält zu dem Kupfer einen weit größeren Zusatz von Zinn, als anderwärts, daher ihre Glocken heller als die unsrigen klingen, aber auch spröder sind. Von ihrem weißen Kupfer haben wir bereits oben gesprochen. Mit dem Eisenschmelzen wissen die Chinesen nicht zum besten Bescheid, daher ihr Eisen weder so milde, noch so gut zu schmieden, noch so zähe ist, als das unsrige. Was ihre Schmiede machen, ist plump gearbeitet, hat nicht die mindeste Politur und ist spröde. Dagegen verstehen sie sich auf Verfertigung des Gußeisens besser, und können namentlich Platten ungleich dünner gießen als wir. — Glas wissen sie nicht zu verfertigen, daher die Glaswaaren aus Europa eingeführt werden. Die Brillen, die in China sehr in Gebrauch sind, werden aus Krystall verfertiget. Man schneidet den Bergkrystall vermittelst eines Fadens in

dünne Blättchen. An ein optisches Verfahren ist dabei nicht zu denken.

In der veredelnden Industrie oder in Verarbeitung der Naturprodukte haben die Chinesen die neueren Europäer nicht erreicht; aber alle ihre nützlichen Künste sind bei weitem älter als bei uns. So kannten sie schon seit Jahrtausenden den Kompaß und das Schießpulver; gleichwohl haben sie jenem nicht die Entdeckung ferner Welttheile zu verdanken, so wie sie dieses noch jetzt weniger als wir im Kriege anwenden. Sie haben Kanonen und Luntenflinten, aber ihre vorzüglichen Waffen sind Bogen und Pfeile.

Die Verfertigung irdener Gefäße, in sofern sie auf Zubereitung der Materialien ankommt, ist von ihnen bis zur Vollkommenheit gebracht worden; doch sind ihre Formen geschmacklos. Gleich gut verstehen sich die Chinesen auf die Färberei und Fabrication von Lack. Das Weben seidener Zeuge verliert sich in China so tief ins Alterthum, daß die Geschichte den Ursprung dieser Kunst nicht kennt, wohl aber findet man in den Chinesischen Jahrbüchern die Periode angezeigt, wenn die Baumwollenstaude zuerst aus den nördlichen Gegenden Indiens in die südlichen Provinzen von China gebracht wurde.

Unter allen mechanischen Künsten scheinen sie die größte Vollkommenheit in der Bearbeitung des Elfenbeins erreicht zu haben. Nichts kann schöner seyn, als das offene Schnitzwerk an einem Chinesischen Fächer, deren Stäbe einzeln mit der Hand geschnitten zu seyn scheinen; denn man mag ein Muster verlangen, wie man es will, ein Wappenschild, oder einen verzogenen Namen, so wird der Artikel in sehr kurzer Zeit nach der vorgelegten Zeichnung verfertiget. Die beiden äußeren Stäbe sind voll kühner scharfer Arbeit, wo das Messer dergestalt unter der Oberfläche geschnitten haben muß, daß es nur von einer Meister Hand geführt werden konnte. Dennoch kann man die vollendetsten und schönsten

dieser Fächer in Canton für 5 bis 6 harte Thaler kaufen. In eine gediegene Elfenbeinkugel, die ein Loch hat, das nicht größer als einen halben Zoll im Durchmesser ist, schneiden sie zehn bis funfzehn unterschiedene hohle Kugeln, eine in der anderen, die alle lose sind und sich herumdrehen lassen, wie man will; und jede derselben ist eben so von allen Seiten durchbrochen, wie die Fächerstäbe. — Modelle von Tempeln, Pagoden und andern Gebäuden, werden schön in Elfenbein gearbeitet; und aus den Spänen, welche sie mit Stücken von Federspulen durchflechten, machen sie niedliche Körbe und Hüte, die so leicht und biegsam sind, als wären sie von Stroh *).

Wir haben oben unter den Pflanzen China's das Bambusrohr nicht angeführt, indem diese Holzart in ganz Süd- und Ost-Asien so gemein ist, als bei uns die Fichte. Hier, im Kapitel von der Industrie müssen wir desselben erwähnen, weil es ein so überaus nutzbares Gewächs ist, und zu tausend Dingen gebraucht wird, daß man beinahe sagen könnte: die Chinesen wissen aus Bambusrohr Alles zu machen. Sie brauchen es bei ihren Häusern und zum Hausgeräthe, indem die Wände, das Dach ꝛc., so wie Stühle, Tische, Schirme, Bettgestelle, Betten ꝛc. davon gemacht werden. Auf den Schiffen braucht man es zu Stangen, Segeln, Kabeltauen, Takelage und zum Kalfatern. Beim Ackerbaue zu Karren, Schubkarren, zu Wasser- und Schöpfrädern, zu Zäunen, zu Getraidesäcken und zu allerlei andern Erfordernissen. Die jungen Sprossen sind eine Speise, und die Lichtdochte werden aus dessen Fibern gemacht. Es schmückt den Garten des Fürsten, und deckt die Hütte des Bauern; — und in der Hand der Macht ist es das Werkzeug, welches das ganze Reich in Furcht setzt; denn dieses Volk von Philosophen wird durch die Bastonnade in Ordnung erhalten.

*) Barrow l. c. Th. I. S. 371.

Auch Papier weiß der Chinese aus Bambusrohr zu bereiten; doch braucht man in den Papiermanufacturen auch das Stroh von Reiß und andern Getraidkarten, die Rinde des Maulbeerbaumes, die Baumwollenstaude, den Hanf, die Nesseln und andere Pflanzen und Stoffe, woraus man zum Theil Papierbogen von solcher Größe macht, daß ein einziger die ganze Seite eines Zimmers von mittlerer Größe bedeckt. Das Chinesische Papier und die Chinesische Tusche sind in Europa allgemein bekannt.

Die Buchdruckerei ist in China sehr alt, besteht aber nur in der Fertigkeit, die Charaktere auf eine hölzerne Tafel zu schneiden. Bewegliche Typen haben sie nicht.

Endlich müssen wir noch den Zustand derjenigen Künste bemerken, welche den Verkehr der verschiedenen Bewohner dieses ungeheuern Reichs befördern. Der große Wasserreichthum scheint hier die ganze Aufmerksamkeit auf Wasserstraßen und Wasserfahrzeuge geleitet zu haben, denn so trefflich und groß ihre Canäle, so schön ihre Brücken, so zweckmäßig ihre Junken, Kähne rc. sind, so sehr sind die Landstraßen vernachlässiget und so roh und unbehülflich ihre Wagen. Zwar verstehen sie sich auf den Chausseebau; aber Kunststraßen werden nur für den Kaiser gebaut, und andere Leute dürfen dieselben durchaus nicht befahren. Ihre Wägen sind zweirädrige Karren, aber die Chinesen ziehen diese den schönsten Europäischen Kutschen vor. Lord Macartney hatte einen prächtigen Staatswagen zum Geschenk an den Kaiser mitgebracht; dieser wurde neben einen gewöhnlichen Karren gestellt, um die Nützlichkeit desselben gegen die eitle Pracht, in Contrast zu zeigen. Die Chinesen hatten vorher nie eine solche Kutsche gesehen, und waren fest überzeugt, daß der Sitz des Kaisers auf dem Bocke seyn müsse, weil es respectwidrig wäre, wenn der Kutscher höher sitzen wollte. — Die große Leichtigkeit überall zu Wasser reisen zu können, macht ihnen wahrscheinlich das Landfuhr-

werk entbehrlich. Sie haben vielleicht eben deswegen keine Posten. Nur die kaiserlichen Depeschen werden durch reitende Couriere befördert.

Wir müssen uns mit dieser aphoristischen Beschreibung der Chinesischen Industrie begnügen, da für die wenigen Bogen, die uns noch übrig sind, andere ebenfalls wichtige Gegenstände unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Die Leser, welche sich genauer über den Gewerbfleiß der Chinesen unterrichten wollen, müssen wir auf die oben angeführten Hauptschriften verweisen. Sie werden übrigens wahrgenommen haben, daß die nützlichen Künste in China nicht wohl einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht haben können, da hier Alles nur dem Fleiß des Einzelnen überlassen ist. Was dieser zu leisten im Stande ist, das hat er in China oft zum Verwundern geleistet; aber von industriösen Anstalten im Großen, von organisirten Fabriken, Theilung der Arbeit und dergleichen findet man wenig oder nichts, und daran scheint das isolirte Leben großen Theils Schuld zu seyn. Ein Verein von vielen Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zweck, ist dort nicht leicht möglich, und doch kann nur dadurch die Industrie in Flor kommen.

8.

Handel. Münzen. Maaße. Gewichte.

Der Kaufmannstand ist in China verachtet; es sey, daß seine Mitglieder des allgemeinen Wuchers und der Betrügereien wegen, welche auch die Europäer zur Gnüge an ihnen kennen gelernt haben, in üblen Ruf gekommen sind, welches aber kaum zu glauben ist, da die an-

dern Stände sich eben so gut aufs Betrügen verstehen *); oder es sey daß irgend ein Vorurtheil, in dem Charakter und der Verfassung des Volkes gegründet, an dieser Verachtung Schuld ist, so ist die Sache nicht schwer zu erklären. Unter einer ackerbauenden Nation herrschen überall mancherlei Abneigungen gegen den Kaufmann. Die mühsame Bearbeitung des Bodens kann nie so reichen Gewinn abwerfen, als glückliche Speculationen, welche die Bedürfnisse der verschiedensten Menschen und Länder berechnen und davon Vortheil ziehen, — und daraus entsteht der gehässige Neid. Des Kaufmanns Gesichtskreis ist überdieß weiter, sein Geschäft weniger sclavisch; daher der eingeschränkte, überall gebundene Landmann mit ihm nicht in den Gesinnungen übereinstimmt, und, wie jeder ächte Sclave, die freiere Denkungsart haßt und verachtet. Hierzu kommt, daß der Kaufmann, dessen Witz sich unter Menschen aller Art übt, leicht veranlaßt wird, den Blödsinn des Landmanns, den dieser selbst für Ehrlichkeit hält, zu überlisten, und daher der Unredlichkeit beschuldiget wird.

Worin aber auch der Grund der geringen Achtung des Kaufmannes in China liegen mag: so ist die Folge davon schwerlich gleichgültig für die Ausbildung der Nation gewesen. Dürfte man von dem Gange der Europäischen Cultur auf die Chinesische schließen, so könnte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß der Stillstand der letzteren dieser Verachtung des Handels zuzuschreiben sey. Haben auch einzelne Kaufleute sich darüber hinausgesetzt: so that doch die Regierung nichts zum Besten des auswärti-

*) „Ein Chinesischer Bauer stiehlt, sobald er es nur ohne Gefahr der Entdeckung thun kann, weil die Strafe bloß der Bambus ist, der ihm täglich bevorsteht; und ein Chinesischer Fürst, oder erster Minister, erpreßt das Vermögen der Unterthanen und wendet es zu seinem eigenen Gebrauche an, so oft er glaubt es ungestraft thun zu können." Barrow l. c. Th. I. S. 219.

gen Handels, und alle Bemühungen einzelner aufgeklärter Privatleute, können die Unwissenheit und den darauf gegründeten Stolz der Regierung nicht aufwiegen, wenn diese ihr Interesse verkennt und den Kaufmann allenfalls nur als ein nothwendiges Uebel duldet. In Europa haben alle Staaten sich durch den Handel gebildet, und diejenigen, die seine Wichtigkeit verkannten, sind, so viel das mitten in einem aufgeklärten Welttheil möglich war, Barbaren geblieben. Alle Talente erwachen und gedeihen, wo der Handel lebhaft ist, während umgekehrt der Druck, den er leidet, auch auf den Geist wirkt. Durch Kaufleute ward in Italien zuerst die Liebe zu Künsten und Wissenschaften geweckt, (die Medizis waren Kaufleute) durch den Venetianischen Handel wurde zuerst die Fackel angezündet, welche das dunkle Gewebe des Papismus beleuchtete, durch den Handel wurden Spanien, Portugal, Frankreich, Holland, England und Rußland mächtig und cultivirt, indem sie aus dem isolirten Zustand in Verbindung mit andern Ländern kamen und dadurch neue Ansichten und neue Künste erhielten. So sicher ist es, daß wir Alles dem Handel verdanken, daß wir befürchten müßten, wieder in die alte Barbarei und den Geistesdespotismus zurück zu sinken, wenn es England gelingen sollte, das feste Land von Europa von dem Welthandel auszuschließen. Und so ist der Krieg gegen diese Monopolisten ein Krieg um die Erhaltung unsers theuersten Eigenthums.

China spricht, als ein großes lebendiges Beispiel, was die Cultur ohne Handel ist. Verstockt in Vorurtheile, zu deren Erhaltung die ganze Staatsgewalt und alle Politik angewendet wird, haben die Chinesen dem edelsten Vorrecht der Menschheit, in der Vervollkommnung fortzuschreiten, entsagt und sind ewig Kinder geblieben.

Der Handel in China hat etwas Räthselhaftes.

Wenn wir bedenken, welche große Summen von Europa jährlich dorthin geführt werden, für Thee, Rhabarber, Porzellan, Seide, seidene Stoffe und gefirniste Waaren: so sollte man glauben, daß die Chinesen sich von den Vortheilen des auswärtigen Handels hätten überzeugen müssen, und daß sie daher ihn begünstigen müßten, indem die Unterbrechung desselben ihnen wesentliche Verluste zuziehen würde. „Aber das kümmert, wie Staunton bemerkt *), die Chinesische Regierung wenig; denn da das Land Alles, was zu den Bedürfnissen und selbst zum Luxus gehört, hervorbringt, so ist es bei ihnen als eine Staatsmaxime angenommen, daß sie allen fremden Handel entbehren können. Zwar gewinnen diejenigen Chinesischen Kaufleute, die mit den Europäern Verkehr treiben, dabei sehr ansehnlich; aber das Volk im Ganzen wird doch bei dem Glauben erhalten, daß andere Nationen ohne die Producte von China nicht bestehen können und daß man ihnen also, bloß aus Menschenliebe, (die Confucius zu einer unerläßlichen Pflicht macht,) keinesweges aber zeitlichen Gewinns wegen, Zutritt und Handel gestattet. In der That war auch lange Zeit hindurch so wenig Nachfrage nach Europäischen Waaren in China, daß die ihrigen größten Theils mit baarem Gelde bezahlt werden mußten. Nun wird zwar der Exportationshandel, durch den baar Geld ins Land kommt, in der ganzen übrigen Welt begünstiget, weil man mehr oder minder überall baar Geld braucht, um wieder auswärtige Producte anzuschaffen, in China aber, wo man diese nicht bedarf oder nicht mag, schränkt sich der ganze Vortheil des Activhandels darauf ein, daß durch das dafür eingehende Geld (vornämlich Silber) die Masse der edlen Metalle im Lande vermehrt wird. Dieß aber hält man in China eher für ein Uebel, als für etwas Wünschenswerthes, mithin fällt einer der wichtigsten Beweggründe zu Begünstigung des Handels weg."

*) Th. I. S. 14.

Es ist wohl gewiß, daß das große Reich auch ohne auswärtigen Handel bestehen kann; aber dieser geschlossene Handelsstaat kann nur für Menschen ein angenehmer Wohnort seyn, deren Geist von jeher sich, wie gewisse Thiere in den Mühlen, ewig im Kreise mit verbundenen Augen umher drehen gelernt hat. Die Chinesen zu behüten, daß sie aus diesem Kreise nicht hinaustreten, scheint die Hauptabsicht der Regierung gewesen zu seyn. Die ganze Verfassung des Reichs und die Sitten der Bewohner haben dazu mitgewirkt. Der Asiatische Despotismus, der in dem väterlich regierten China in seiner ganzen Ausdehnung angetroffen wird, hat nur dem Kaiser, und was von ihm ausgeht, Ehre und Ansehen zugestanden. Der Reichthum giebt dort keinen Anspruch auf öffentliche Achtung, und der reichste Kaufmann kann dort, so gut wie der Bettler, von dem Mandarinen durch die Bastonnade gezüchtiget werden, so wie dieser durch den höheren Beamten ebenfalls an die Macht des Bambusrohres erinnert werden kann. Um diese Ordnung zu erhalten, durfte der zur Freiheit geneigte Kaufmann nicht in Ehren gehalten werden. Ueberdieß wird in einem Lande, wo das Ceremoniel so gewaltig herrscht, der Reichthum nur für die niedrigste Geldgier wünschenswerth, und gewährt sonst weder Ehre noch größeren Genuß; denn jeder muß sich auf gleiche Art freuen und betrüben, und gesellige Vergnügungen kennt der Chinese wenig. Auch lernten die Chinesen den auswärtigen, besonders den Europäischen, Handel erst kennen, als Verfassung und Sitten bereits bei ihnen durch lange Gewohnheit sich unveränderlich festgesetzt hatten, und als die Neuerung, die der Handel hätte bewirken können, nicht mehr möglich war.

So wenig aber der auswärtige Handel begünstiget wird, so lebhaft ist der innere zwischen den verschiedenen Provinzen, die man, bei der Ausdehnung des Reichs, als

so viel verschiedene Königreiche ansehen kann. Die volkreichsten Messen in Europa erklärt du Halde für ein schwaches Bild von der unglaublichen Menge Menschen, die man in den meisten Städten von China beschäftiget siehet, Waaren zu kaufen und zu verkaufen. In diesem Gewühl ist der Betrug an der Tagesordnung. Jeder Käufer weiß das, und sucht sich dagegen zu schützen, und jeder Verkäufer preißt auf Kosten der Andern seine Ehrlichkeit. Daher soll man auch oft auf den Kramladen die Worte lesen: „Hier wird nicht betrogen!" Ist der Betrug aber geglückt, so scheut sich der Verkäufer nicht, ihn einzugestehen. Raynal beschreibt dieß ziemlich humoristisch. „Die Betrügerei des Chinesischen Kaufmanns ist anerkannt, sagt er, *) Kommt er zum Europäer, sein Geld zu fordern, und dieser sagt: Chinese, du hast mich betrogen; — so antwortet er: das kann seyn, aber du mußt zahlen! — Der Europäer: Aber du bist ein Gauner, ein Dieb, ein Spitzbube! Der Chinese: das kann seyn, aber du mußt zahlen. Der Europäer zahlt endlich, und der Chinese, der sein Geld ansieht, fragt: „Wozu hat dir dein Zorn geholfen? Was haben deine Beleidigungen dir genutzt? Wäre es nicht klüger gewesen, du hättest sogleich gezahlt und geschwiegen?" — Bei dem allgemeinen bösen Ruf lassen sich die Chinesen bisweilen Zeugnisse ihrer Ehrlichkeit geben. Ein Chinese wies ein solches Attestat dem Herrn le Gentil vor, um sich ihm in Handlungsgeschäften zu empfehlen. Ein Engländer hatte nämlich diesem Ehrenmann eine Schrift gegeben, worin er versicherte, daß er der ärgste Gauner einer mit Räubern bevölkerten Stadt wäre. Die Erfahrung bewies, daß der Engländer ihn richtig beurtheilt hatte; der Chinese wußte dieß aber nicht, da er keine Europäische Schrift lesen konnte **).

*) Histoire philosophique etc. Tome II. p. 306.

**) Voyage de Le Gentil l. c. p. 69.

Von dem allgemeinen Rufe müssen jedoch diejenigen Kaufleute ausgenommen werden, welche unter der unmittelbaren Bestätigung der Regierung stehen, und sich von jeher durch Ehrliebe und Pünktlichkeit im Verkehre mit den nach Canton handelnden Europäern ausgezeichnet haben. Diese Kaufleute, glaubt Barrow *) nicht unbillig mit den ersten Handelshäusern in England vergleichen zu können. Man muß diese Kaufleute, die sich mit Speculationen im Großen befassen, aber auch nur in den Seestädten aufsuchen. Im Innern beschränkt sich Alles auf Krämerei oder den Verkauf im Kleinen. Wucher wird selbst in den Dörfern getrieben, denn auch auf dem armseligsten Dorfe findet man Leute, die auf Pfänder Geld ausleihen, und zwar, mit Bewilligung der Landesgesetze, zu sehr hohen Zinsen **).

Der innere Handel wird durch die vielen Flüsse und Canäle außerordentlich befördert. Jede Provinz kann auf eine leichte Weise ihre Producte gegen die der entferntesten umtauschen, und von dem äußersten Ende des Reichs kann ein Kaufmann nach Peking kommen, ohne daß er einmal nur sein Fahrzeug zu verlassen braucht, welches er zuerst bestiegen hatte. Wir wollen hier eine kurze Uebersicht des innern Handels anführen, wie sie der jüngere de Guignes in seiner Reise ***) mitgetheilt hat.

Petschely liefert Getraide, Vieh und viel Steinkohlen.

Kiang-nan erzeugt Reiß, Seide, Baumwolle und grünen Thee, Gold, Silber, Kupfer und Salz; man verfertiget seidene Zeuge, Baumwollenwaaren, Papier, Tinte, Bücher und lackirte Waaren.

*) Th. I. S. 220.

**) Staunton l. c. Th. III. S. 331.

***) Th. II. S. 271. f.

Kiang-sy liefert Reiß, aber nur zur Nahrung seiner Einwohner. Man findet hier Gold, Silber, Eisen, Blei, Zinn, Vitriol, Alaun, Azursteine und Krystall; ferner liefert diese Provinz noch Zucker, Leinwand von Flachs, Papier, Lichte und Lack. Der Baum, von dem die letztere Substanz gewonnen wird, wächst bei der Stadt Kantcheou-fu.

Fo-kien liefert Candiszucker, schwarzen Thee, Seide, baumwollene und Leinwandwaaren, Kupfer, Zinn, Stahl, Eisen, Bisam, Quecksilber, Krystall, Bauholz, Papier und die besten Pinsel.

Tsche-kiang erzeugt die beste Seide und zwar in großer Menge; es liefert außerdem Indigo, Holz, Bambus und Lichte; desgleichen treffliche Schinken.

Hou-ku-ang baut Reiß genug, um die benachbarten Provinzen damit versorgen zu können. Man findet daselbst treffliche Baumwolle, Papier, Holz, Krystall, Talk, Eisen, Zinn, Vitriol, Azursteine, Quecksilber und Tintenack.

Ho-nan verführt Getraide, Reiß, Früchte, Seide, Tintenack, Azürsteine, Zinnober, Magnetsteine und Talk.

Chan-tong erzeugt Weizen, Hirse, Indigo und grobe Seide.

Chan-sy liefert wenig Reiß, giebt aber Weizen und Hirse, Steinkohlen, Eisen, Azursteine, Jaspis, Bisam; auch findet man Teiche mit Salzwasser. Fabrizirt werden grobe Teppiche, eine Art von Filz, und Reißbranntewein.

Chen-sy liefert Hirse, Weizen, Rhabarber, Bisam, Zinnober, Blei, Steinkohlen, Maulesel und wollene Zeuge.

Se-tschuen erzeugt Seide, Zucker, Bisam, Rhabarber, Chinawurzel, weißes Blech, Eisen, Zinn, Blei, Azur- und Magnetsteine und Salz. Auch werden Pferde ausgeführt.

Quang-tong liefert Reiß, Zucker, Indigo, Tabak, Baumwolle, Seide, Gold, Zinn, Quecksilber, Marmor, Rosen-, Adler-, Eichenholz und gemeine Theesorten.

Die Insel Hainan erzeugt Drachenblut, Azur, Baumwolle, Areka, Rosenholz.

Quang-sy liefert Reiß und Weizen, Gold, Silber, Zinn, Blei, Kupfer, Zinnober; es erzeugt überdieß Zimmet und Anies.

Yun-nan giebt Gold, Kupfer, weißes Kupfer, Edelsteine, Achate, Jaspis, Azursteine, Quecksilber, Seide, Thee, Wachs und Honig; ferner Pferde- und Kuhschwänze für die Chinesischen Mützen.

Koey-tschéu hat Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Zinnober und viel Holz.

Dieser Angabe zufolge muß der innere Handel höchst bedeutend seyn. Dagegen ist der äußere Handel auf der ganzen großen Ausdehnung der Chinesischen Küsten nur auf drei Häven eingeschränkt, nämlich: Canton, Emui und Ning-po, von welchen Orten allein Versendungen ins Ausland gemacht werden.

Nach Japan bringen die Chinesen Rhabarber, Chinawurzel, seidene Zeuge, Instrumentsaiten, Adler- und Sandelholz, Leder, Tuch und Zucker; bei dem letzteren Artikel gewinnen sie ansehnlich. Zur Rückfracht nehmen sie in Japan feine Perlen, Gold, rothes Kupfer in Barren und verarbeitet, Säbelklingen, Papier und lackirte Waaren. Nach Manilla, auf den Philippinen, führen sie seidene Zeuge, Stickereien, seidene Strümpfe, Thee, Porzellan, Lack und Droguen, und nehmen dafür Piaster, Vogelnester, Reiß, Perlen und Färbeholz.

Die Chinesischen Junken, die im December nach Batavia gehen, laden: Porzellan, Thee, Tintenack, kupferne Gefäße, Rhabarber und andere Droguen. Zur Rückladung



nehmen sie Silber, Calin, Pfeffer, Muscat, Gewürznelken, Schildkrötenschilder, Vogelnester, Farbehölzer, Agtsteine und Europäische Tücher.

Cochinchina erhält Leinwand und andere Zeuge, und verkauft dagegen Gold, Areka und Zimmet.

Die Schiffe, welche nach Malakka, Siam und Cambodscha gehen, bringen zurück Floßfedern, Calin, Kampher, Vogelnester, Elephantenzähne und Rhinozeroshörner.

Die Chinesen, welche auswärtigen Handel treiben, müssen binnen einer bestimmten Zeit zurückkehren, sonst werden sie aus der Liste der Reichsbürger ausgestrichen, und können, wenn sie als Handelsleute auf fremden Schiffen zurückkehren, von den Mandarinen und Soldaten geplündert werden, ohne daß sie Klage führen dürfen.

Von den drei genannten Häven wird Handel mit dem Auslande getrieben, allein fremde Kaufleute dürfen im ganzen Reiche nirgends als in Canton einlaufen, wo eine Gesellschaft von acht bis zwölf Chinesischen Kaufleuten, unter dem Titel Cong hang, allein mit den Europäern Geschäfte macht. Die Art, wie die Europäer hier bewacht und häufig betrogen werden, ist allgemein bekannt. An dem See-Handel mit China nahmen vor dem gegenwärtigen Kriege folgende Nationen Antheil: Portugiesen, Spanier, Franzosen, Holländer, Engländer, Dänen, Schweden, Preußen, Genuesen, Toskaner und Amerikaner. Im Jahre 1787, wo die Holländische Compagnie fünf Schiffe nach Canton schickte, betrug der Verkauf:

Indischer Waaren . . .	2,488,830	Franz. Livres.
Europäischer Waaren . . .	898,740	— —
In Piaster von Holland gebracht	6,480,000	— —
Totalsumme für die Rückladung von 5 Schiffen verwandt	9,867,570	Franz. Livres.



Bei dem Handel der Engländer kann man, nach den bis zum Jahre 1796 in China gemachten Ladungen annehmen, daß der Einkauf der Englisch-Ostindischen Compagnie in Canton, eins ins andere gerechnet, 30 bis 40 Millionen Livres kostet und in Europa die Summe von 65 bis 72 Millionen gewährt. Die Kosten der Compagnie aber für Zollabgaben, Schiffsfracht rc. sind auch sehr groß *).

Auf der Landseite treiben die Russen durch Karawanen einen beträchtlichen Handel, doch selten unmittelbar mit China, sondern vermittelst der Mongolei.

Die Chinesen haben zu ihrer Münze Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, gebrannte Erde und Muscheln genommen: die letztere Münze hielt sich nicht lange, so wie auch das Papiergeld, welches die Mongolischen Kaiser einige Mal einzuführen versuchten; — die Chinesen, so folgsam sie sonst gegen den Vater des Vaterlandes sind, waren verständig genug, sich diese fürchterlichste aller Landplagen, die unvermeidliches Verderben und constitutionellen Betrug nach sich zieht, nicht aufbürden zu lassen.

Im Handel ist gegenwärtig nur Silber und Kupfer im Umlauf. Ersteres wird nicht gemünzt, sondern in größere und kleinere Stücken gegossen und bei der Zahlung gewogen. Auch die Feinheit des Silbers wird berechnet. Es existiren nur Kupfermünzen in China; sie werden nicht geprägt, sondern gegossen.

Man rechnet gewöhnlich nach Leang, Tsien und Fen in Silber, oder nach Taels, Mas und Condorins in Kupfer. Der Tael oder die Unze gilt 10 Mas (7 Francs 41 Centimes) die Mas = 10 Condorins (75 Centimes) und der Condotin 10 Deniers (7,5 Cent.). Ein Silber-Fen hält 10 Deniers. Ein Leang

*) De Guignes l. c. Th. II. S. 270 f.

ist, je nach dem Cours des Silbers, bis 1000 Deniers; in Asien 80 bis 100 Deniers.

Gewichte. Die Chinesen haben zwei Arten von Waagen, eine mit zwei Schaalen, und eine andere, welche der Römischen gleicht; letztere ist die gewöhnliche. Hundert Catis oder Chinesische Pfunde machen ein Pic, welches so viel ist, als 123 Pfund Gold- oder Silbergewicht zu 16 Loth. Das Pfund wird getheilt in 16 Taels oder Ungen, der Tael in 10 Mas, die Mas in 10 Condorins und dieser in 10 Ly.

Maaße. Die Cobe oder der Chinesische Fuß hat 10 Zoll und jeder Zoll 10 Linien. Die Cobes sind sich im Reiche nicht durchgängig gleich, daher ihr Verhältniß nicht leicht zu bestimmen ist.

9.

Zustand der Künste.

Die Chinesen üben alle schönen Künste aus, aber es fehlt ihren Werken durchgängig derjenige Geschmack und die schöne Form, die wir von den Griechen geerbt und bei ihnen bewundern gelernt haben.

In Absicht auf Baukunst zeigen die Chinesen in ihren Tempeln, in den kaiserlichen Pallästen und andern öffentlichen Gebäuden mehr Pracht als Sinn für Schönheit. Merkwürdig ist, daß gar keine Gebäude von hohem Alterthum angetroffen werden, obgleich mehrere Brücken und selbst die große Chinesische Gränzmauer beweisen, daß die Chinesen auch dauerhaft zu mauern verstehen. Die größten Zierden ihrer Tempel aber, die

Säulen, sind von Holz und können sich daher nicht lange erhalten. Der rothe Lack, mit dem sie gewöhnlich überfirnißt sind, giebt ihnen ein bizarres, nicht unangenehmes Ansehen, aber sie werden kleinlich im Vergleich mit den riesenhaften Ruinen der Tempel, die bei den Hindu's angetroffen werden. In der Chinesischen Säule, die unter einer ungeheuren Masse von Dach erliegt, ohne Basis oder Kapital zu haben, findet sich weder Symmetrie der Theile noch Ungezwungenheit, noch besonderer Nutzen; noch haben die großen, mißgestalteten und unnatürlichen Figuren von Löwen, Drachen und Schlangen, welche auf den Gipfeln und Ecken der Dächer grinzen, höhere Ansprüche auf Geschmack, Nutzen und Schönheit *).

Das Haus eines Prinzen oder vornehmen Staatsbeamten in der Hauptstadt unterscheidet sich wenig von dem eines Handwerksmanns, nur daß es mehr Raum einnimmt, und mit einer hohen Mauer umgeben ist. In den verschiedenen Höfen findet man mehrere Häuser und Pavillons, die sämmtlich durch Säulengänge verbunden sind, so daß man bisweilen wohl 900 roth angestrichener Säulen findet.

Zu den auffallenden Gebäuden gehören die von den Reisenden fälschlich sogenannten Pagoden, oder die mehrere Stockwerk hohen Thürme, die man hier und da auch wohl in Europäischen Gärten angebracht sieht. Sie sind keine Tempel, sondern gewöhnlich Monumente zum Andenken eines Mannes oder einer merkwürdigen Begebenheit errichtet. Sie pflegen von 120 bis 160 Fuß hoch zu seyn, welches ungefähr vier bis fünf Mal so viel ist, als sie an der Grundfläche im Durchmesser halten. Sie sind von 5 bis zu 9 Stockwerken hoch; die Zahl derselben ist allemal ungleich, und das obere von etwas geringerem Umfange,

*) Barrow l. c. Th. I. S. 398.

s das zunächst darunter gelegene. Jedes besteht aus nem Zimmer, mit einer außerhalb darum herumlaufenen Gallerie, die von einem vorspringenden Dache beschattet wird.

Der größte äußere Schmuck der Tempel besteht gleichalls vorzüglich in dem Dach, einem Thurm und in den othen Säulen.

Es giebt in China auch sogenannte Triumphbogen, ie man aber nicht mit den Römischen vergleichen muß; e bestehen aus Lattenwerk, haben drei offene Thore und in geschnörkeltes Dach.

Das staunenswürdigste Werk der Baukunst, das wir ier aus Mangel an einem andern schicklichen Platz beschreiben müssen, ist unstreitig die berühmte Chinesische Mauer. Das Außerordentliche der Unternehmung derselen besteht übrigens nicht in der Bauart; denn ein einfacher Erdwall, der zu beiden Seiten mit gebackenen oder gehauenen Steinen eingefaßt ist, kann überall aufgeführt weren. Aber dieses ungeheure Werk läuft durch eine Strecke von 300 teutschen Meilen, und zieht sich von den höchsten Gipfeln der Berge, längs ihrem Rücken, durch die tiefsten Thäler und, vermittelst Bogengewölbe, auch über die Flüsse; überdieß ist es an solchen Stellen, wo wichtige Pässe sind, sogar in doppelter und dreifacher Linie hinter einander fortgeführt, und von drei zu dreihundert Fuß noch durch besondere Wachtthürme oder Bastionen verstärkt.

Der Ingenieur-Capitän Parisch, der sich im Gefolge der Englischen Gesandtschaft befand, hat eine umständliche Beschreibung von diesem Weltwunder zu Staunton's Reisebericht *) geliefert, von welcher wir hier das Wichtigste mittheilen wollen.

*) Th. II. S. 163.

Die große Mauer ist, von der Erde bis zum obersten Rande der Brustwehr, 25 Fuß hoch, und an der Grundfläche auch eben so dick. Sie besteht aus einem Erdwall, der durchweg 11 Fuß dick, 20 Fuß hoch, oben mit gebrannten, viereckigen Fliesen gepflastert und, damit er auf keiner Seite ausweichen könne, vorn und hinten mit starken Mauern von Backsteinen verkleidet ist. Zwei Schichten Werkstücke von grauem, mit Glimmer eingesprengtem Granit, die etwas über 2 Fuß hoch sind, und eben so weit vor die Backsteine vortreten, machen den Untersatz jener beiden Mauern aus. Von der Erde gegen die Höhe nimmt die Breite der beiden Mauern ab, so daß sie zusammen oben um fünf Fuß weniger haben, als an der Grundfläche. Ueber der Mauer ist die Brustwehr, als ein Fortsatz derselben, der fünf Fuß hoch über die Plattform hinausragt, und in dessen Obertheil, von sieben zu sieben Fuß, Schießscharten eingeschnitten sind. Außerdem sind noch schmale, schief gerichtete Oeffnungen angebracht, durch welche man sehen kann, was bis auf einige Ellen weit von der Grundfläche der Mauer vorgeht.

Die oben erwähnten Wachtthürme, sind bald stärker, bald schwächer, und ragen in kegelförmigen Massen 12 bis 23 Fuß hoch über die Mauer hinaus. An der Grundfläche messen sie 40 Fuß, oben 30 bis 36 Fuß. Bis an die Plattform der Mauer ist jeder Thurm eine dichte Steinmasse, aufwärts aber haben die kleineren eine, die größern zwei gewölbte Stockwerke, und oben noch eine eigene, mit einer Brustwehr versehene Plattform. In dem casernenartigen Zimmer sind Schießscharten angebracht. Diese Thürme sind, wie die Mauer selbst, aus bläulichen gebrannten Steinen erbaut, und haben ebenfalls eine Unterlage von Granit.

Was am meisten Staunen bei diesem Werke erregt, ist die Schwierigkeit, die es gekostet haben mag, Mate-

rialien auf so unzugängliche und so hohe Gebirge hinaufzuschaffen. Einer der höchsten Berggipfel, über den die Mauer weggehet, ist, nach wirklichen Vermessungen 5225 Fuß hoch.

Die Mauer wurde errichtet, um die Tataren, Mongolen und Mantschu von Einfällen in das Reich abzuhalten; sie hat aber ihrem Zweck nicht entsprochen, da bekanntlich ehedem Mongolen und noch jetzt die Mantschu China beherrschen.

Die Chinesischen Jahrbücher sagen, der Bau dieser Mauer sey vor mehr als 2000 Jahren beendigt worden. In Europa hat man dagegen Zweifel erhoben, weil Marco Polo, der im dreizehnten Jahrhundert in China war, derselben mit keiner Sylbe erwähnt. Einige Geographen haben daher angenommen, die Mauer wäre zu Marco Polo's Zeiten verfallen gewesen und später wieder aufgebaut worden.

Staunton *) erklärt sich Marco Polo's Stillschweigen anders. Er sagt: „In der Bibliothek des Doge zu Venedig ist Marco Polo's Reise-Route auf eine Charte verzeichnet vorhanden, und aus dieser Charte ersieht man, daß er nicht durch die Tatarei nach Peckin gelangt, sondern auf dem Wege, den die Caravanen gewöhnlich zu nehmen pflegen, ostwärts bis Samarcand und Cashgar, von dort südostwärts über den Ganges nach Bengalen, sich hierauf von den Gebirgen von Tibet südwärts gehalten, auf diesem Wege nach der Chinesischen Provinz Schen-si, und so weiter nach Peckin gekommen ist, ohne die große Mauer zu berühren, die dort gar nicht vorhanden ist."

Dem sey wie ihm wolle, so bleibt die Chinesische Mauer ein bewunderns würdiges einziges Werk des mensch-

*) Th. II. S. 158 f.

lichen Fleißes, aber auch ein Denkmal der Kurzsichtigkeit, die so viel Kraft unnütz verschwendet und die Sicherheit hinter Mauern sucht, da sie doch nur in der Tapferkeit und Geschicklichkeit der Nationen gesucht werden kann.

Von den eigentlich schönen Künsten der Sinesen läßt sich, mit Europäischen Sinnen angesehen, nicht viel Rühmliches sagen.

Die schönsten Werke der Malerei sind treu nach der Natur mit lebhaften Farben dargestellte Blumen, Häuser und dergleichen. Von Richtigkeit der Zeichnung in der menschlichen Gestalt, von Perspective, Licht und Schatten, wissen sie nichts.

In der Bildhauerei fehlen ihren Gestalten ebenfalls Zeichnung, Haltung und Ausdruck.

Die Chinesen sind große Freunde der Musik und haben eine große Menge musikalischer Instrumente. Lord Macartney versichert, daß ihm die Chinesische Musik, die während der Audienz von der kaiserlichen Kapelle ausgeführt wurde, nicht mißfallen habe. Die Proben von Musik aber, die uns Herr Barrow mitgetheilt hat, sind durchgängig der Art, daß ein Europäer, dessen Gehör durch unsere Musik verfeinert wurde, unmöglich Geschmack daran finden kann. Indessen, sind alle Proben, die uns bisher zu Gesicht gekommen, nur der Melodie nach angegeben, und nichts als Volkslieder. Daher man kein bestimmtes Urtheil über die Musik der Chinesen fällen kann.

Das Chinesische Theater scheint alle Gattungen der dramatischen Kunst zu kennen, es giebt hier Lust- und Trauerspiele, Opern, Ballete und Pantomimen. Ein Chinesisches Trauerspiel dauert oft mehrere Tage. In den Opern erscheinen Geister auf der Bühne; Vögel und Thiere reden, und gehen auf derselben herum. De Guignes

sah ein Stück: den Thurm von Sy-hou. Geister, welche auf Schlangen ritten und am See in der Nähe des Thurms herum spazierten, eröffneten die Scene. Ein Bonze verliebte sich darauf in eine von den promenirenden Göttinnen, machte ihr den Hof, und diese gab dem jungen Manne, troß der Vorstellungen ihrer Schwester, Gehör, heirathete ihn, wurde schwanger, und kam auf dem Theater mit einem Kinde nieder, welches bald gehen konnte. Wüthend über ein solch scandalöses Benehmen, verjagten die Geister den Bonzen, und zerstörten den Thurm durch Bliß und Donner.

Die Chinesen, ohne Unterschied des Standes, liebten das Schauspiel leidenschaftlich. Bei Reichen wird so leicht kein Gastmal gegeben, wo nicht Schauspieler gebraucht würden. Es giebt aber kein stehendes öffentliches Theater, sondern gewöhnlich bringen die Bewohner eines Quartiers eine Summe zur Miethe eines Saales zusammen, in welchem wandernde Comödianten engagirt werden. In dem Hause eines jeden vornehmen Mandarins ist ein Saal für das Schauspiel bestimmt.

10.

Wissenschaften. Sprache. Geschichte.

Die Missionare haben alle ihre Berichte, worin sie von dem Geiste der Chinesen, von dem Zustande der Wissenschaften unter ihnen, Meldung thun, mit so vielen Uebertreibungen verfälscht, daß es den Schriftstellern, welche sich auf sie beriefen, wohl zu verzeihen ist, wenn sie die Chinesen für gebildeter hielten, als sie wirklich sind, und als wir sie jetzt durch unpartheiische und nüchterne

Reisende kennen gelernt haben. Wenn man hört, daß die Chinesen hohe Schulen besitzen, daß sie auf denselben Grade der Gelehrsamkeit ertheilen, Doctoren creiren, und daß nicht Geburt oder Reichthum, sondern Gelehrsamkeit und Talente Ansprüche auf die ersten Stellen im Staate geben: so sollte man allerdings dieses Volk für sehr gelehrt und unterrichtet, ja sogar für weise halten. Aber wir wissen jetzt, daß ihre Gelehrsamkeit sich hauptsächlich auf die Kunst beschränkt, lesen und schreiben zu können, und daß ein Chinesischer Doctor, der dieses versteht, in allen andern Wissenschaften durchaus unwissend seyn könne. Wir wissen, daß ihre Astronomie in astrologischen Träumereien, ihre Medizin in Charlatanerie bei'm Pulsfühlen, und ihre Philosophie in einigen ziemlich gesunden Sittenlehren besteht. Nur in einem Zweige der Kenntnisse scheinen sie einen Vorzug vor andern gebildeten Völkern voraus zu haben, nämlich in dem Alterthum ihrer Geschichte.

Wir wollen, so viel es die Kürze, die wir uns zum Gesetz machen müssen, gestattet, hier einen Ueberblick ihrer Wissenschaften zu geben versuchen.

Das Studium, dem ein Chinesischer Gelehrter den größten Theil seiner Zeit widmet, ist das Studium seiner Sprache, oder vielmehr seiner Schrift, denn beide müssen von einander unterschieden werden, und dieser Unterschied macht die Hauptschwierigkeit bei der Kenntniß der Chinesischen Literatur aus.

Die Chinesische Sprache *) ist eine einsylbige Sprache, die, so weit es die Unterhaltung im gewöhnlichen Umgang betrifft, für ein biegsames Organ nicht schwer zu zu erlernen ist. Ihre einsylbigen Wörter bestehen aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten. Der Vocal ist allemal ein einfacher Laut, den aber die Europäer, wenn sie Chinesische Wörter mit unsern

*) S. Adelung's Mithridates, Th. I.

Buchstaben schreiben, durch mehrere Buchstaben anzudeuten versuchen, um einiger Maßen die Chinesische Aussprache auszudrücken. So ist z. B. Siao nur eine Sylbe und klingt beinahe wie So. — Die Consonanten b, d, r, x und z fehlen den Chinesen, und in Europäische Wörter setzen sie an deren Statt p, t, l und s. Auch können sie nicht zwei Consonanten hinter einander aussprechen, daher ausländische Wörter gemeiniglich eine sonderbare Gestalt bei ihnen erhalten. So spricht der Chinese für Spiritus, Su-pi-li-tu-su; für Christus Ki-li-su-tu-su rc. Die Chinesische Sprache gleicht daher dem Lallen eines Kindes und besteht aus lauter höchst einfachen Wurzellauten. Für einen Europäer steigt die Anzahl solcher einfachen Töne oder Sylben nicht über 350. Diese Laute zu vervielfältigen, hat der Chinese nichts als das einfache, der Kindheit des menschlichen Verstandes so angemessene, Hülfsmittel der Betonung oder des Accentes. Solcher Accente soll es nach einigen Angaben 8, nach andern 11, oder auch 13 geben. Es kommt darauf an, ob der Laut aspirirt wird, oder nicht, ob er hoch anfängt und in der Tiefe endet oder umgekehrt, ob er kurz abgestoßen, oder gleichsam abgebissen, oder gedehnt wird, und dergleichen. Diese Betonung giebt den gleichlautenden Worten eine verschiedene Bedeutung. So bedeutet Tschun, je nachdem es accentuirt wird, Herr, Schwein, Küche, Säule, freigebig, zubereiten, alte Frau, brechen oder spalten, geneigt, wenig, befeuchten, Sclave, Gefangener u. s. w. Jede dieser Bedeutungen hat dann wieder ihre eigene figürliche, daher auf manches Wort an die 50 Bedeutungen kommen, welche auch die feinste Modulation selbst einer Chinesischen Stimme nicht unterscheiden kann. In solchen Fällen setzt man oft ein Wort zur Erklärung daneben. Z. B. zu Fuh, Vater, setzt man das Wort Tschin, Verwandtschaft.

Vermittelst der Betonung erhält der Chinese aus seinen 328 oder 350 Wurzeln, nach der höchsten Rechnung 7700 Wörter, welche das von Jugend auf daran gewöhnte feine Chinesische Ohr immer noch als verschieden empfindet. Diese 7700 Wörter machen den ganzen Sprachschatz des Chinesen aus und müssen, nebst ihren oft sehr sonderbaren figürlichen Bedeutungen, hinreichen, alle concrete und abstracte Begriffe auszudrücken; wie kümmerlich kann man sich leicht vorstellen.

Der Bau der geredeten Sprache ist höchst einfach. Sie hat keine Beugung weder im Verbum, noch im Nomen; jedes Wort bleibt dasselbe unveränderliche Monosyllabum in der Zahl, im Genus, im Casus, Modus und Tempus.

Diese Einfachheit, verbunden mit der vielfachen Bedeutung der Wörter, giebt zu Mißverständnissen und Zweideutigkeiten Anlaß. So bat ein ernsthafter frommer Missionar, welcher bei einem Bauer übernachten wollte, um eine Matte; der Bauer aber brachte ihm zu seiner großen Verwunderung ein junges Mädchen. Beide Worte haben nämlich im Chinesischen einerlei Ton. Ist der Sinn zweifelhaft, so malt der Chinese den Charakter oder das Zeichen des Worts an dessen Stelle; denn dieser Charakter ist für jeden Begriff bestimmt, und Wörter, die gleichen Laut haben, werden nach Verschiedenheit ihrer Bedeutung anders geschrieben.

Die Chinesische Schrift besteht nicht aus Buchstaben oder Sylbenzeichen, auch nicht aus Hieroglyphen, sondern jeder Begriff hat sein eigenes willkürliches Zeichen. Man zählt 80.000 solcher Zeichen. Da nun die Sprache nur 7700 verschieden (mit Hülfe der Betonung) lautende Wörter hat; so folgt, daß im Durchschnitt jedes Wort an zehn verschiedene Bedeutungen haben muß. Diese Zeichen zu verstehen, erfordert das aufmerksame Studium eines gan-

zen Menschenalters. Und so läßt sich's begreifen, wie man in China für einen Gelehrten gelten müsse, wenn man lesen und schreiben kann.

Die Chinesische Schrift ist für das Auge, nicht für das Ohr gemacht. Sie giebt nicht den Ton, sondern den Begriff an. Daraus haben Einige schließen wollen, daß man Chinesisch müßte lesen lernen können, ohne die Sprache zu verstehen; ja, Andere sind noch weiter gegangen und haben vorgeschlagen, die Chinesische Schrift zur Universalschrift zu machen, indem jeder den Begriff, dessen Zeichen er sieht, in seiner Muttersprache aussprechen könne, so wie jeder die Arabischen Ziffern 1, 2, 3, 4 ꝛc. in seiner Sprache ausspricht. Was die erste Meinung betrifft, so scheint man vergessen zu haben, daß, um den Geist eines Volkes, seine Ideenverbindungen, den Ausdruck seiner Gedanken zu verstehen, man durchaus seine lebende Sprache können müsse; sonst würde jede Sprache mit Hülfe eines Lexikons verständlich seyn. In Absicht auf Universalschrift ließe sich aber wohl etwas Consequenteres und Einfacheres denken, als die größten Theils vom Zufall und der grundlosen Willkür erfundene Chinesische Schrift. Auch sind die Universalcharaktere des Engländers Wilkins wirklich nach einem systematischeren und philosophischeren Plane entworfen worden.

Bisweilen liegen den Chinesischen Charakteren auch allgemeine Begriffe und Zeichen derselben zum Grunde, durch deren Combination neue und zusammengesetzte Charaktere entstehen; darauf gründen sich die sogenannten Schlüssel der Charaktere, deren Anzahl auf 214 angegeben wird. Bei jedem Charakter sucht man zuerst den Schlüssel oder die Wurzel in demselben aufzufinden. Die Zeichen z. B. welche die Hand und das Herz ausdrücken, sind zwei Wurzeln oder Schlüssel, das Zeichen der Hand kommt in jedem combinirten Charakter vor, welcher irgend ein Ge-

werbe oder Handwerk bezeichnen soll, so wie in den Zeichen aller Leidenschaften, Empfindungen und Regungen der Seele immer das Zeichen des Herzens, als dessen Schlüssel vorkommt. Wenn man nun einen Charakter findet, der aus den beiden einfachen Wurzeln Eins und Herz besteht, so kann man ohne Mühe schließen, daß er Einmüthigkeit bedeutet; und wenn das Zeichen der Verneinung in demselben Charakter vorkommen sollte, so wird die Bedeutung in Zwietracht umgewandelt.

Nicht immer aber ist es so leicht, wie in dem angegebenen Fall, die Bedeutung des Charakters zu verstehen, die oft in einer Metapher oder in einer Anspielung auf Gebräuche und Denkungeart versteckt liegt, und die einem Ausländer, der diese nicht kennt, durchaus unverständlich seyn muß. Die Schwierigkeiten also, zu deren Ueberwindung ein Chinese sein ganzes Leben anwendet, und sich hochgelehrt dünkt, wenn er 20.000 Charaktere kennt, dürften nicht so leicht zu heben seyn, daß man in einigen Jahren in Europa, ohne die Chinesische Sprache zu kennen, ein Sinologe werden und über ihre Literatur aburtheilen könnte.

Das meiste, ja das Einzige, was wir von der Chinesischen Literatur wissen, verdanken wir den Uebersetzungen Französischer Missionare. Gegen diese Uebersetzungen aber sind mit Recht Zweifel erhoben worden, wie sie denn nichts anders seyn konnten, als Umschreibungen.

Außer der Kenntniß ihrer Schriftsprache und dem nothdürftigen Verstehen ihrer alten historischen und moralischen Schriften sind die Chinesen in allen andern Wissenschaften Kinder geblieben.

Die ältesten historisch-moralisch-politischen Schriften der Chinesen sind die sechs King. Das schätzbarste darunter ist das Schu-king, eine von Confucius im

Jahre 484 vor Ch. Geb. gemachte Sammlung der ältesten, zu seiner Zeit noch vorhandenen Memoires der alten Geschichtschreiber, worin Nachrichten von den ältesten Kaisern und eine Menge interessanter Details über alte Sitten und Gebräuche, über Poesie, Astronomie, Astrologie, Geographie ꝛc. gegeben werden. Dieses heiligste Buch der Chinesen, das Grundgesetz ihrer Regierung, die Quelle ihrer Gesetzgebung, das Buch, nach dem Regenten und Minister sich bilden sollen, ist bereits in die Europäischen Sprachen übersetzt worden.

Aus dem Französischen hat es Herr Dr. Fr. Majer ins Teutsche übertragen; man findet diese Uebersetzung im Asiatischen Magazin 1. B. 6. Stück 1802, worauf wir verweisen. Gedachtes Magazin enthält auch eine Abhandlung über die ältere Literatur der Chinesen, in welcher diejenigen, welche sich näher über diesen Gegenstand unterrichten wollen, sehr interessante Nachrichten finden werden. Nur muß man nicht vergessen, daß der Herausgeber zuweilen eine zu große Vorliebe für die Chinesen äußert, und daß die kalte unbefangene Kritik noch eigentlich gar nichts zur Beurtheilung des Alterthums der Chinesischen Schriften gethan hat.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur einen kurzen Abriß der Chinesischen Geschichte liefern wollten. Da jedoch in fast allen Schriften über China von einer oder der andern Dynastie der Beherrscher die Rede ist, so wollen wir eine chronologische Tabelle der Kaiserfamilie von den ältesten Zeiten an bis auf den Tod des Kaisers Kien-long, 1798 n. Ch. Geb. hier aufnehmen *).

*) Sie ist aus dem Asiatischen Magazin Th. II. S. 192. entlehnt.

Chronologische Tabelle.

Fabelhafte Zeiten, von Pan-ku bis Fu-hi. San-hoang-ki, drei chronologische Perioden unter den Personen der Kaiser Fu-hi, Shi-nong, Hoang-ti, U-ti-ki. Fünf chronologische Perioden, die aber schon durch astronomische Beobachtungen vergewissert werden und von denen die beiden letzten wirkliche Herrscher von China gewesen sind. Sie heißen: Shao-hao, Tshuen-hïo, Ti-ko-kao-sin-shi, Yao oder Ti-yao-tao-tang-shi, Shün.

Dynastie Hia. Die erste Dynastie, gestiftet von Yü im Jahre 2207 v. Ch. Geb., gieng mit Ti-kueï v. Chr. Geb. 1767 zu Ende.

Dynastie Shang, Stifter Tshing-tang — endigt im Jahre 1122 v. Chr. Geb.

Dynastie Tsheu. Stifter Wen-wang — erhält im Jahre 771 v. Chr. Geb. den Namen Tong-tsheu (östliche Tsheu) und endigt mit Tong-tsheu-kiun 256 v. Chr. Geb. Tsin. Stifter Tshao-siang-wang — dauert bis 247 v. Chr. Geb. Heu-tsin. Stifter Shi-hoang-ti — bis 207 v. Ch. Geb. — Theilung des Reichs unter die Könige von Tsü, Yen, Tshao, Tsi, Goei, und Han. Han. Stifter der Dynastie Han, Lieu-Pang; — dauert bis 220 n. Chr. Geb. San-kue oder Theilung von China unter die drei kleinen Dynastien Sho-han, Goei, und U. Tsin, bis 420 n. Chr. G. Nan-Pe-Tsao, d. i. Reich von Süden und Norden. 1) Reiche in Norden: Goei, Pe-tsi, Heu-tsheu, Heu-leang. 2) Reiche in Süden: Song, Tsi, Leang und Tshin. Diese Periode dauert von 420 bis 581. Sui bis 619. Tang. Stifter Li-Yuen; geht mit Ngai-ti 907 zu Grunde. Heu-Leang, bis 923. Heu-tang, bis 936. Heu-tsin bis 946. Heu-han bis 951. Heu-tsheu, bis 960. Song, bis 1279.

Stifter Tai-tsu oder Tschao-kuang. Yuen. Eine Mongolische Familie von 1279 bis 1368 n. Chr. Geb. Ming bis 1644. Ta-tsing. Im Jahre 1644 eroberten die Mantsheu China und haben dieß Reich noch bis jetzt inne.

Es ist merkwürdig, daß die Chinesen, die, der Angabe nach, mehrere Tausend Jahre, die Astronomie gekannt haben, ohne Hülfe der Europäischen Missionäre keine Finsternisse berechnen und keine Kalender machen können. Die Angabe der Finsternisse in den historischen Schriften ist bloß chronikenmäßig und ohne alle Berechnung. Auch können sie keine Astronomen seyn, da sie wenig oder nichts von der Arithmetik verstehen, und beim Rechnen sich der bekannten Rechenmaschiene bedienen, welche auch in Europa, nämlich bei den Russen, im Gebrauch ist. Ihre Arithmetik ist daher bloß mechanisch *). Der Cyclus der Chinesen, hat keinen Bezug auf die Perioden der Bewegungen der Gestirne, sondern dient bloß zur Bezeichnung einer größeren Zeitperiode, wie bei uns das Jahrhundert **).

Was wir von den andern Wissenschaften der Chinesen, von ihrer Physik, Medizin, Geographie u. s. f. wissen, kann uns keinen günstigen Begriff von ihrer Gelehrsamkeit geben. Ihre angebliche Geschicklichkeit im Pulsfühlen, muß jedem Arzte, der die Bedeutung der Circulation im Organismus des Menschen kennt, lächerlich seyn. Die Chinesen mögen mit dem ernsthaftesten Gesicht auf dem Arm des Patienten Clavier spielen, sie werden nur die Unwissenden dadurch täuschen. — Wie es um ihre Geographie aussehen muß, läßt sich daraus schließen, daß sie die Erde für ein Viereck halten.

*) Barrow l. c. Th. I. S. 356.

**) Mehr über den Cyclus siehe in Barrow's Reisen Th. I. S. 352.

In den hohen Schulen wird von allen diesen Wissenschaften nichts gelehrt, nur Kenntniß der Sprache, oder vielmehr der Schrift, und das Verständniß der alten Schriften fordert man von dem gelehrten Mandarin und nur über diese Gegenstände wird er öffentlich geprüft. Die Hauptsache ist dabei, daß er die seltenen Charaktere der Schrift kenne und sie reinlich nachzumalen verstehe. Ein nicht gutgewählter Charakter, oder ein Strich zu viel in demselben, würde bei der Prüfung eines Candidaten für einen hinlänglichen Grund gelten, ihn zurückzuweisen.

Einen Vortheil könnten die Chinesen dabei vor uns voraus haben, daß die Gelehrsamkeit sich noch in der Kindheit bei ihnen befindet, nämlich: daß sie wenig zu lesen brauchen, daß also der Geist nicht unter dem Buchstaben erstickt wird und das Gefühl in seiner Unbefangenheit sich lebendig erhalten könnte. Aber diese Wohlthat kann ihnen nicht zu gute kommen, da das gedankenlose Anschauen ihrer Charaktere, woran sie von Jugend auf gewöhnt werden, um sich die Figur derselben einzuprägen, den Geist noch viel mehr einengen muß, als unsere Bücher mit vielen Buchstaben und wenig Sinn. Auch haben die Chinesen, so gut wie wir, viel überflüssige Bücher und sogar eine Menge wunderbare Historien, Mährchen und Romane.

Von welcher Beschaffenheit diese Romane seyn mögen, läßt sich leicht aus der Lebensart der Chinesen abnehmen. Wo das Leben selbst so öde und düster ist, da kann ein Gemälde desselben nicht sehr erfreulich seyn. Der Zustand der Gesellschaft in China macht es beinahe unmöglich, daß der Chinese eine andere Liebe, als die bloß physische kennt; was mögen das aber für Romane seyn, wo die zartesten Empfindungen, ohne welche die Jugend fast keinen Enthusiasmus und keinen Schwung der Phantasie kennt, von dem Leben ausgeschlossen sind.

Gleichwohl haben die Chinesen auch ihre Dichter und zwar ihre alten und neuen Dichter. Schwerlich werden wir sie um deswillen zu beneiden haben. Indessen ist nichts schwieriger, als über die Dichtkunst eines Volkes zu urtheilen, dessen Sprache man nicht kennt; denn ein großer Theil der Schönheiten eines Gedichts liegt gerade in der Sprache. Die Uebersetzungen Chinesischer Gedichte, die in Europa bekannt sind, machen wenig neugierig, mehr von der Chinesischen Dichtkunst zu erfahren. Wir wollen hier ein Paar Proben mittheilen. Die folgende ist eine Stanze aus einer alten Ode, die ungefähr in dem Zeitalter des Homer geschrieben seyn soll. Barrow *) theilt davon folgende wörtliche Uebersetzung mit.

„Der Pfirsichbaum (wie) **) schön, (wie) angenehm;
„(seine) Blätter, (wie) blühend, (wie) anmuthig; (so ist)
„eine Braut (wenn sie) eingeht in ihres Bräutigams Haus
„und Achtung giebt (auf ihre) ganze Familie."

Der verstorbene Kaiser Kien-long wurde für einen der besten Dichter neuerer Zeit gehalten. Das berühmteste seiner Gedichte ist eine Ode zum Lobe des Thee's, die man auf alle Theekannen im Reiche gemalt hat. Folgende wörtliche Uebersetzung scheint freilich eher ein Recept, als ein Gedicht zu seyn; man muß aber nicht vergessen, daß die Hauptschönheiten eines Chinesischen Gedichts nicht in den Gedanken und Bildern, oder in den Tönen, sondern in der Wahl der seltenen Charaktere bestehn.

Ode auf den Thee.

„Ueber ein lindes Feuer setze einen Dreifuß, dessen „Farbe und Korn seinen langen Gebrauch zeigen; fülle „ihn mit reinem Schneewasser; koche es so lange, als es

*) Th. I. S. 336.

**) Die eingeklammerten Wörter sind der leichtern Verständniß wegen hinzugesetzt.

„erforderlich seyn würde, um Fische weiß und Krebse roth „zu machen; gieß es auf die zarten Blätter von erlese„nem Thee in einer Tasse von Jueh *). Laß es so lange „stehen, bis der Dampf in einer Wolke emporsteigt, und „auf der Oberfläche nur einen dünnen Nebel schwimmend „zurückläßt. Trinke diese köstliche Flüssigkeit, wie es dir „bequem ist, so wird sie die fünf Ursachen des Mißmuths „vertreiben. Wir können den Zustand der Ruhe, welchen „eine so zubereitete Flüssigkeit hervorbringt, schmecken und „empfinden, aber nicht beschreiben."

Diese einzelnen Proben können freilich nichts für, oder gegen den poetischen Geist der Chinesen beweisen. Verbunden aber mit allen Berichten der Reisenden, von denen kein einziger auffallende Beispiele von einer lebhaften Phantasie der Chinesen erzählt hat, können auch diese Oden Zweifel erregen, ob diejenigen, welche von dem originellen Geiste der Chinesen viel zu sagen wissen, der Wahrheit treu und zu unbefangenem Urtheil nüchtern genug waren. Für den Historiker ist die Kenntniß der Chinesischen Literatur allerdings interessant; aber was davon in Europa bekannt ist, kann weder für Poesie, noch Moral oder speculative Philosophie neue Ausbeute versprechen, wie dieß wohl bei den Hindus der Fall ist. Ueberdieß haben die Chinesen ihre Religion und wahrscheinlich Alles, was ihnen von Wissenschaft zu Theil geworden ist, aus Indien erhalten, wie ihre älteren Schriften zum Theil selbst anführen. Doch wollen wir dem Leser unser Urtheil nicht aufdringen und laden ihn ein, sich mit den Hülfsmitteln der Chinesischen Literatur, oder wenigstens mit den Uebersetzungen ihrer vorzüglichsten Schriften bekannt zu machen **).

*) Eine besondere Art Porzellan.

**) M. s. hierüber unter andern Adelungs Mithridates, 1r Theil und das Asiatische Magazin von Klaproth.

Asien.

Sechzehnte Abtheilung.

Beschreibung
der
einzelnen Länder.

E. Ost-Asien.

Chinesisches Reich.

II.

Religion.

„Der Aberglaube," sagt Raynal, „der überall die Nationen beunruhiget, und den Despotismus befestiget oder „die Thronen stürzt, — der Aberglaube ist ohne Macht „in China. Die Gesetze dulden ihn, mit Unrecht „vielleicht; aber er darf wenigstens keine Gesetze geben. „Um Theil an der Regierung zu nehmen, muß man zu der „Secte der Gelehrten gehören, welche keinen Aberglauben „anerkennt. Man erlaubt den Bonzen nicht, auf die Dogmatik ihrer Secte die Pflichten der Moral zu gründen, „und dann wieder davon zu entbinden. — Confucius „hat die National-Religion in China gegründet. Sein „Gesetzbuch enthält die Gesetze der Natur, welche der Grund „aller Religionen in der Welt, die Stütze der Gesellschaft, „und die Vorschrift aller Regierungen seyn sollten. Die „Vernunft, sagt Confucius, ist ein Ausfluß der „Gottheit; das höchste Gesetz ist die Uebereinstimmung „der Natur und der Vernunft. — Jede Religion, welche „diesen beiden Führern des Menschen widerspricht, kommt „nicht vom Himmel. — — Der Kaiser ist der einzige „Priester der Nation und Richter in der Religion; da „aber der Cultus für die Regierung und nicht die Regie-

„rung für den Cultus gemacht wurde; da beide zum Be„sten der Gesellschaft errichtet wurden: so hat der Sou„verain weder ein Interesse, noch die Absicht, die Ein„heit der Macht, die er in Händen hält, zur Unter„drückung des Volkes anzuwenden. Wenn von einer „Seite die Dogmen und der Ritus der Hierarchie in dem „Fürsten den Mißbrauch der despotischen Gewalt nicht „unterdrücken: so wird er von der andern Seite durch „die öffentlichen und Nationalsitten weit stärker in den „Schranken des Rechts erhalten rc.“

Man sollte nach dieser prachtvollen Beschreibung glauben, daß in China einer ganzen großen Secte, ja allen die Theil an der Regierung nehmen, gelungen sey, was in andern Ländern kaum einzelnen Menschen gelingt: sich nämlich frei zu machen von den Fesseln des Aberglaubens, und die so schwer zu ergründenden Gesetze der Natur, in Bezug auf die menschliche Gesellschaft, nicht nur in ihrer Einfachheit und Klarheit zu erkennen, sondern auch im Leben anzuwenden. Wir haben aber bereits gesehen, welcher Art die hochgelehrten Leute sind, die in China Theil an der Regierung nehmen, und können uns daher nicht überzeugen, daß Menschen, welche kaum lesen und schreiben können, und deren Sprache jede philosophische Distinction unmöglich macht, so hellsehend in dem schwierigsten Theil der Philosophie seyn sollten, daß der Aberglaube für sie nicht existirt, daß Vernunft und Natur ihre Begriffe und Sitten ordnen. Ueberdieß wissen wir, aus den Berichten fast aller Reisenden, daß die höheren Stände, ja der Kaiser selbst großes Wohlgefallen am Aberglauben haben, daß unter andern das sogenannte astronomische kaiserliche Collegium vorzüglich deswegen angestellt ist, um der Regierung die glücklichen Tage für ihre wichtigen Unternehmungen anzuzeigen, daß der Kaiser bei einer Mondfinsterniß Gebete anstellt, um zu verhüten, daß der große Drache nicht den Mond verschlinge, und

dergleichen Thorheiten mehr. — Es ist wahr, die Lehren des Confucius enthalten einige gesunde moralische Regeln, die übrigens jeder verständige Mensch aus sich selbst schöpfen könnte, ohne deswegen als ein berühmter Religionsstifter verehrt zu werden. Aber Confucius selbst ist nicht frei vom Aberglauben; es sey nun, daß er ihn, als ein kluger Mann nicht gänzlich ausrotten zu können glaubte, oder wirklich ihm angehangen habe. Er spielt bisweilen den Wahrsager, und will z. B. aus den räthselhaften, schon ihm unverständlichen Zeilen des Fo-schi *) und dem Elemente, welches zu Anfange der Regierung eines Fürsten vorwaltet, künftige Begebenheiten voraussagen. Andere seiner Lehren scheinen wenigstens dem Aberglauben Nahrung zu geben. Er macht es zur unerläßlichen Pflicht eines jeden guten Mannes, die heiligen Gebräuche in dem Tempel, welcher dem Andenken der Voraltern gewidmet war, genau zu beobachten, und behauptet, daß diejenigen, welche diesen großen Zweig der moralischen Pflicht vernachlässigten, für ihre Nachlässigkeit nach dem Tode dadurch bestraft würden, daß ihr geistiger Theil die Erlaubniß verwirkte, den Saal der Vorfahren besuchen zu dürfen, und mithin das Vergnügen entbehren würde, welches aus der Huldigung von ihren Nachkommen entspringt **). Abgesehen, daß die Verehrung der Vorfahren selbst ein Aberglaube ist: so mußte durch jene Lehre der Glaube an herumwandelnde Geister entstehen.

Die große Vorliebe des Hrn. Abbé Raynal für die Religion des Confucius ist daher nicht auf Wahrheit

*) Es sind diese Zeilen die sogenannten Ye-King der Chinesen, die aus 64 Charakteren bestehen, in welchen Leibnitz die Elemente der binarischen Arithmetik zu erkennen glaubte. Man muß übrigens diesem Fo-schi, der ein Chinesischer Regent aus der fabelhaften Periode war, nicht mit dem Religionsstifter Fo verwechseln.

**) S. Barrow l. c. Th. II. S. 120.

gegründet, und wahrscheinlich wußte er, so gut wie Voltaire, der auch in das Lob des Chinesischen Weltweisen einstimmte, wie wenig haltbar die vorgetragene Meinung war. Aber Raynal und Voltaire, wie alle aufgeklärten Franzosen ihrer Zeit, brauchten einen Gegensatz, den sie der entarteten Regierung und dem übermächtigen Aberglauben entgegen setzen konnten, und dazu war ihnen die wenig bekannte und daher leicht auszuschmückende Lehre des Confucius geschickt genug. So stellte Tacitus den entarteten Römern das reizende Bild der Germanen gegenüber, obgleich es ihm vielleicht nicht unbekannt war, daß diese Germanen als elende Barbaren wenig Achtung verdienten.

Es wäre eine so staunenswürdige, als in der Geschichte einzige Erscheinung, wenn irgendwo in der Welt der Aberglaube auf die Macht, welche ein großes Volk in Ordnung hält, keinen Einfluß haben sollte. Bis jetzt ist es sogar noch keinem großen, hellsehenden Regenten gelungen, die Fäden zu zerschneiden, welche jener Dämon in das Herz der Völker und Staaten hineingesponnen, und wodurch er sich darin festgesetzt hat. Vielleicht ist er auch in der Zusammensetzung unsers irdischen Daseyn weislich berechnet, so daß, wenn er gleich keine Achtung verdient, die Nichtachtung desselben doch theuer zu stehen kommen kann; welches auch alle Geschichte zu bestätigen scheint.

Wir werden also in China keine reine, auf Gesetze der Vernunft und der Natur gegründete Religion suchen; sondern wollen uns begnügen, wenn wir in einigen ihrer Bilder den Widerschein der Vernunft erblicken, und darin eine Bestätigung der Wahrheit finden: daß der menschliche Geist sich nirgends so sehr verläugnet hat, den blanken Unsinn für Heiligkeit auszugeben; aber auch nirgends so mächtig wurde, sich in seiner ätherischen Reinheit unter einer großen Gesellschaft mit dem Irrthum verwandter

Menschen zu erhalten. Die Tugenden, zu deren Stütze alle Religionen ersonnen wurden, sind verträglich, und wie sie nicht von Dogmen ausgehen, so kann auch kein Dogma ihre Wirksamkeit vernichten. Sie sind dem Verehrer des Confucius, wie dem Anbeter des Dalai Lama ins Herz geschrieben, und mit Charakteren, die glücklicherweise leichter zu lesen sind, als die Chinesische oder jede andere Schrift.

Die große Toleranz des Aberglaubens in China unter allen verschiedenen Arten desselben, ist ein Beweis, daß er dort mehr auf Sitte, als auf die sittliche Natur der Menschen wirkt. Wo der Glaube oder der Aberglaube gleichgültig läßt, da ist er nicht tief gegründet, und mehr eine historische Antiquität, als ein lebendiges Gesetz.

Wir finden in China mehrere Secten, die verträglich mit einander leben, und sich in der Verschiedenheit ihres Cultus weder stören, noch verfluchen. Wäre diese Duldung aus einer erhabenen Einsicht hervorgegangen, wie die Französischen Schriftsteller anzunehmen schienen: so hätte das Volk nicht ewig in der Narrheit seiner Sitten sich erhalten können, und das Wesentliche aller Religion hätte dem furchtbaren Stillstande der geistigen Cultur entgegen arbeiten müssen. Dieß ist nicht geschehen, und so erscheinen uns auch die religiösen Chinesen nur als Kinder, die sich gegenseitig ihr geistiges Puppenspiel gönnen.

Die vorzüglichsten Secten in China sind: 1) die Secte der sogenannten Gelehrten oder der Anhänger des Confucius. 2) Die Secte des Lao und 3) die Secte des Fo (Fo-e, oder Fohe.) Wir werden, so viel es in der Kürze möglich ist, jede derselben zu charakterisiren suchen.

Confucius oder Con-fu-tse, der 500 Jahr vor Chr. Geb. lebte, war ein verständiger, tugendhafter und gelehrter Mann, welcher die besten Schriften der Chine-

sen sammelte, Commentare darüber schrieb, und sie durch eigene moralische und politische Betrachtungen noch brauchbarer für das Leben zu machen bemüht war. Das Nachdenken über die Welt und ihre Entstehung, über die Natur und den Geist des Menschen leiteten ihn auf die Ideen, die in jeder Philosophie, wie in jeder Religion vorkommen, und der Widerschein unserer eigenen geistigen Natur sind, welche sich in bald dunkleren, bald helleren Bildern spiegelt.

Es hat die Europäer in Erstaunen gesetzt, bei dem Confucius einige gesunde Ideen über Gott und über den Menschen entdeckt zu haben; aber sicher nur deswegen, weil sie den Jahrhundert langen Schlummer vor Augen hatten, in welchen der Geist seit der Völkerwanderung in Europa durch unsere barbarischen Vorfahren eingewiegt worden war. Es schien ihnen daher, als müsse die ganze übrige Welt gleichfalls vorher im Schlafe gelegen haben, und könne, wie sie, höchstens erst seit zwei Jahrhunderten erwacht seyn. Aber Confucius ist um nichts weiser als Plato; ja er hält in keiner Beziehung den Vergleich mit dem griechischen Weisen aus. Achtungswürdig bleibt er immer, und für den historischen Forscher eine interessante Erscheinung. Aber man thue nur nicht, als ob wir erst nach China reisen müßten, um die Philosophie zu studieren. Alle Philosophie des Morgenlandes ist überdieß fast nur als Poesie merkwürdig, aber die Chinesen sind vom poetischen Sinn so fern, als nur je ein in Arbeit und Ceremoniel befangenes Volk es hat seyn können.

„Confucius soll sich die Gottheit nicht auf irgend eine Weise als ein persönliches Wesen gedacht, auch nie die große erste Ursache unter einem Bilde oder einer Personificirung vorgestellt haben. Er und seine Schüler betrachteten Sonne, Mond, Sterne und die Elemente, nebst dem azurnen Firmament, als die schaffenden und hervor-

bringenden Kräfte, die unmittelbaren Werkzeuge der Gottheit, welche unzertrennlich mit ihr verbunden wären; sie beteten dieselben unter dem umfassenden Namen Himmel (Tien) an. — Die Confucionisten scheinen, gleich den Stoikern, das ganze Weltall für Ein belebtes System angesehen zu haben, welches aus einer materiellen Substanz und aus einem Geiste besteht, woraus jede lebende Sache ein Ausfluß ist, und wohin jede belebte Sache, nachdem sie durch den Tod von dem materiellen Theile, den sie belebte, geschieden ist, wieder zurückkehrt."

So urtheilt Barrow *) über die Lehre des Confucius. Es ist hierbei zu bemerken, daß vermöge einer sehr gewöhnlichen Selbsttäuschung, wir in unverständlichen Speculationen unsere eigenen, oder früher erlernten Ideen hineintragen, um uns das Fremde einigermaßen begreiflich zu machen. Auch gesteht Barrow selbst: seine (des Confucius) Metaphysik sey so dunkel — daß man sie nicht verstehen könne. Wir wollen hier jedoch eine von Barrow mitgetheilte Stelle aus den Schriften des Confucius anführen, welche das obige Urtheil zu bestätigen scheint. „Confucius behauptet in seiner Physik **), daß „aus „nichts unmöglich etwas werden könne; daß es materielle „Körper von aller Ewigkeit her gegeben haben müsse; „daß die Ursache (lih) oder das Princip der Dinge mit „den Dingen selbst coëxistirt haben müsse; daß daher auch „diese Ursache ewig, unendlich, unzerstörbar, ohne Gränzen, allmächtig und allgegenwärtig seyn müsse; daß der „mittlere Punkt des Einflusses (Stärke), von wo diese „Ursache vornämlich wirkt, das blaue Firmament (tien) „sey, von wo seine Ausflüsse sich über die ganze Welt „verbreiten; daß es daher die höchste Pflicht eines Für„sten sey, im Namen seiner Unterthanen dem Tien Opfer

*) Th. II. S. 121.

**) S. Barrow Th. II. S. 113.

„zu bringen, und besonders an den Nachtgleichen, Ein„mal, um eine glückliche Saat-Zeit, und das Andremal, „um eine reichliche Erndte zu erhalten."

Neben dieser Probe der speculativen Philosophie des Confucius mag hier eine andere stehen, welche von der Güte seiner moralischen Lehren zeugt.

„Fünf Dinge sollten in der Welt gut in Acht genommen werden: Gerechtigkeit zwischen dem Fürsten und dem Unterthan; Liebe zwischen Vater und Sohn; Treue zwischen Mann und Frau; Achtung gegen den Aeltern unter Brüdern, Eintracht unter Freunden."

„Es giebt drei Grundtugenden: Klugheit zu unterscheiden; allgemeines Wohlwollen zu umarmen (alle Menschen); Muth zu ertragen."

„Beispiele sind besser für's Volk, als Lehren."

„Ein Volk kann mehr durch Tapferkeit *ausrichten*, als durch Feuer und Wasser. Ich habe niemals ein Volk gekannt, das, vom Muthe unterstützt, zu Grunde gegangen wäre." *)

„Thue einem Andern nichts, was du nicht wünschest, daß ein Anderer dir thun solle." **)

Die Verehrer des Confucius halten ihn nicht, so wenig als die Protestanten den Dr. Luther, für einen Gott,

*) Was der große Confucius nicht gekannt, das kennen wir desto besser. Es giebt eine verstandlose Tapferkeit, oder besser eine vom Unverstande und der Unwissenheit geleitete Tapferkeit, bei der man sehr leicht zu Grunde gehen kann, und auch soll, weil es doch nicht die wahre Tapferkeit ist, die sich der Thorheit anvertraut.

**) Das ist, mit Erlaubniß des Chinesischen Weisen, keine Moral, sondern höchstens eine Vorschrift, bei deren Befolgung Menschen von stumpfem moralischen Gefühl die böse That unterschriben, aber das Gute noch nicht ausuben lernen.

und errichten ihm auch keine Bildsäulen. In jeder Stadt ist bloß ein öffentliches Gebäude, eine Art von Collegium, wo die Prüfungen für die Grade der öffentlichen Aemter vorgenommen werden; und dieses Gebäude heißt das Haus des Confucius. Hier versammeln sich die Gelehrten an gewissen Tagen, um dem Andenken des verehrten Philosophen Hochachtung zu bezeigen. In dem großen, zu dieser Ceremonie bestimmten, Saale ist eine schlichte Tafel aufgerichtet, worauf mit vergoldeten Charakteren geschrieben ist. „Cong-fu-tse, verehrter Lehrer, laß deinen „geistigen Theil herabsteigen, und genehmige diese unsere „Hochachtung, welche wir dir jetzt demüthig darbringen." — Der übrige Theil dieses Gottesdienstes, wenn man ihn so nennen will, stimmt mit den, bei der feierlichen Erinnerung an verstorbene Verwandte üblichen, Ceremonieen überein.

Eine andere Religion, die weniger einfach in ihrem Cultus, sich besser zum Volksglauben schickte, ist die Lehre des Lao-kung, oder die Secte Tao-tse, d. i. die Söhne der Unsterblichen. — Lao-kung hatte auf einer Reise nach Tibet einige Ideen von den Lehren der Lama's aufgefaßt, die er, mit eigenen Erfindungen ausgeschmückt, nach China brachte. In der Vorschrift die Leidenschaften zu mäßigen, und das Leben dabei zu genießen, und in der Wissenschaft einen Trank der Unsterblichkeit zu bereien, besteht das Wesen seiner Lehren. Die Priester des Lao-kung leben in Klöstern, ehelos und treiben magische Künste, wobei sie auch häufig Sprüche des Confucius citiren. In ihren Tempeln zünden sie eine Flamme und Räucherwerk auf einem Altare an, beugen sich vor demselben, wenn sie vorübergehen, und lassen mit einer großen Trommel und metallenen Platten Lärm machen, um die bösen Geister zu verscheuchen. Diese bösen Geister sind an der einen Seite des Tempels in monströsen Figuren abge-

bildet; gegenüber stehen die guten Geister, oder die angenehmen Gemüthszustände, Fröhlichkeit, Vergnügen, Liebe rc. — Diese Religion wurde ungefähr im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in China eingeführt, und dort von mehreren Kaisern beschützt; einige Regenten sind auch an dem Trank der Unsterblichkeit gestorben, — so wahr ist es, daß der Aberglaube auf den regierenden Theil keinen Einfluß hat.

Nächst dieser Religion wurde eine andere, beinahe von gleichem Ursprunge und ungefähr um dieselbe Zeit in China eingeführt. Der Kaiser Ming-ti von der Dynastie Han, erinnerte sich bei Gelegenheit eines sonderbaren Traumes, daß Confucius ehedem oft gesagt habe, man werde den wahren Heiligen in einer abendländischen Gegend finden. Der Kaiser schickte also *) Gesandte nach Indien, die sich nach dem Heiligen erkundigen und seine Lehre mitbringen sollten. Die Gesandten brachten das Gesetz des Fo- oder Foe mit.

Fo ist offenbar kein anderer als der Buddha der Indier, nur daß wahrscheinlich der Geist der Chinesen seine Lehre mehr oder weniger nach seiner Art modificirte. So mußte das Christenthum in den Ländern, worin es sich ausbreitete, sich auch nach der Landessitte bequemen.

Fo soll im Jahre 1027 vor Chr. Geb. in Kaschemir geboren worden seyn. Seine Mutter war eine Jungfrau, die von einer Lichterscheinung geschwängert wurde. Bis in sein dreißigstes Jahr lebte er in der Einsamkeit, dann sammelte er Schüler um sich her und lehrte Bilderdienst und Seelenwanderung. — Die Stufenleiter der Wesen, die wir in der Religion der Birmanen **) kennen

*) Im Jahr 65 n. Chr. Geb.

**) S. Th. II. S. 454 unserer Kunde von Asien.

gelernt haben, finden wir auch hier wieder, und wenn der Zustand der höchsten Glückseligkeit also beschrieben wird, daß der Mensch „nichts thut, nichts denkt, und in einer „gänzlichen Unempfindlichkeit gegen Alles versunken ist;" so ist das nichts anders als der Zustand des Nivani, den auch die Singalesen *) kennen, nur daß der Gedanke hier etwas plump ausgedrückt ist. — Die Seele geht durch verschiedene Grade der Läuterung, und belebt bald einen unvollkommenen, bald einen vollkommenen Menschen. Hat sie sich so weit geläutert, daß der Mensch einsieht, er könne nichts Besseres thun, als alles Irdische an sich vernichten, so wird ein solcher Mensch ein Samaneer. Hier giebt es wieder verschiedene Grade, und der höchste Grad von Glückseligkeit und Tugend besteht darin in das leere Nichts zurück zu kehren, von dem wir alle ausgegangen sind. Dieses leere Nichts scheint aber nur Nichts in Hinsicht auf sinnliche Eigenschaften zu seyn, denn außerdem ist es das höchste Wesen.

Das höchste Wesen ist der Urstoff aller Dinge **), es ist von Ewigkeit her, unsichtbar, unbegreiflich, allmächtig, allweise, gut, gerecht, mitleidig und stammt von sich selbst her. Es kann durch keine Abbildung dargestellt werden. Man kann es nicht anbeten und verehren, weil es über alle Anbetung und Verehrung weit erhaben ist. Aber seine Attribute kann man anbeten und verehren.

Als dieses Wesen die Materie erschaffen wollte, nahm es selbst eine materielle Form an, weil es ein bloßer Geist ist, der gar keine Verbindung mit einem körperlichen Wesen hat, und trennte durch seine Allmacht die weiblichen Tugenden von den männlichen, die beide in ihm vereinigt waren.

*) S. Th. II S. 341.

**) S. Asiatisches Magazin, B. I, S. 152 f.

In dieser Trennung beider Naturen und in ihrer ursprünglichen Vereinigung liegt eine Art von Dreieinigkeit, die, im Verein mit der Jungfrau, der Mutter des Fo, den Jesuiten viel zu schaffen machte, und von ihnen wohl gar für ein Blendwerk des Teufels ausgegeben wurde. So findet man auch beinahe die zehn Gebote bei'm Fo.

Die Schriften des Fo enthalten aber auch mehr Philosophie und gesunde Moral, als die christlichen Eiferer sich einbilden mögen, und wenn der Pater du Halde von Fo sagt: „er betrog das einfältige Volk, und sein „Anhang gab sich eine unsinnige Mühe, den ganzen Orient „mit seinen abscheulichen Lehrsätzen zu vergiften; —" so bedachte der Herr Pater wohl nicht, was ein aufgeklärter Anhänger des Fo von ihm und seinem Anhang sagen würde.

Wir wollen einige von den abscheulichen Lehrsätzen des Fo unsern Lesern hier mittheilen:

„Ein tugendhafter Mensch ist, der Alles in Ausführung bringt, was das Gesetz befiehlt; ein großer Mann aber, der sich gleichsam mit dem Gesetze selbst vereiniget, (dessen That selbst zum Gesetz wird.)"

„Wer sich seinen Leidenschaften überläßt, sich aber doch bei den Menschen in gutem Ruf erhalten will, verliert seine Zeit."

„Wer sich seinen Leidenschaften überläßt, gleicht einem Menschen, der mit einer Fackel gegen den Wind läuft und jeden Augenblick in Gefahr ist, sich zu verbrennen."

„Der strengste Beobachter meines Gesetzes muß wie ein Mensch seyn, der von dürrem Stroh umgeben ist, das alle Augenblicke drohet, Feuer zu fangen. Er ist verloren, wenn er nicht schnell entfliehet. So sind unsere Begierden, die uns unserm Untergange nahe bringen, wenn wir ihnen Gehör geben; wenn man sich auch alle Glieder ab-

schnitte, was würde es helfen, wenn das Herz nicht rein ist?"

„Die Könige und Fürsten der Welt sind in meinen Augen nur schlechter Staub, der durch die kleinste Oeffnung fällt. — Gold und Edelsteine sind Scherben von irdenen Töpfen. Das Weltall ist ein Atom; die Erschaffung der Welt aus dem Leeren, eine bloße Verwandlung einer Sache in die andere." *)

Solche Lehren führt du Halde zur Unterstützung seiner Behauptung nicht an, wohl aber Beispiele von den Betrügereien, wozu der Glaube an Seelenwanderung Anlaß giebt. So erzählt er, die Bonzen hätten einem alten Chinesen weiß gemacht, daß er nach dem Tode ein kaiserliches Postpferd werden würde. Einer Bauersfrau, welche drei große Enten hatte und diese verkaufen oder schlachten wollte, benachrichteten die Bonzen, daß die Seelen ihrer Vorfahren in diesen Enten wohnten. Die arme Frau, aus Achtung für ihre Ahnen, übergab die Enten den Priestern, weil diese versprachen, die Thiere am Leben zu erhalten. Allein die Bonzen verzehrten noch denselben Abend die Voraltern der Bauersfrau. — Diese spaßhafte Geschichte hätte dem Pater du Halde eigentlich nichts beweisen sollen, als daß Bonzen überall das Volk zu betrügen wissen.

Die Priester des Fo sind zahlreich, meistens gelb gekleidet, und leben ehelos in großen Klöstern oder Tempeln, die von den Chinesen Pu ta la **) genannt werden. Um den Hals tragen sie einen Kranz von Korallen, den sie zur Abzählung der Gebete (als Rosenkranz), gebrauchen, und worüber die Missionare in Harnisch geriethen. Die Priester des Fo halten überdieß feierliche Umzüge, beugen

*) Mehr hierüber siehe im Asiat. Magazin, Th. I. S. 147.

**) Buddha-laya, Wohnung des Budha, sagen die Mongolen.

sich vor dem Altare, und üben andere Ceremonieen, die an den katholischen Ritus erinnern.

Auch Heilige und Schutzgeister läßt die Lehre des Fo zu, und man findet einige, die an die griechische Mythologie erinnern: so haben sie einen Donnerer, einen Meergott, und einen Thür-Schutzgeist (Janus), den sie Menschin nennen. Die Frau aus der Familie der Puh-sa scheint die personificirte Natur zu seyn. — Die gemeinste aller Göttinnen in China ist die Sching-muh oder heilige Mutter, oder vielmehr die Mutter des vollkommenen Verstandes. Nichts entsetzte die Missionare bei ihrer Ankunft in China mehr, als das Bild dieser Frau, in welcher sie die auffallendste Aehnlichkeit mit der Jungfrau Maria zu entdecken glaubten. Sie fanden sie gewöhnlich hinter dem Altare eingeschlossen, und mit einem seidenen Schirm vor gemeinen Augen verschleiert; zuweilen mit einem Kinde in der Hand, oder auch auf ihrem Knie, und eine Glorie um ihr Haupt. — Die Sching-muh empfieng und gebar einen Sohn, als sie noch eine Jungfrau war, weil sie die Blüte der Blume Lien-chwa (Nelumbium) aß. Sie wird auch oft auf dieser Blume abgebildet.

Seitdem die Mantschu-Kaiser China beherrschen, sind die Regenten nicht mehr unmittelbare Anhänger des Confucius, sondern bekennen sich zur Lehre des Fo; doch hegen sie stets große Achtung für den Chinesischen Philosophen.

12.

Staatsverfassung. Regierung.

Die schwere Hand der willkührlichen Macht hat den physischen Charakter des Volkes unterjocht und nach ihrem Eigensinn umgeformt; selbst die moralischen Gefühle und sittlichen Handlungen der Unterthanen hängen von den Meinungen und dem Irthum der Regierung ab und stehen fast ganz unter ihrer Herrschaft.

Auf den Grundsatz, daß die Kinder dem Vater Zeitlebens unbedingten Gehorsam schuldig sind, und daß letzterer selbst über Leben, Eigenthum und Freiheit der Kinder gebieten könne, ist die Staatsverfassung der Chinesen gebaut. Der Kaiser wird für den gemeinsamen Vater seines Volkes gehalten, natürlich ist ihm daher die Ausübung eben der Vollmacht über dasselbe gegeben, welche einem Vater über seine Familie zukommt. In diesem Sinne nimmt er den Titel: Großer Vater an. Da er nun über jede irdische Macht erhaben ist, so hält man dafür, daß er es auch über die irdische Abstammung sey; daher nennt er sich den einzigen Regierer der Welt und den Sohn des Himmels. Damit aber in dem großen Gebäude des kindlichen Gehorsams Alles übereinstimmen möge, wirft er sich mit vieler Feierlichkeit an jedem Neujahrstage vor der Kaiserin Mutter auf die Knie, und fordert gleiche Huldigung von allen seinen großen Staatsbeamten. Nach diesem System, welches sich gänzlich auf das väterliche Ansehen stützt, wird der Gouverneur einer Provinz für den Vater derselben angesehen, und der Vorsteher eines Collegiums führt, wie man vorgibt, die Aufsicht über dasselbe mit eben dem Ansehen, eben der Theilnahme und eben der Liebe, womit ein Familienvater die Angelegenheiten des häuslichen Lebens besorgt.

Barrow *) bedauert, daß ein Regierungssystem, welches in der Theorie so gefällig aussieht, bei der Ausführung so vielen Mißbräuchen unterworfen ist; und daß die väterliche Sorgfalt und Liebe von Seiten der Regierer, und die kindliche Liebe und Hochachtung von Seiten der Untergebenen, weit richtiger Tyrannei, Unterdrückung und Ungerechtigkeit bei jenen, und Furcht, Verstellung und Ungehorsam bei diesen heißen sollte. — Wir möchten bedauern, daß ein so hellsehender Schriftsteller, als Herr Barrow, der überdieß zu einem Volke gehört, das sich der Freiheit in seiner Constitution rühmt, irgend etwas Gefälliges in der Chinesischen Staatstheorie finden konnte. Sollte ein Volk, das seine Würde und seine Selbstständigkeit fühlt, nicht die größte Demüthigung darin erkennen, wenn man ihm zumuthen wollte, sich als unmündiges Kind anzusehen, das dem Eigenwillen eines Vaters unterworfen seyn muß? Ein Volk braucht keinen zärtlichen Vater, sondern einen gerechten Richter und weisen Gewalthaber, und den Fürsten ist etwas Besseres zuwünschen, als die sogenannte Liebe ihrer Unterthanen. Das Verhältniß der Glieder des Staates zu ihrem Oberhaupte hat durchaus nichts mit den zärtlichen Empfindungen zuthun, und der Einzelne, wenn er anders denken will, kann so wenig auf die Liebe eines Fürsten, als auf die Liebe der Vernunft Anspruch machen. Das Volk selbst fühlt dieß, und nennt daher gewöhnlich einen Fürsten, dem die wahren Regententugenden fehlen, den Vielgeliebten. Die Geschichte hat selten einen König zu loben, dessen größter Stolz diese Benennung war.

Der große Vater in China ist daher auch, wie überall, wo man die Rücksicht, die man dennoch einem blödsinnigen oder ungerechten Vater schuldig ist, auch auf den Regenten überträgt, ein Tyrann geworden, der, in-

*) Th. II. S. 4.

dem es eine seiner ersten Maximen ist, selten vor dem Volke zu erscheinen, schon dadurch wenig Liebe und Sorgsamkeit für seine Kinder verräth. Das kaiserliche Ansehen wirkt hier wie eine geheime Macht, die, weil man nicht sieht, wo sie herkommt, auf Sklavenseelen einen desto größeren Eindruck machen muß.

Die Macht des Souverains ist unumschränkt in China; er hat nicht einmal das Ansehen der Stände oder großen Familien zu scheuen; denn es giebt keinen Erbadel in China und der Kaiser kann seinen ersten Minister von dem Pfluge abrufen und sich zur Seite setzen, wie er die ersten Minister und alle Mandarinen nach Willkür wieder zu den ohnmächtigsten und ärmsten Bettlern machen kann. Diese Einrichtung mag denen als musterhaft erscheinen, welche aus dem Umstande, daß es einige ungesittete und unwissende Junker unter uns gegeben hat, und vielleicht noch gibt, den Erbadel für ein großes Staatsübel angesehen haben. Allein ein Anderes dürfte die persönliche Achtung seyn, auf welche ein unwissender Mensch, seiner Ahnen wegen, Anspruch zu machen sich berechtigt glaubt; und ein anderes die Achtung, die einer Staatseinrichtung gebürt, welche aus dem Bedürfniß der Gesellschaft, und aus der Fürsorge für ihre Freiheit und Sicherheit hervorgegangen ist. Schon die Bemerkung, daß in Staaten, wo es keinen Erbadel gibt, wie in der Türkei und China, der Despotismus ungebunden gegen die heiligsten Interessen des Volks wüthen könne, — sollte die vorlauten Feinde des Adels in ihrer vermeinten Weisheit irre gemacht haben.

In China wacht kein Parlament, kein gesetzgebendes Corps, keine Versammlung der Stände, für die Rechte des Volkes. Jede Gewalt, jedes Gesetz geht vom Kaiser aus und kann auch von ihm, so oft er will, augenblicklich zurück genommen werden.

Wenn dessen ungeachtet mehrere Kaiser sich durch Weisheit und Gerechtigkeit um das Volk verdient gemacht haben und die Tyrannei nicht ausübten, so hat man dieß der Güte der menschlichen Natur, die in jeder Form sich erhalten kann, nicht aber der Verfassung zu danken. In dieser Verfassung finden wir eine einzige, etwas sonderbare Anstalt, deren Entzweck zu seyn scheint, der Tyrannei des Monarchen entgegen zu wirken. Dieß ist die Stiftung des Censorats, das von zwei Männern verwaltet wird, welche die Verpflichtung haben, gegen jeden Mißbrauch der Gewalt des Kaisers Vorstellungen zu machen. Daß diese Männer in der Verwaltung ihres Amtes sehr behutsam verfahren werden, ist voraus zu sehen; daher auch das Censorat sehr unwirksam seyn würde, wenn damit nicht zugleich die Obliegenheit verbunden wäre, die Gesinnungen des Monarchen zu bemerken, seine Reden aufzuzeichnen, und die hervorstechendsten seiner Privathandlungen, so wie die denkwürdigsten Begebenheiten seiner Regierung niederzuschreiben. Die Urkunden dieser Biographieen werden in einem großen Kasten aufbewahrt, und erst nach dem Tode des Kaisers, oft erst nach dem Erlöschen einer Dynastie bekannt gemacht. Man behauptet, daß diese seltsame Einrichtung auf die Entscheidungen des Monarchen einen großen Einfluß äußere und in ihm den Wunsch erzeuge, bei allen Gelegenheiten so zu handeln, daß er mit Zuversicht auf einen unbefleckten Ruhm bei der Nachwelt rechnen könne. Die Geschichtbücher erzählen, daß ein Kaiser aus der Dynastie Tang, in dem Bewußtseyn, die Gränzen seiner Macht verschiedenemale überschritten zu haben, entschlossen gewesen sey, in den historischen Kasten zu sehen, wo er gewußt, daß er alle seine Handlungen aufgezeichnet finden würde. Er brauchte allerlei Gründe, um die beiden Censoren zu überzeugen, daß man den Schritt, welchen er zu thun im Begriffe sey, nicht tadeln könne, da er unter andern wünsche, seine

größten Fehler kennen zu lernen, weil dieß der erste Schritt zur Besserung sey. Hierauf soll ihm einer von ihnen freimüthig geantwortet haben: „Es ist wahr, Ew. „Maj. haben eine Menge Fehler begangen, und die peinliche Pflicht unsers Amtes hat uns genöthiget, sie niederzuschreiben. Eben dieses Amt macht es uns aber auch „zur Pflicht, die Nachwelt von dem Gespräch zu unterrichten, das Ew. Maj. heute gegen alle Ordnung mit „uns gehalten haben."

Diese Geschichte sieht, wie es uns scheint, einem Mährchen sehr ähnlich, wie denn die ganze Anstalt etwas Kindisches hat, das nur einem Chinesischen Gelehrten als eine erhabene Erfindung erscheinen kann. Wenn eine Nation keinen besseren Schutz gegen den Mißbrauch der Gewalt aufzustellen weiß, als das Urtheil der Nachwelt frei zu erhalten, so muß sie ihr eigenes Thun und Leiden, ihre Würde und Wirksamkeit für sehr gering achten, indem sie mehr für die Meinung der kommenden Geschlechter, als für ihren gegenwärtigen Zustand besorgt ist. Und welche Meinung wird die Nachwelt von einem Volke haben, welches das Joch der Tyrannei oder des Blödsinns geduldig ertrug? Es giebt nur einen Schutz gegen den Mißbrauch der Gewalt, und dieser liegt in der Einsicht, in der Weisheit und in den Tugenden des Volkes.

Es ist auffallend und könnte als ein Vorwurf gegen die Kraft und Würde der Menschheit ausgelegt werden, daß bei einer Nation, die angeblich aus 300 Millionen Menschen besteht, so wenig für die schwere Kunst, ein Volk nach vernünftigen Zwecken zu regieren, zu lernen sey. Wenn irgendwo 300 Millionen Menschen sich am Gängelbande wie Kinder leiten lassen, und von der erhabenen Bestimmung, die der Herr der Erde, während seiner irdischen Laufbahn erfüllen soll, keine Rede unter ihnen ist: wie soll man sich gegen die Besorgniß wehren,

daß die Ideen von Recht, Freiheit, politischer Tugend, und von Patriotismus (als Anhänglichkeit an eine moralisch würdige Gesellschaft) nichts weiter als Träumereien wohlwollender Schwärmer seyn dürften? Aber von der andern Seite, ist es nicht der deutlichste Beweis von der persönlichen Würde und Freiheit des Menschen, daß Einer gegen 300 Millionen auftreten und sagen kann, ihr habt Unrecht! Jeder von uns kann dieser Eine seyn.

Unsere Leser werden es vielleicht seltsam finden, daß wir hier so ernsthaft mit der Chinesischen Regierung sprechen; aber gehören die Chinesen nicht zu der großen Familie, deren Glieder wir sind, und ist es thörigt zu hoffen, daß einst ein besserer Geist über die Chinesische Mauer dringen, und die Unbilden der Vergangenheit rächen werde? Ist Europa aus dem langen Schlummer des Mittelalters erwacht zu einem helleren, schöneren Tage: warum sollte das nicht auch für China möglich seyn? Im Norden von Asien und Europa sehen wir ein junges kräftiges Volk, das seit einem Jahrhunderte mit Riesenschritten der Cultur entgegeneilt, und das schon jetzt mit China gränzt; ist es unwahrscheinlich, daß diesem Volk seine Steppen einst als undankbar erscheinen könnten, und daß es sich dann bessere Wohnsitze suchen werde? Für Europäische Taktik kann China keine schwere Eroberung seyn.

Doch wir kehren zu der Verfassung des Staates zurück. Dem Kaiser sind zur Verwaltung seines unermeßlichen Reichs zwei höchste Reichscollegien zugeordnet, ein ordentliches und außerordentliches. Das ordentliche besteht aus seinen sechs Hauptministern, die den Titel: Collao, führen. Der außerordentliche Rath besteht bloß aus den Prinzen vom Geblüte.

Zur Verwaltung der Regierungsangelegenheiten sind sechs Collegia niedergesetzt. 1) Das Collegium, welches die erledigten Regierungsämter besetzt. Es besteht aus dem

Minister und aus gelehrten Mandarinen, die über die Verdienste der Kandidaten urtheilen. — 2) Das Finanzcollegium. 3) Das Ceremoniencollegium. Es wacht über die Beobachtung der vorgeschriebenen alten Gebräuche, unterhandelt auch mit auswärtigen Gesandten. 4) Das Kriegscollegium. 5) Das Justizcollegium. 6) Die Baukammer.

Diese Collegien beschließen, empfehlen und berichten dem Kaiser Alles, was zu ihren Fächern gehört. Er beräth sich sodann mit seinem ordentlichen, und nöthigen Falles, mit seinem außerordentlichen Rathe, und bestätiget, verbessert, oder verwirft die Beschlüsse der Collegien.

Mit den Ober-Collegien in der Hauptstadt stehen die Landes-Collegien in den Provinzen in Briefwechsel.

Die Chinesischen Gesetze, nach welchen in Justizangelegenheiten Recht gesprochen wird, sollen jede Schattirung von peinlichen Verbrechen, nebst der dafür bestimmten Strafe auf das deutlichste erklären, gerecht und dabei milde seyn.

Das Chinesische Gesetzbuch befindet sich schon lange in England, und ist jetzt, ins Englische übersetzt, im Druck erschienen. Sowohl dieses Gesetzbuch, als auch im Ganzen die Justizverwaltung, wird von den Reisenden, für lobenswürdig erklärt. Indessen giebt es einen schlimmen Theil der peinlichen Justiz in China und dieser besteht in der Anwendung der grausamsten Tortur zur Erpressung eines Geständnisses. Ein teutscher Rechtsgelehrter hat sich die Mühe gegeben, die Strafen der Chinesen in Kupfer stechen zu lassen. Man sieht in seinem Werke *) ganz

*) Die Strafen der Chinesen auf XXII ausgemalten Kupfern dargestellt und nach dem Englischen rc. beschrieben von F. Hempel, Rechts-Consulent. Leipzig, im Industrie-Comptoir.

deutlich, wie einem armen Chinesen die Augen mit Kalk ausgebrannt, einem andern die Ohren auf das grausamste gezwickt werden, und wie ein dritter bei den Fußknöcheln in die Folterbank gespannt wird.

Die unschuldigste und gemeinste Strafe ist die Bastonnade. Ein Europäer, der sich auf seine Ehre etwas zu Gute thut, muß es kaum noch lächerlich finden, wenn er einen Staatsbeamten sich auf die Erde hinstrecken sieht, um auf Befehl eines andern, der etwa einen Grad *) höher ist, als er selbst, auf den Hintern geschlagen zu werden; und kaum wird er sich erwehren können, ein Volk, dem diese Gleichheit der Rechte gefällt, für ein Sklavenvolk zu halten.

„Der scharfsinnige Paw, sagt Barrow **), hat *bemerkt*, daß China gänzlich durch die Peitsche und *das* Bambusrohr regiert werde. Zu diesem hätte er den jährlichen Kalender und die Pekinger Hofzeitung hinzufügen können, welche beide, als Werkzeuge der Regierung, *wesentlich* ihre Absichten befördern helfen. Durch den Kalender wird die Beobachtung abergläubischer Gebräuche aufrecht gehalten, welche die Regierung (wie jede andere, die sich vor dem hellsehenden Verstande fürchtet) offenbar aufzumuntern sucht. Durch die Hofzeitung empfängt jeder Winkel des Reichs Nachricht von den Tugenden und der väterlichen Güte des regierenden Monarchen, welche er dadurch beweis't, daß er die Regierungsbeamten, nicht nur für ihre Vergehungen, sondern auch für ihre Unterlassungen bestraft.

*) Es giebt in China neun Grade des Ranges, die sich aber nicht durch Geburt, sondern nur durch die Gnade des Kaisers erlangen lassen. Das Unterscheidungszeichen dieser Grade besteht in der Form und Farbe des Knopfes auf der Mütze und in der Pfauenfeder. Letztere soll eigentlich ein Orden seyn. Es giebt auch einen Orden der gelben Unterkleider, den der Kaiser persönlich austheilt.

**) Th. II. S. 42.

Wenn z. B. eine Provinz durch Hungersnoth verwüstet wird, so werden die vornehmsten Beamten einen Grad herabgesetzt, weil sie nicht die gehörigen Vorsichtsmaßregeln dawider getroffen haben."

Daß die Chinesische Regierung mit so einfachen Mitteln sich Jahrhunderte lang immer in gleicher Form erhalten hat, indem die fremden Eroberer stets die alte Verfassung unverändert ließen, — ist ein auffallendes Phänomen, und um so mehr, da die Chinesische Geschichte mehrere Revolutionen anführt, in welchen die Anarchie herrschend war. Nach den neuesten Nachrichten wüthet eine furchtbare Revolution gerade jetzt in den Eingeweiden des Staates und macht China zu einer Scene blutiger Schandthaten. Herr von Krusenstern hat einige Nachricht darüber in seiner Reise bekannt gemacht *). Ob diese

*) Das Journal de l'Empire vom 14. Mai 1811. enthält einen Artikel, mitgetheilt vom Herrn Leschenault (einem der Naturforscher, der die letzte Expedition nach Australien mitmachte) welcher einige interessante Nachrichten über eine geheime Gesellschaft in China bekannt macht, und die Aussage des Herrn von Krusenstern über dieselbe bestätiget. Wir wollen das Wesentlichste, was Herr Leschenault erzählt, hier übersetzen.

Ungefähr seit 20 Jahren besteht in China eine Gesellschaft, die dort unter dem Namen Thien-Thée-Ohé bekannt ist. Der buchstäbliche Sinn dieser Worte ist: Himmel und Erde vereint. Man versteht darunter, daß der Himmel und die Erde nur ein Ganzes ausmachen, welches gemeinschaftlichen Naturgesetzen unterworfen ist. Die Menschen sollen daher nur von einem Geiste beseelt seyn, und sich gegenseitig Hülfe leisten. Die ersten Grundsätze dieser Gesellschaft sind, die Gleichheit aller Menschen und die Verpflichtung der Reichen, ihren Ueberfluß mit den Armen zu theilen. Die Verbündeten erkennen keine obrigkeitliche Gewalt an, haben unter sich Erkennungszeichen und eine feierliche Einweihung. Bei der Aufnahme wird der Einzuweihende unter zwei bloße Schwerdter gestellt, die

Revolution eine bessere Verfassung einführen werde, ist nicht leicht voraus zu sehen. Schwerlich wird den Chinesen aus ihrem Innern eine wohlthätige Reform zu Theil werden. Unter ihren Nachbaren wären die Birmanen vielleicht am ersten im Stande, durch einen kraftvollen Einfall der Verwirrung ein Ende zu machen.

über seinem Haupte gehalten werden, und er schwört, lieber zu sterben, als die Geheimnisse der Gesellschaft zu verrathen oder ihr untreu zu werden. Darauf zapft man ihm, so wie demjenigen, der ihm den Schwur abnimmt, einige Tropfen Blut ab, vermischt dieses in einer Tasse mit Thee, und Jeder der Anwesenden trinkt etwas davon.

Die Grundsätze dieser anarchischen Gesellschaft gleichen auf ein Haar dem tollen Jacobinismus, der Frankreich während der Revolution zerfleischte, und scheinen aus Europa den Weg nach China gefunden zu haben; wenigstens hat ein Einwohner von Kanton den ersten Entwurf der Gesellschaft gemacht und in dieser Stadt hat sie auch ihren Anfang genommen.

Diese Gesellschaft hat sich in China sehr schnell ausgebreitet, und zum Theil die größten Ausschweifungen begangen. In einigen Gegenden haben die zahlreichen Mitglieder sich offenbar gegen die Regierung empört, und 4000 derselben sollen auch deswegen hingerichtet worden seyn. Der Kaiser hatte ein Gesetz gegeben, daß ihnen die Muskeln des rechten Fußes durchschnitten, und sie auf den Backen gebrannt markt werden sollten, und die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn sie es dennoch unternehmen würden, die Ruhe der Gesellschaft zu stören.

Gleichwohl haben die abschreckenden Beispiele und die strengen Gesetze den Ausbruch einer fürchterlichen Empörung im J. 1804 nicht verhindern können. Schon waren 9 Provinzen dieses unermeßlichen Reiches eine Beute der Wuth dieser Gleichheitsprediger, deren Zahl sich mit jedem Tage vermehrte. Sie hatten bereits eine solche Furcht verbreitet, daß die Reichen, um größerem Unglück zu entgehen, sich mit ihnen verbanden. Andere, welche dieses Opfer nicht bringen wollten, nahm man gefangen, wo man sich ihrer bemächtigen konnte. Es wurde dann an ihre Verwandten geschrieben, und von

Zum Schluß wollen wir noch einige statistische Angaben anführen.

Die Abgaben sind in China gering und ein für allemal bestimmt. Der ganze Betrag der kaiserlichen Einkünfte wird auf 66 Millionen Pfund Sterling angegeben; hiervon werden ausgegeben

für den Civil-Etat	. . .	1,973,333 Pf. St.
für den Militär-Etat	. . .	49,982,933 —
	Summa	51,956,266 Pf. St.

Demnach bleibt ein Ueberschuß von 14,043,734 Pf. St. für den Etat des Kaisers.

Die Armee des Kaisers besteht aus 1 Million Infanterie und 800 000 Cavalerie.

In der Armee sind folgende verschiedene Truppen:

Tatarische *) Cavalerie, deren einziges Gewehr der Säbel ist, einige führen den Bogen.

diesen eine Summe Geldes gefordert zur Auslösung der Gefangenen, welche ohne dieselbe unfehlbar dem Tode geopfert wurden. Schon der geringste Versuch der Verwandten, sie zu befreien oder ihren Aufenthalt zu erforschen, kostete den Gefangenen das Leben.

Dieses war der Zustand der Dinge im Jahre 1804.

Die Grundsätze der Gesellschaft Thien-Thée-Ohé hatten sich auch allgemein unter den Chinesen auf der Insel Java ausgebreitet. Die Eingeweihten verhielten sich jedoch völlig ruhig, aus Furcht vor der Europäischen Regierung. Als Herr Leschenault Java verließ, befand sich daselbst noch ein Oberhaupt dieses Ordens, auf dessen Kopf die Chinesische Regierung im Jahre 1797 oder 1798 einen Preis von 10,000 Piaster gesetzt hatte. Dieser Mensch, der sich Ouitien-Thoue-Thsoua (große Schlange) nannte, hat sich aus China geflüchtet, und hielt sich seitdem in Java auf.

*) Mongolen und Mantschu, also nicht eigentlich Tataren.

Tatarisches Fußvolk, Bogenschützen; sie haben auch große Säbel.

Chinesische Infanterie mit denselben Gewehren.

Chinesische Luntenbüchsen.

Chinesische Kriegstiger, welche große runde Schilder aus Flechtwerk, und lange schlecht verfertigte Degen haben. Auf die Schilder der letzteren sind ungeheure Gesichter eines eingebildeten Thieres gemalt, damit der Feind abgeschreckt, oder wie von einer Gorgone versteinert werden möge.

Obschon die Mantschu es für dienlich erachtet haben, die Chinesische Armee auf dem vorigen Fuß zu lassen, so suchten sie doch die Armee lieber mit ihren Landsleuten, als mit Chinesen zu rekrutiren. Dem zufolge wird jeder Knabe der Mantschu auf die Soldatenliste geschrieben, und durch dieses Mittel erhalten sie sich im Besitz des unermeßlichen Reichs *). Hierzu kommt, daß der Chinese an und für sich kein guter Soldat ist, daß seine Sitten, seine Kleidung und die ganze ursprüngliche Einrichtung des Militärs bei diesem Volke keinen militärischen Geist und keine militärische Haltung zulassen.

So leicht es auch den Mantschu geworden zu seyn scheint, die Chinesen in Furcht zu erhalten: so herrscht doch immerfort eine Eifersucht zwischen beiden Nationen, wodurch die innere Schwäche des Reiches noch vermehrt wird. Ein Eroberer wird hier leichtes Spiel haben. Möchte nur das schöne Land und diese zahlreiche Nation, die vielleicht den sechsten Theil des ganzen Menschengeschlechts ausmacht, von der Vorsehung einem Herrscher anvertraut werden, der von der Vernunft gelernt hat, was die Fürsten den Völkern seyn sollen.

*) Zur Zeit der Eroberung soll die Armee der Mantschu nicht mehr als achtzig tausend Mann betragen haben.

13.

Topographische Beschreibung.

Es würde eine so mühsame als undankbare Arbeit seyn, wenn wir alle von den Reisenden genannten Städte namentlich aufführen wollten, da die Beschreibung derselben sehr trocken ausfallen müßte und fast nur aus Wiederholungen bestehen würde. Wir wollen uns darauf einschränken, nur die Provinzen des Reichs und diejenigen Städte namhaft zu machen, welche ein allgemeines Interesse, in Absicht auf die politischen Beziehungen des Staates, für Europäer haben können.

Die Zahl der Provinzen wird von Einigen auf funfzehn, von Andern auf neunzehn gesetzt. Wir sind in unserer Beschreibung dem Herrn Malte-Brun gefolgt, der mit Sonnerat nur funfzehn annimmt.

Die Städte in China werden in drei Ordnungen eingetheilt. Die erste Ordnung, Fu genannt, hat allemal mehrere Städte der zweiten Ordnung, Scheou, und diese mehrere der dritten Ordnung, Hien, unter ihrer Direction, ungefähr wie es in Frankreich Departements-, Districts- und Arrondissementsstädte gibt.

1. Die Provinz Pe-tsche-li liegt am Meerbusen gleiches Namens, im Süden der großen Mauer und im Nord-Osten des Reiches. Sonnerat rechnet zu dieser Provinz auch das Land Leao-Tong, das jedoch außerhalb der Chinesischen Mauer liegt. Das Klima ist ziemlich kalt und der Boden, im Vergleich zu den andern Provinzen, nicht besonders fruchtbar. Mehrere Berge durchschneiden das Land; zwei derselben liefern viele Steinkohlen. Auch findet man Bergkrystall und Agatsteine. Der Boden ist sandig und salpeterhaltig, und wird von Seen, Flüssen und Canälen bewässert.

Pekin, die Hauptstadt des Reichs und gewöhnliche Residenz des Kaisers in einer fruchtbaren, unermeßlichen Ebene, ungefähr 12 teutsche Meilen von der großen Mauer entfernt. Sie bildet ein längliches Viereck und besteht aus zwei Haupttheilen, welche von den Europäern gewöhnlich die Chinesische und die Tataren-Stadt genannt werden. Letztere wird von der kaiserlichen Familie und den Mantschu *) bewohnt, seitdem eine Dynastie aus dieser Nation den Thron von China in Besitz hat. Die Mauer, welche die Stadt umgibt, ist so hoch, daß sie über alle Häuser hinausragt, und diese daher nicht sehen läßt; sie ist theils mit Quader- theils mit Backsteinen bekleidet, und bildet Linien, die einige Aehnlichkeit mit der Europäischen Befestigungsart haben. Ueber den neun Stadtthoren sind Wachtthürme errichtet, von massiver Bauart, aber ohne Schmuck; man bemerkt an denselben gemahlte Schießscharten. Die Straßen sind über 100 Fuß breit, oft eine Stunde lang und nicht durchgängig gepflastert, werden aber statt dessen in der trocknen Jahreszeit täglich mit Wasser besprengt, um den Staub zu löschen. Die Breite der Gassen und das Volksgewühl auf denselben geben der Stadt ein eigenes freundliches Ansehen; welches aber dadurch gemindert wird, daß man von den ohnehin niedrigen Häusern nichts als die Hinterseite sieht. Die Kramladen der Kaufleute, die nach der Gasse hinaus gehen, beleben dafür die Scene. Sie stellen ihre Waaren sämmtlich zur Schau aus, so, daß man die ganze Chinesische Industrie in einer solchen Gasse ausgekramt sieht. — Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist der kaiserliche Pallast, dessen Pracht jedoch weniger in einer schönen Bauart, als in der Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten besteht. Die Ringmauern des Pallastes umgeben nicht nur die Wohnung des Monarchen, sondern eine eigene kleine Stadt, welche von den Hofbeamten, Officieren und einer zahllosen Menge von Künstlern, die sämmtlich im Dienst des Kaisers stehen, bewohnt werden. Der Pallast selbst soll eine Stunde im Umfange haben, und die Hauptseite reich mit Gemälden, Vergoldungen und lackirter Arbeit verziert seyn. In den innern Gemächern findet man an

*) Die Mantschu sind keine Tataren, daher die Benennung Tataren-Stadt unrichtig ist.

Möbeln und Ausschmückungen Alles, was China, Indien und Europa Seltenes und Schönes aufzuweisen haben. Die Gärten gewähren, nach den einstimmigen Aussagen aller Reisenden, einen zauberischen Anblick. Man findet darin künstliche Berge von 20 bis 60 Fuß Höhe, die durch kleine, mit Canälen bewässerte Thäler getrennt sind. Diese Wässer vereinigen sich in Seen und großen Teichen, auf denen prächtige Barken schwimmen und deren Ufer mit einer Reihe von Gebäuden besetzt sind, unter denen man vorgeblich zwei gleiche suchen würde. In jedem Thale findet man ein Lusthaus, das groß genug wäre, einen König mit seinem Gefolge zu beherbergen. Diese Häuser sind von Cedernholz gebaut, ein Baum, der aus einer Entfernung von 300 Meilen von Pekin geholt wird. Mitten in einem See, der eine halbe Stunde im Durchmesser hat, findet man eine Felseninsel und auf derselben einen prachtvollen Pallast, der über hundert Zimmer zählt. Er hat vier Façaden von einer zierlichen und imposanten Bauart. Die umliegenden Berge und Hügel sind mit Bäumen besetzt, und vorzüglich mit solchen, die duftende Blüten tragen. An den Ufern der Canäle erheben sich Felsen in schönen und bizarren Gruppen, welche die rohe, wilde Natur täuschend nachahmen. Auf den Gipfeln der Berge werfen hohe Bäume ihren Schatten auf liebliche, einsame Lusthäuser *) und Kiosken. Das Ganze gleicht einem Feen-Aufenthalt.

Die Tempel in Pekin sind weniger schön, als in dem Lande der Mantschu, wo der Kaiser den Sommer residirt, und wo die Religion des Hofes in größerem

*) In einem von diesen Lusthäusern endete der letzte Kaiser der vorigen Dynastie sein Leben. Der Rebelle Li-st-sching, angeeifert durch die Schwäche, Ueppigkeit und schläfrige Sicherheit des Hofes, wollte sich zum Herrn von China machen und drang mit einer Armee von Aufrührern bis zu den Thoren von Pekin vor. Der unglückliche Kaiser wurde schlecht von seinen Garden vertheidigt und zog sich in einen Pavillon des Gartens zurück, als er den Pallast in den Händen der Rebellen sah. Er nahm seine einzige Tochter mit sich, und um sie von der bevorstehenden Entehrung zu befreien, stieß er ihr den Dolch ins Herz und erdrosselte sich selbst.

Ansehen steht, als in China, wo die Philosophie des Confucius der Ueppigkeit und Pracht der Religion geschadet hat.

Die Bevölkerung der großen Hauptstadt, wird von den Engländern wahrscheinlich sehr übertrieben, auf 3 Millionen gesetzt. Wenn es mit dem angegebenen Umfang der Stadt (von 14 Engl. Quadr. Meilen für die Tatarenstadt und 9 Quadr. Meilen für die Chinesische Stadt) seine Richtigkeit hat; so ist es unmöglich, daß drei Millionen in einem Raume leben, der den Umfang von London ungefähr um ein Drittel übersteigt, um so weniger, da man in China den Platz nicht durch mehrere Stockwerke zu vergrößern versteht. In der Chineser-Stadt ist überdieß nur ein geringer Theil bebauet, und noch dazu irregulär und schlecht; der Rest ist freies Feld und zum Theil mit Erdfrüchten bestellt. Wenn also auch die drei Millionen, wie Malte-Brun sagt, eine extravagance plus qu'anglaise sind: so halten wir doch seine Versicherung, daß diese Menschenzahl in der Stadt nicht aufrecht neben einander stehen könnte, für eine extravagance plus que française; denn auf einer Quadr. Meile Raum können 36 Millionen Menschen sehr bequem neben einander stehen. — Herr Malte-Brun schätzt die Bevölkerung auf 600,000 bis 700,000 Seelen. Er thut aber auch den Engländern Unrecht, wenn er ihnen so unbedingt die 3 Millionen aufbürdet. Staunton *) sagt: „Nach der Angabe des Gemelli Carreri schätzte der Jesuit Grimaldi die Volksmenge von Pekin im vorigen Jahrhundert auf 16 Millionen, ein anderer Missionär läßt sich billiger finden, denn er schlägt die Bevölkerung der Tataren-Stadt allein nur zu 4,250,000 Menschen an. So viel wir darüber haben ausmitteln können, beträgt sie in Allem ungefähr 3 Millionen. Auch diese scheint Pekin kaum fassen zu können, da die Häuser so niedrig sind; doch bedarf auch eine Chinesische Familie, wenigstens vom mittleren und geringeren Stande, nur sehr wenig Raum. Staats- und andere Zimmer, die nicht zum unmittelbaren Bedürfniß gehören, giebt es in dergleichen Häusern nicht. Eine Familie bis in die dritte Generation, wohnt gewöhnlich beisammen 2c. 2c."

*) Th. II. S. 133.

Bei der großen Bevölkerung ist Pekin, nach Staunton's Versicherung kein ungesunder Ort; dieß rührt zum Theil daher, daß der Chinese sich viel in freier Luft aufhält, und sich in Absicht seiner Kleidung sehr sorgfältig nach der jedesmaligen Beschaffenheit der Witterung richtet. Die Luft ist trocken und giebt so wenig als die Lebensweise der Eingebornen zu ansteckenden Krankheiten Anlaß. — In der Stadt wird gute Ordnung gehalten, und man hört selten von Mord oder andern groben Verbrechen. Jeder zehnte Hauswirth ist für das Betragen seiner neun nächsten Hausnachbarn bis auf einen gewissen Punkt verantwortlich. Oeffentliche Mädchen dürfen nur in den Vorstädten wohnen. Auch werden ihrer nicht mehr geduldet, als die geringe Anzahl Eheloser, oder Reisender, die ihre Weiber in der Provinz zurück gelassen haben, ungefähr erfordert. — Die Polizei-Soldaten in Pekin führen lange Peitschen, wodurch sie das Volk in Ordnung halten.

Statt der Kutschen, die andere große Städte beleben, die man aber in China nicht kennt, sieht man eine zahllose Menge Sänften auf den Straßen, worin sich die Damen tragen lassen. Eine solche Sänfte wird bisweilen, des Staats wegen, von acht bis zehn Trägern getragen.

Zu den Merkwürdigkeiten von Pekin gehört eine große Glocke, gegen welche die berühmte Erfurter große Glocke ein Kind seyn soll; sie befindet sich unfern dem Kaiserlichen Pallaste in einem großen und hohen Gebäude und ist von walzenförmiger Gestalt. Sie wird an der Außenseite mit einem hölzernen Hammer geschlagen und giebt einen so durchdringenden Schall, daß man ihn durch die ganze weitläuftige Hauptstadt überall hört, daher sie auch zum Signalgeben gebraucht wird.

Man zählt in Pekin 10,000 sogenannte Palläste (Miao) 33 Tempel, 2 Russisch-Griechische und 4 katholische Kirchen, mehrere Klöster, vier Moscheen, ein Findlingshaus und 6 Begräbnißplätze der vorigen Kaiser; 26 Tribunale, Collegien und Gerichtshöfe. Auch findet man eine Sternwarte, die Expedition einer Hofzeitung (Regierungsblatt) und eine Kuhpocken-Impfungsanstalt.

Pao-ting-fu, der Sitz des Vicekönigs der Provinz, in einer fruchtbaren, angenehmen Gegend. Unter dem Vorsitz der Stadt stehen 3 Städte vom zweiten und 17 von dritten Range. Durch ihr Gebiet gehen die Flüsse Pekeouho, Ching-ho und Fouto-ho. Bei der Stadt findet man eine schöne Brücke von grauem Marmor. Der Weg von Pekin nach der Provinz Chan-si führt durch Pao-ting-fu, und ist wegen Menge der Reisenden sehr belebt. Die Zahl der volkreichen Städte und Dörfer auf diesem Wege ist groß, aber was die Reisenden von diesen Orten berichten, ist so wenig charakteristisch, daß es auf jede Chinesische Stadt paßt.

Die Stadt Chonte-fu war die Residenz unter den Kaisern aus der Dynastie Chin, und die Hauptstadt des Königreichs Siang zur Zeit der Theilung des Chinesischen Reichs; sie führte, wie fast alle Städte in China, verschiedene Namen in den verschiedenen Perioden der Geschichte. Unter ihrer Abhängigkeit stehen 9 Städte des 3ten Ranges. In dem Gebiete von Chonte-fu liegen die Berge Thang-chan und Lan-kiang-chan; auf dem Gipfel des ersten findet man eine natürliche Höhle, die einem Hause gleicht, und in derselben eine heilbringende Quelle. Auf dem Long-kian-chan ist ein großer Tempel, dem Gott Fo geweiht. Der Kaiser Quang-vu-ty, aus der Familie Hang, der im ersten Jahrhundert n. Chr. Geb. den Cultus des Fo begünstigte, ließ bei einer Dürre durch seine Soldaten im Felsen einen Brunnen graben, bei welcher Gelegenheit der Gott Fo einen Regen schickte, der als eines seiner großen Wunder gepriesen wird.

Die Stadt Taming-fu ist sehr alt. In dem Gebiet derselben wurde einmal ein Berg abgetragen und eine Stadt auf der Stelle erbaut. Bei dieser Gelegenheit prophezeihte ein Chinese, daß nach 640 Jahren eine Frau aus dieser Stadt auf den Thron kommen und das Reich mit Gerechtigkeit regieren würde; welche Prophezeihung auch in der Person der Gemahlin des Kaisers Phing-ty gerade nach 640 Jahren eintraf.

Guen-hoa-fu, eine große, volkreiche Stadt, mit vielen schönen Gebäuden und Triumphbogen. Sie liegt in

einem Thale unfern der großen Mauer. In den Bergen findet man schöne Krystalle, Marmor und Porphyr.

In dieser Gegend werden sehr große gelbe Ratzen gefunden, deren Fell in China sehr gesucht wird, weil sie die kaiserliche Farbe haben.

Das Land Leaotang *) liegt jenseits der großen Mauer, gränzt an das Vaterland der Mantschukaiser und wird als der zweite Hof des Kaisers angesehen, welcher zuweilen in Chinking residirt. Das Land ist entvölkert, weil es ehedem häufig der Schauplatz des Krieges zwischen den Chinesen und Mantschu war.

Kin-tschen-fu, eine Stadt, die ehedem schon zu Petscheli gehörte, unfern dem Golf von Petscheli.

2. Schan-ton. Diese Provinz besteht größten Theils aus einer Halbinsel, die sich im Süden des Meerbusens von Petscheli ins Meer erstreckt. Sie ist das Vaterland des Confucius. Der große Kaiserkanal geht durch die Provinz, und diesen Canal befahren alle Barken, die aus den südlichen Gegenden nach Pekin gehen. Außer dem großen Canal wird Schan-ton von unzähligen Seen, Bächen und Flüssen bewässert; diese befördern den Reichthum des Landes, das an sich unfruchtbar ist, indem hier Trockenheit und Mangel an Regen angetroffen werden. Ein Theil der Provinz besteht aus einer großen Ebene zu beiden Seiten des Ta-tein-ho. Man baut Getraide, Hirse, Tabak und vorzüglich Baumwolle. Auch der Seidenbau von einer wilden Raupe ist nicht unbeträchtlich. Die vielen Berge in dem südöstlichen Theil liefern Steinkohlen. In diesen Gebirgen findet man die riesenhaften Felsen, welche die Chinesen die fünf Pferdeköpfe nennen.

Tsi-nan-fu, die Hauptstadt der Provinz, ist groß und volkreich und treibt starken Handel, obgleich sie

*) S. Sonnerat l. c. Tom. II. p. 335.

nicht am Canal liegt. Hier werden die besten weißen Seidenzeuge fabricirt, auch einige, jedoch sehr zerbrechliche Glaswaaren.

Yen-tscheou-fu eine große volkreiche Handelsstadt, in einer von zwei Flüssen bewässerten fruchtbaren Gegend. Die Stadt vom dritten Range Kio-feou-hien, die unter der Direction von Yen-tscheou fu steht, ist der Geburtsort des Confucius, und hat mehrere, ihm zu Ehren errichtete Monumente.

Ling-schin-tscheu, eine Stadt des zweiten Ranges, unfern dem Eintritt des großen Canals in die Provinz, und eine Hauptniederlage der auf demselben verführten Waaren.

3. Kiannan oder Kiang-nan, eine der fruchtbarsten und durch ihren Handel reichsten Provinzen des Reichs. Der blaue Strom, Yang-tse-kiang, durchströmt sie und ergießt sich an ihrer Küste in den Meerbusen von Nankin, der ein Theil des gelben Meers ist. Im Norden der Provinz ergießt sich der gelbe Strom ins Meer, nachdem er einen Theil von Kiang-nan durchflossen hat. — Die Einwohner werden für die gebildetsten unter allen Chinesen gehalten; ihre Seiden- und Baumwollenzeuge sind selbst in Europa berühmt. Ein ausgebreiteter Handel wird in volkreichen Städten, von denen 14 vom ersten Range, getrieben.

Nankin, ehedem die Hauptstadt des Reiches, an der Mündung des blauen Stromes, wurde lange für die größte Stadt der Welt gehalten, indem sie einen Umkreis von 9 teutschen Meilen und eine Million Einwohner haben soll. Neuere Berichte versichern aber, daß nur eine Strecke, die dem dritten Theil von Paris gleich kommt, mit Häusern bedeckt, und der Rest unbewohnt ist. Seitdem die Residenz der Kaiser nach Pekin verlegt wurde, ist Nankin in Verfall gekommen. Der prächtige Pallast wurde 1645 von den erobernden Mantschu verbrannt. Die merkwürdigsten Gebäude sind die schönen Thore und der berühmte Porcellanthurm von neun Stockwerk, zu deren

höchstem man auf 884 Stufen hinaufsteigen muß. Der obere Knopf soll von massivem Golde seyn. Jedes Stockwerk ist mit einer Galerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemälden ausgeschmückt ist. Die Materialien dieses schönen Gebäudes sind so innig mit einander verbunden, daß es scheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre. An der Ecke einer jeden Galerie hängen eine Menge Glocken, die einen angenehmen Ton geben, wenn der Wind sie bewegt. — Die Einwohner von Nankin werden als Freunde der Wissenschaften gerühmt; es giebt hier viel Bibliotheken, und die Buchhändler haben reichere Sammlungen mit Eleganz gedruckter Bücher, als in den andern Städten. Man findet hier auch medizinische Akademieen. — Die Seidenfabriken erzeugen einfachen und geblümten Atlas, der für den besten in China gehalten wird. Die Baumwollenzeuge aus gelber Baumwolle, die unter dem Namen Nankin in allen Erdtheilen beliebt sind, werden hier am besten fabricirt und die Bewohner von Nankin behaupten, daß die Staude, welche die gelbe Baumwolle trägt, nur in ihrer Provinz gedeihe. Die Lage der Stadt ist dem Handel vortheilhafter, als jene von Pekin.

Sau-tschu-fu, eine der größten schönsten Städte des Reichs, unfern dem Tai-hou, d. i. dem See von Tai, in einer mit Canälen und Bächen durchschnittenen und mit romantischen Bergen eingefaßten Gegend. Sau-tschu-fu wird das Paradies von China genannt, und dafür halten es die Chinesen auch, denn sie sagen: „der Himmel ist zwar über uns, dafür aber haben wir auf Erden Sau-tschu-fu!" Durch die vielen Gewässer steht der Ort in Verbindung mit dem ganzen Reiche und ist daher der Aufenthalt der reichsten Kaufleute; und wie überall der Reichthum das Leben, wenn wir so sagen dürfen, lebendiger macht, so ist er auch hier Ursache, daß Sau-tschu-fu die Schule der Künstler, der Gelehrten, der geschicktesten Schauspieler, Seiltänzer, Luftspringer und Taschenspieler, das Vaterland der schönsten und reizendsten Weiber und der Vereinigungsort reicher und wollüstiger Müssiggänger ist. Staunton vergleicht die Stadt mit Venedig, weil eine Menge Gondeln durch die Canäle unter den prachtvollen Brücken hier den reizen-

den Anblick eines Gewühls auf dem Wasser gewähren: die Häuser sind im Ganzen gut gebaut und artig verziert. Die Einwohner gehen größten Theils in Seide gekleidet und haben ein wohlhabendes, frohes Ansehen. — Nicht weit von Sau-tschu-fu ist der Tai *), ein schöner Landsee mit lachenden Hügeln umgeben, nach welchem aus der ganzen Gegend umher, als nach einem Lustorte, gewallfahrtet wird. Die kleinen Boote, in welchen man auf diesem See spazieren fährt, werden zum Theil nur von einer einzigen Frauensperson gerudert. Die schönen Ruderer sollen nebenher noch ein anderes Handwerk treiben; daher auch jedes Boot eine niedliche, ganz verdeckte Cajütte hat. — Der Vicekönig der Provinz wohnt nicht in Nankin, sondern hier im reizenden Sau-tschu-fu.

Long-kiang-fu **) eine fast ganz im Wasser erbaute Stadt. Die Schiffe können von allen Seiten anlanden und begeben sich von hier nach dem Meere, das nicht weit entfernt ist. Man gewinnt hier eine unglaubliche Menge Baumwolle und erzeugt daraus Zeuge, die so fein sind, daß sie für seidene gehalten werden.

Tschin-kiang-fu, am Ta-kiang, d. i. Taflusse, eine der vorzüglichsten Seestädte, und ein wichtiger Waffenplatz. Die Mauern der Stadt sind 30 Fuß hoch und die Straßen sind mit Marmor gepflastert.

Die kleine Insel Schin-Schan, am Ausflusse des blauen Stromes ist durch Natur und Kunst zu einem reizenden Aufenthalte gemacht worden; die hohen felsigen Ufer und die Palläste und Gärten auf derselben gewähren einen schönen Anblick.

Yang-tscheu mit 200,000 Einwohnern und einer großen Salzniederlage.

Ngan-kingfu eine reiche Handelsstadt, in einer angenehmen Gegend, an der Gränze der drei Provinzen Hou-quan, Kian-si und Kian-nan.

*) Staunton nennt ihn Si-hu. S. Th. III. S. 353.

**) Auf einigen Charten wird der Ort Son-kiang-fu oder auch Foe-kiang-fu geschrieben.

Hoei-tscheu der Sitz der unternehmendsten Kaufleute, die auch im ganzen Reiche ihre Abgeordneten haben. In der Gegend dieser Stadt soll der beste Thee wachsen.

Fu-yang-fu auf einem Berge am Hoay-ho, der sich in den gelben Fluß ergießt. Der erste Kaiser der vorigen Dynastie, wollte hier seine Residenz aufschlagen, änderte aber nachher den Entschluß; daher wurden die angelegten Gebäude nicht vollendet, und nur drei Denkmäler ausgebaut, deren eins das Grabmal des Vaters des Kaisers Hong-vu, das andere ein prächtiger Tempel des Fo und das dritte ein Thurm. Die Stadt hat durch Kriege viel gelitten.

4. Tsche-kiang. Diese Provinz treibt den stärksten Seidenbau.

Die Hauptstadt Han-tscheu-fu ist als Handelsstadt die vorzüglichste Niederlage zwischen den nördlichen und südlichen Provinzen. Die umliegende Gegend wird als ein irdisches Paradies beschrieben. Die Ufer des Tsching, die bald mit Felsen eingefaßt sind, bald sich zwischen lachenden Fluren winden, gewähren den Reiz der Abwechselung.

Ning-po-fu, von den Europäern Liampo genannt, hat einen vorzüglichen Hafen an der Ostküste, den Japanischen Inseln gegenüber. Der Eingang in den Haven ist für große Schiffe schwierig, wegen der Untiefe. Die Chinesischen Kaufleute von Siam und Batavia kommen jährlich hierher zum Einkauf der Seide. Der Handel mit Japan ist lebhaft, indem Nangasaki nur zwei Tagereisen entfernt ist. Ning-po ist einer von den Häfen, die den Fremden offen stehen.

Chao-hing-fu, eine Stadt, in welcher die besten Advocaten und Chicaneurs gefunden werden; sie liegt in einer schönen Ebene, ist mit vielen Canälen durchschnitten und soll eine auffallende Aehnlichkeit mit Venedig haben. Die Straßen, zu beiden Seiten der Canäle, sind breit und mit weißen Quadersteinen gepflastert. Von dieser Steinart findet man auch viele Häuser erbaut, welches

in China eine Seltenheit ist. Eine Menge Triumphbogen zieren die Plätze und Gassen.

5. Die Provinz Fo-tkien liegt im heißen Klima, doch ist die Luft rein und gesund. Ihre Lage ist dem Handel sehr günstig, der von hier aus mit Japan, den Philippinen, Formosa, Java, Cambodscha, Siam rc. unterhalten wird. Auch werden an den Küsten eine Menge Fische gefangen, eingesalzen, und ins Innere des Reichs verschickt. Es herrscht große Industrie unter den Bewohnern.

Fu-tschu-fu, die Hauptstadt, berühmt durch ihren Handel, durch die Menge ihrer gelehrten Bewohner, die Fruchtbarkeit des umliegenden Landes, die Schönheit der Flüsse, welche die größten Barken bis zu ihren Mauern tragen, endlich durch eine bewunderswürdige Brücke, die über hundert Bogen zählt, ganz von Quadersteinen erbaut und über den Meerbusen gespannt ist.

Yen-ping-fu, eine schöne Stadt, mit einer Art von natürlicher Befestigung, durch die umliegenden Berge.

Tchang-tschu-fu, eine ansehnliche Handelsstadt.

6. Quan-ton, die wichtigste der südlichen Provinzen, durch Fruchtbarkeit, Industrie und Handel.

Quan-tschu-fu, von den Europäern Canton genannt, die Hauptstadt der Provinz und daher der Sitz des Vicekönigs, die reichste Stadt des Reiches und der Mittelpunkt des ganzen Europäisch-Chinesischen Handels, der hier unermeßliche Schätze einträgt und gleichwohl von der Regierung mit so vielen Hindernissen eingeschränkt wird, als ob er ein Uebel wäre, dem man den möglichst geringen Einfluß gestatten müsse. Die Gassen in Canton sind gerade, aber nicht sehr breit. Man findet viele schöne Gebäude, Tempel, Triumphbogen, Promenaden, die aber nicht von den Europäern besucht werden dürfen. Canton ist außerordentlich volkreich, wie das Gewühl auf den Gassen ausweist; die Reisenden sind aber über Popu-

lation nicht einig; die frommen Missionäre, welche in China überall Millionen sahen, schätzen sie auf 1 bis 1½ Million. Malte-Brün nimmt 250,000 Einwohner an, wovon 100,000 bloß auf Böten wohnen. „Diese Stadt," sagt Sonnerat, „ist eine der ansehnlichsten des Reichs, nicht bloß wegen des Umfangs und der Volksmenge, sondern auch, weil in ihrem Gebiet ein großer Flecken liegt, der zwei französische Meilen lang ist, und von sechs Millionen (?) Menschen bewohnt wird. Dieser Ort, Fou-chan genannt, ist das Hauptmagazin des ganzen Reiches; auch werden daselbst die meisten Seiden- und Leinenzerge und die Kupfer-, Eisen- und andere Metallwaaren fabricirt, die von hieraus nach ganz Indien verschickt werden."

Nan-hiong-fu, eine große, sehr besuchte Handelsstadt, am Fuße eines Berges, der die Provinz Canton von Kiang-si trennt. Zwischen Nan-hiong-fu und Nan-quan, der ersten Stadt in der Provinz Kiang-si, liegt der Berg Meisin, auf welchem ein Stunden langer Weg über ungeheure Abgründe erbaut ist. Auf dem Gipfel des Berges hat man eine weite Aussicht in beide Provinzen. Zu Ehren des Mandarin's, der diesen bewundernswürdigen Weg angelegt hat, ist ein Monument auf dieser Höhe errichtet. Alles was von Osten und Süden des Reiches kommt, muß diesen Weg passiren, daher er gewöhnlich so lebhaft seyn soll, als die Straße einer volkreichen Stadt.

Tschao-king-fu, die schönste Stadt der Provinz, mit einem geräumigen Hafen, und in einer unvergleichlich angebauten Gegend, worin Dörfer an Dörfer stoßen und nur einen unermeßlichen Ort zu bilden scheinen.

Macao, eine Portugiesische Niederlassung an der Südspitze einer Insel, die Canton gegenüber liegt. Diese Südspitze und der Hafen, den sie bildet, sind den Portugiesen für einen jährlichen Tribut von 500 Unzen Silber überlassen worden. Auf der Erdzunge, welche diese Spitze mit dem übrigen Theil der Insel verbindet, ist eine Mauer errichtet, die von beiden Seiten ins Meer hineinreicht, und deren Mitte von Chinesischen Soldaten bewacht

*) Voyage aux Indes. Tom. II. pagn. 411.

wird. Die Portugiesen haben selten die Erlaubniß, über die Mauer hinaus zu gehen. Der ehemalige bedeutende Handel von Macao ist tief herabgesunken. Die Portugiesen leben dort in Faulheit und Armuth, und scheuen sich nicht, mit den Reitzen ihrer Töchter Handel zu treiben. Macao zählt noch 12,000 Einwohner, über die Hälfte derselben sind Chinesen. Macao ist ein gesunder Ort, doch ist die Hitze hier so groß, daß die Englischen Matrosen das Sprichwort aufgebracht haben: „die Hölle ist von Macao nur durch ein Blatt Papier geschieden.“ — Die Portugiesische Besatzung von Macao und der Citadelle besteht aus einer großen Anzahl Offiziere und ungefähr 300 Soldaten, welche letztere größten Theils Neger und Mulatten sind. — Auf einer Anhöh bei der Stadt findet man eine Grotte, in welcher Camoëns seine Lusiade gedichtet haben soll, und die daher auch die Grotte des Camoëns heißt. — Die Propaganda hielt einen Procurator in Macao, der den Chinesischen Missionaren Gelder zur Unterstützung zufließen ließ.

Die Laronen, kleine Inseln in der Nachbarschaft von Macao, dienen den häufigen Seeräubern dieser Gewässer als Schlupfwinkel.

7. **Kiang-si.** Diese Provinz liegt nicht, wie die bisher beschriebenen an den Küsten, sondern im Innern des Reichs nordöstlich von Quan-ton. Sie ist mit hohen, fast unersteiglichen Gebirgen bedeckt, zwischen denen schöne fruchtbare Thäler liegen, ist außerordentlich bevölkert, und daher können, so viel Reiß auch der Fleiß der Bewohner gewinnt, sie doch nur wenig in andere Provinzen ausführen. Die Chinesen beschuldigen die Einwohner dieser Provinz des schmuzigsten Geizes. Die Berge haben reiche Gold-, Silber-, Blei-, Eisen-, und Zinngruben.

Nan-tschang fu, die Hauptstadt der Provinz und Sitz des Vicekönigs. Durch die vielen Canäle wird der Handel befördert. In dem unweit der Stadt gelegenen Flecken King-te-tsching, der 1 Million Einwohner haben soll, wird das beste Porzellan fabricirt, das an der blendenden Weiße leicht zu erkennen ist.

Hoang-fin-fu, in einer gebirgigten Gegend, die aber gleichwohl vortrefflich angebaut und fruchtbar ist.

Näng-ngan-fu, eine volkreiche Handelsstadt.

8. Hou-Quan, eine große Provinz im Mittelpunkte des Reichs, die vom Yang-tse-kiang durchströmt wird, ist größten Theils eben und reich an Seen, Bächen und Canälen. Man nennt sie wegen ihrer großen Fruchtbarkeit die Kornkammer von China; sie ist reich an Getraide, Früchten, Thee, Hausthieren, Metallen rc.

Vou-tschang-fu, die Hauptstadt am blauen Fluß, an dessen gegen über liegendem Ufer die Stadt Hang-yang-fu liegt. Diese beiden Städte sollen der volkreichste Fleck in China, mithin auf der ganzen Erde seyn. Die hiesigen Fabriken, die Bambuspapier erzeugen, haben einen unermeßlichen Absatz von diesem Artikel. — Hang-yang-fu treibt ansehnlichen Handel.

Kin-tscheu-fu, eine schöne, reiche Handelsstadt und zugleich einer der größten Waffenplätze, den die Chinesen für den Schlüssel ihres Reichs halten. Das Quartier der ansehnlichen Garnison, die aus Mantschu-Truppen besteht, ist von der Chinesen-Stadt durch eine Mauer geschieden.

9. Ho-nan, der Garten des Reiches, eine Provinz, welche die Vorzüge aller Chinesischen Provinzen, Fruchtbarkeit, Canäle, leichte Communication und Fleiß der Bewohner, in einem vorzüglichen Grade in sich vereiniget.

Kai-fong-fu, die Hauptstadt am gelben Fluß. Sie litt im Jahre 1642 eine Ueberschwemmung, wobei 300,000 Chinesen umkamen, und hat sich noch nicht von diesem Unglück erhohlt.

Honan-fu wurde ehedem von den Chinesen für den Mittelpunkt der Welt gehalten, weil die Stadt in der Mitte des Reichs liegt.

Nan-yang-fu ist wegen der außerordentlichen Wohlfeilheit der Lebensmittel, die der Boden im Ueberfluß erzeugt, merkwürdig.

10. Schan-si, im Nordosten von China, soll der Ursitz des Chinesischen Volkes seyn. Die Provinz ist fruchtbar, und erzeugt auch Weintrauben, die aber nicht gekeltert werden; man findet in den Gebirgen einen blauen Stein, der zum Färben des Porzellans gebraucht wird; Eisenminen, und viele Salzseen.

Tai yuen fu, die Hauptstadt und ehemalige Residenz der Kaiser aus der Dynastie Tai ming tschao. Die Palläste sind verfallen und nicht wieder aufgebaut; man findet nur noch einige Grabmäler von Marmor und Quadersteinen und viele Triumphbogen.

11. Schen-si, die größte Provinz des Reichs, gränzt im Norden an die Mongolei, im Westen an das Land der Kalmuken von Koko Nor und an die Sifans im Südwesten. Die Bewohner sind die tapfersten unter allen Chinesen.

Si-ngan-fu, die Hauptstadt, nach Pekin eine der größten und schönsten Städte von China. Der Umfang der regelmäßigen Stadtmauer beträgt vier Stunden. Die Thore sind, wie die Mauer, sehr hoch und zum Theil ausgezeichnet schön. Die Garnison der Mantschu-Soldaten ist stark und bewohnt ein eigenes befestigtes Quartier.

Han-tschong-fu, eine große und volkreiche Stadt, mit hohen Bergen umgeben, die ihr zur Befestigung dienen. Ueber diese Berge wurde einst in kurzer Zeit ein bewundernswürdiger Weg von 100.000 Arbeitern angelegt, wo Brücken über die Thäler, von einem Berge zum andern geführt wurden. Diese Brücken sind so hoch, daß man schwindelnd in die Tiefe hinabsieht.

12. Se-tschuen. Diese Provinz verdankt dem blauen Flusse ihre große Fruchtbarkeit.

Tsching-tou-fu, die Hauptstadt der Provinz, wurde im Jahre 1646 in dem Kriege mit den Mantschu und während der Revolution, wie die ganze Provinz verwüstet, hat sich aber ziemlich wieder erhohlt. Die Lage derselben, im Mittelpunkte mehrerer Flüsse, soll ungemein reizend seyn.

Long-ngan-fu, eine feste Stadt, an der Gränze der Kalmukei.

13. Koei-tscheu, eine mit hohen Gebirgen durchzogene Provinz, in welcher noch unbesiegte Stämme der Miaose wohnen, welche eine starke Garnison nöthig und in dieser ohnehin nicht sehr bevölkerten und ziemlich unfruchtbaren Gegend, die Herrschaft des Kaisers mehr kostbar, als einträglich machen. Die Bewohner sind in den Chinesischen Künsten und Wissenschaften noch sehr unerfahren, gehen barfuß und leben in ziemlicher Armuth.

Koei-yang-fu, die Hauptstadt, hat nur eine Stunde im Umfang.

14. Quan-si, zwischen den Provinzen Canton, Hou-quan und der vorigen, ist in den Ebenen außerordentlich fruchtbar, in den Gebirgen aber größten Theils unbebaut. Die Berge sind dafür reich an Erzen und liefern selbst Gold und Silber; diese Metalle dürfen aber nicht von den Privatleuten gesucht werden. Es wächst auch Zimmet in dieser Provinz, der einen stärkeren und angenehmern Geruch, als der von Ceilan haben soll.

Quei-ling-fu, die Hauptstadt, ist auf Europäische Art befestiget. Hier wird die beste Tusche fabricirt.

15. Yun-nan. Diese Provinz, die zu den reichsten von China gehört, gränzt von der Chinesischen Seite an Se-tschuen, Koei-tscheu und Quan-si, und von der andern an Tibet, an das Gebiet wilder, wenig bekannter Völkerstämme, an das Birmanische Reich, Laos und Tonkin. Zahlreiche Flüsse und Seen durchschneiden das Land und geben ihm seine große Fruchtbarkeit. Die Producte von Yun-nan sind oben S. 268 angeführt, und von den Bewohnern, den Lolos, findet man S. 186 einige Nachricht.

Yun-nan-fu, die Hauptstadt an dem Ufer eines Sees, treibt ansehnlichen Handel, vorzüglich mit Metallen

Man fabricirt hier eine besondere Art Atlas und die besten Teppiche in China.

Tsching-kiang-fu, von einer Seite von einem See und von der andern von romantischen Bergen umgeben; man findet in dem See treffliche Fische. Fabrizirt werden sehr geschätzte baumwollene Teppiche.

Voe-ting-fu, an der Gränze von Se-tschuen, eine feste Stadt mit einer großen Garnison, zur Vertheidigung gegen die wilden Bergbewohner.

Inseln.

Hay-nan. Diese Insel liegt an der östlichen Küste von China, und gehört zu dem Gouvernement von Canton. Sie ist von Osten nach Westen 60 bis 70 Stunden lang und von Norden nach Süden 40 bis 50 Stunden breit und hat daher einen Umfang von ungefähr 160 Stunden; im Norden ist sie eben und im Süden gebirgig. Das Klima ist ungesund und das Wasser muß, um es trinkbar zu machen, gekocht werden. Der Boden verdankt aber den Flüssen und den häufigen Regen eine große Fruchtbarkeit, besonders an Reiß, der zweimal im Jahre geärndtet wird. Zucker, Tabak, Baumwolle, Indigo, Arekanüsse; treffliche Farbhölzer, Rosenholz, Eisenholz, Wildpret und Fische machen, nebst fast allen Chinesischen Früchten, den Reichthum der Insel aus. Auch findet man in dem Innern derselben Goldminen. Die großen Schlangen sollen nicht gefährlich seyn. Unter den Thieren bemerkt man eine eigene Art großer schwarzer Affen, deren Gesicht dem menschlichen sehr ähnlich seyn soll; ihre Zahl ist nicht groß.

Der größte Theil der Insel erkennt die Oberherrschaft des Chinesischen Kaisers an, nur der mittlere, goldreiche Theil, der Li-mu-chan oder Tschi-chan heißt, wird von einem unabhängigen Volke bewohnt. Diese freien Einwohner leben in dem Gebirge und trieben mit ihrem Golde ehedem einen bedeutenden Handel mit den Chinesen

der Ebene; aber der Kaiser hat diesen Handel, durch den sich einige Mandarins bereicherten, verboten; er findet daher jetzt nur noch heimlich statt. Bisweilen überfallen die freien Insulaner die Chinesischen Besitzungen; so schlechte Soldaten aber auch die Chinesen sind, so reichen doch 50 derselben hin, Tausende der Republikaner in die Flucht zu schlagen. Uebrigens kennen die Europäer diese Insulaner nur aus Chinesischen Berichten.

Kiun-tscheu-fu, die Hauptstadt, liegt an einem Vorgebirge im Norden der Insel, an einem schiffbaren Flusse, so daß die Schiffe bis an ihre Mauern kommen können. Zwei Stunden von der Stadt ist der Hafen, dessen Eingang von zwei Festungen vertheidigt wird. Hier landen fast alle von Canton kommende Schiffe an. Unter der Jurisdiction der Hauptstadt stehen 3 Städte vom zweiten und 10 vom dritten Range.

Die Insel Chang-tschuen-chan oder Samian, an der Ostküste von Canton, ist wenig bevölkert und nur deswegen unter den Europäern berühmt, weil sich das Grabmal des heiligen Franciscus Xaverius auf derselben befindet.

Die große Insel Tai-Ouan, von den Europäern Formosa, ihrer Schönheit wegen, genannt, liegt gerade unter dem Wendekreis des Krebses, gegenüber der Provinz Fo-kien, mit dessen Gouvernement sie auch vereiniget ist. Sie ist 16 teutsche Meilen lang und 6 breit, von der Natur durch ein langes Gebirge in zwei Theile getheilt, welches von Norden nach Süden die Insel durchzieht. Nur der westliche Theil gehört den Chinesen, während der östliche von einem wilden, aber freien Volke bewohnt wird. Der Chinesische Antheil ist ein schönes ebenes Land, reich an köstlichen Früchten und nützlichen Thieren, besonders Federvieh (Fasanen), gut bewässert und genießt einer reinen und gesunden Luft. Auf dieser Abendseite haben die Chinesen die ursprünglichen

Einwohner zu Sklaven gemacht. Auf der Morgenseite leben die freien Insulaner, die noch wenig bekannt sind und von den Chinesen als die rohesten Barbaren geschildert werden. Sie gehen fast nackt, tatowiren sich, leben in elenden Hütten, und essen mit den Fingern wie die Affen. Sie haben eine eigene Sprache; wir wissen nicht zu sagen, ob sie mit irgend einer bekannten Sprache übereinstimmt. Der Pater du Halde versichert, daß die freien Insulaner gutmüthig, ehrlich, gesellig und genügsam wären; sein Bericht ist jedoch verdächtig, da er sie für Christen hielt, und ihnen Gutes nachsagen zu müssen glaubte, weil diese Leute einige Nachricht von der Dreinigkeit und der Taufe haben sollen.

Die reizende Insel ist oft der Schauplatz blutiger Gräuelthaten gewesen, wie denn der Mensch gewöhnlich die von der Natur gesegnetesten Fluren am meisten dem Fluch seiner feindseligen Leidenschaften Preis gegeben hat. Portugiesen, Holländer, Japaner und Chinesen haben sich auf Formosa festzusetzen gesucht und sich wechselsweise daraus vertrieben. Den Chinesen wurde die Insel, so nahe sie auch ihrem großen Reiche liegt, erst unter dem Kaiser Suentk, ungefähr ums Jahr 1430 bekannt und ist erst im Jahre 1661 in ihren Besitz gekommen. Im 17ten Jahrhundert, während der Revolution in China, stiftete ein Chinesischer Kaufmann hier ein eigenes Reich, dem der Kaiser Canghi im Jahre 1682 ein Ende machte. — Perouse hält die Eroberung von Formosa für leicht, und geeignet den Chinesen dann Achtung für die Europäer einzuflößen.

Im Jahre 1782 im Mai, wurde die Insel durch einen Orkan und ein Erdbeben verwüstet. Die drei vornehmsten Orte und 40,000 Menschen giengen dabei zu Grunde.

Die Hauptstadt im Chinesischen Antheil ist Taiouan, eine volkreiche, wohlhabende Handelsstadt, mit

einem Haven. Die Straßen sind nach der Schnur angelegt, und im Sommer mit einer Decke bedeckt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. An beiden Seiten der Gassen findet man größten Theils Kaufmannshäuser, worin, wie in fast allen Chinesischen Städten, schöne Gewölbe, die mit seidenen Zeugen, Porzellan, Firniß- und anderen Waaren reichlich versehen sind. Die Kunst der Chinesen, diese Waaren zu ordnen, kann man auch hier bewundern. Die Stadt hat keine Befestigung, aber eine starke Garnison. (Der Kaiser unterhält auf Formosa stets ein Corps von 10,000 Mann.)

Unter der Direction der Hauptstadt stehen noch drei andere Städte und die Festung Nyan-pin-tsching mit der, von den Holländern angelegten Citadelle Seeland.

Die kleine Insel Hiamen oder Emouy, Formosa gegenüber, dicht an der Küste von Fo-tkien, ist eigentlich nur eine Rheede und einer der vorzüglichsten Haven, der von der einen Seite von der Insel und von der andern vom festen Lande eingeschlossen, und von vielen kleinen, aber hohen Inseln gegen alle Winde geschützt ist. Er soll so geräumig seyn, daß 1000 Schiffe *) darin Platz haben. Ehedem liefen viele Europäische Schiffe hier ein. Der Kaiser unterhält 7,000 Mann Besatzung auf Hiamen.

Die Inseln Pong-hu bilden einen kleinen Archipel zwischen Formosa und Emouy, der nur von der Besatzung bewohnt wird.

Wir sind in der topographischen Beschreibung, wie bereits oben angeführt wurde, im Allgemeinen der Geographie von Malte-Brün gefolgt; müssen aber hier zum Schlusse bemerken, daß wir sie keineswegs für zuverlässig halten, und daß, wenn künftig das Reisen in diesem Reiche den Ausländern erlaubter seyn sollte, wahrscheinlich

*) Du Halde l. c. Th. 6. S. 430.

mehrere Irthümer der Europäischen Geographen sichtbar werden möchten.

Im Jahre 1744 ward auf Befehl des vorigen Kaisers Kien-Long durch eine Gesellschaft Chinesischer Gelehrten eine Reichsgeographie verfertigt, die aus 24 Bänden oder Portefeuilles besteht, von denen wieder jeder seine besonderen Theile hat, deren Anzahl sich auf 107 beläuft. Die geographischen Charten, die der Beschreibung beigefügt sind, machen einen vollkommenen Chinesischen Atlas aus und bestehen aus 496 Blättern. — Diese Reichsgeographie ist ins Russische übersetzt. Proben teutscher Uebersetzungen stehen im dritten Bande des Büsching'schen Magazins ꝛc. und im sechsten Bande von Bacmeister's Russischer Bibliothek. Die Reichsgeographie ist aber für Europäer wenig brauchbar, indem aus derselben vielmehr die geringe Kenntniß der Chinesen in Geographie und Statistik, als zuverlässige Angaben zu nehmen sind. So giebt sie z. B. 25,212,514 im Ackerverzeichniß angesetzte Bauern an, ohne zu bestimmen, ob nur die Familienväter, oder alle Männer, oder alle Individuen gemeint sind. — Es ist daher die officielle Quelle zur Kenntniß des Reichs selbst wenig zuverlässig, und diese wird in Europa wahrscheinlich noch lange unvollständig bleiben.

---

b. Nördliche Provinzen.

Wir begreifen unter dem Namen nördliche Provinzen alle im Norden der großen Mauer gelegene Länder, die dem Chinesischen Kaiser gegenwärtig unmittelbar unterworfen sind, und von Tataren, Kalmüken, Detous, Mongolen und Mantschu bewohnt werden,

mithin eine Länderstrecke von beinahe 1000 teutschen Meilen Länge (von 98° bis 163° O. L. von Ferro) und 200 bis 400 teutsche Meilen Breite, von Tibet und China von der einen Seite und dem Asiatischen Rußland von der andern Seite begränzt. Gewöhnlich wird dieser merkwürdige Theil des hohen Mittelasiens von den Geographen die große oder Chinesische Tatarei genannt; da aber nur der kleinste, nämlich der westliche Theil dieser Länder von Tataren bewohnt wird und der östliche nie zu einem Tatarischen, wohl aber zu einem Mongolischen Reiche gehört hat: so ist die Benennung: Chinesische Tatarei durchaus unschicklich, und eben so nichtssagend, als wenn wir von einem Polnischen Schweden reden wollten.

Die unermeßlichen Gegenden, die von den genannten Völkern durchzogen werden, bilden den höchsten Rücken der Erde, und bestehen theils aus hohen Gebirgen mit mehr oder minder fruchtbaren Thälern, theils aus unermeßlichen Wüsten, den wahrscheinlichen Ueberreste eines zurückgetretenen Sandmeeres, das bei einer allgemeinen Erdrevolution aus diesem Theile Asiens vielleicht nach Osten wich und hier schöne, große Länder überschwemmte, von denen die Inseln im Südmeere noch als die Spitzen der Gebirge sichtbar blieben.

So wichtig als diese Gegenden für die Geschichte der gegenwärtigen Bildung der Erde sind, so merkwürdig sind sie auch für die Geschichte der Menschheit; denn die Völker, deren Heimath wir hier finden, haben mehrmals auf das Schicksal von Asien und selbst von Europa bedeutenden Einfluß gehabt.

Wir müssen jedoch bemerken, daß diese Länder, obgleich so nahe der wahrscheinlichen Wiege des Menschengeschlechts, den Europäern, die sich mit ihrer Kenntniß der Erde brüsten und stolze Theorien darauf gründen, noch lange nicht hinreichend bekannt sind. Die Beschaffenheit

der Länder, zwischen denen die großen Wüsten eben so sehr, als die zum Theil noch barbarischen Völker und die eifersüchtige Politik der Chinesischen Regierung das Reisen erschweren, entschuldigen zwar die Unvollständigkeit unserer Kenntniß des hohen Mittel- und Ost-Asiens; indessen liegt immer ein Vorwurf gegen die Cultur der Europäer und die Anwendung ihrer Kräfte darin, daß noch nie eine fortwährende Anstalt im Großen von irgend einem Staate errichtet wurde, deren Zweck die Ausbreitung der Länderkunde gewesen wäre. Warum hat die Propaganda nicht Nachahmungen in einem besseren Geiste, als sie angelegt war, gehabt? Seeexpeditionen sind zwar genug ausgerüstet worden, aber noch keine bedeutende zu Lande, zu einem reinwissenschaftlichen Zweck. Unserm Zeitalter, das durch so viele Größe sich auszeichnet, ist es vielleicht vorbehalten, auch hier ein neues unerhörtes Beispiel aufzustellen.

Die Gebirge, welche den Ländern, mit denen wir uns hier beschäftigen, einen eigenen Charakter geben, haben wir, so viel es der Raum dieser Blätter und die Lücken der Länderkunde verstattete, oben Seite 136 beschrieben und wollen hier nur einige Vermuthungen über die natürliche Beschaffenheit des Bodens nachholen.

Ein bestimmtes Klima läßt sich von einem, tausend Meilen langen Erdtheil nicht angeben, aber merkwürdig ist es, daß die mathematischen Breitengrade hier andere Resultate geben, als in Europa bei einer gleich großen Entfernung vom Aequator angetroffen wird. La Perouse fand an den Küsten des Landes der Mantschu unter 49° N Br. im Monat August den Boden mit Schnee bedeckt. Die größere Kälte, als unter gleichen Graden der Breite in Europa, ist allgemein anerkannt. Die Höhe dieser Gegenden, ihre geringe Entfernung von ewigen Schneegebirgen, vom Meer oder von den rauhen Steppen Sibi-

riens sieht man als die Ursache an, daß hier unter gleicher Breite mit Teutschland und Frankreich ein Klima, rauher als in Schweden, angetroffen wird. Diese Höhe der Länder selbst hat etwas noch Unerklärtes und würde, wie es uns scheint, mehr als die angenommene Applattung an den Polen die Kugelgestalt der Erde unregelmäßig machen. Man muß jedoch gestehen, daß die Beobachtungen der Reisenden noch lange nicht hinreichen, das Factum rein aufzufassen. Daher auch eine Erklärung und Theorie zu frühzeitig wäre.

Eine der größten Merkwürdigkeiten dieser Gegend ist die große hochliegende Wüste. Alle Berichte der Reisenden, besonders der Russischen, die mit Karawanen nach Pekin gingen, und denen wir die besten Nachrichten über diese Länder verdanken, bestätigen, daß von der Selenginskischen Gränze, unweit dem Baikal-See, wo der Boden schon hoch ist, der Weg sich immermehr bis an das Gebirge Chan-Gai erhebt. Hat man dieses steile, hohe Gebirge erstiegen, so geht der Weg, fast ohne sich zu senken, in die der Mongolei nordwestlich gelegene unermeßliche, von Kräutern und Gewächsen entblößte Ebene, die sich von dem südlichen Abhang des Gebirges und dem See Zairan bis nach Tibet, und von Westen nach Osten ungefähr von 105° bis 130° erstreckt *), (in einer Ausdehnung von mehr als 400 teutschen Meilen Länge und 100 Meilen Breite) und von den Mongolen Cobi, von den Chinesen Schamo, welche beide Worte Wüste bedeuten, genannt wird. Dem Anscheine nach befindet man sich hier auf durchaus ebenem Boden, auch ist von der Mitte der Wüste aus nach allen Seiten kein Berg zu sehen, und doch soll man sich hier, wenigstens nach der höchsten Schweiz, in der erhabensten

*) Diese Schätzung ist nicht zuverlässig und nur in Treu und Glauben auf die Richtigkeit der Charten unternommen.

Gegend der alten Welt befinden *). Wie läßt sich dieser 40000 Quadratmeilen große Eindrücken aus irgend einer Theorie der Formation der Erde erklären? Oder, da wir von der eigentlichen Naturbeschaffenheit dieser merkwürdigen Wüste noch zu wenig zuverlässige Berichte haben, wie lassen sich Theorieen der Erde machen, während die sonderbarste Abweichung von der regelmäßigen Gestalt der Erde noch nicht untersucht worden ist? — Wir wissen nur, daß die Wüste voller Salzseen ist, daß sie meistens nur Salzkräuter hat und kein Holz, und mit Granitgebirgen dicht umringt ist. Ist die Wüste wirklich das Bette eines zurückgetretenen Meeres? Oder findet man Spuren der Zerstörung durch Vulkane, wie man deren in Da-urien findet? Hat man dort Knochen von Elephanten und Rhinoceros entdeckt? **)

In diese Wüste verlieren sich mehrere Flüsse, von denen einige aus der Gegend der großen Mauer, andere aus den Gebirgen Bogdo und Changai kommen. Das letzte Gebirge durchschneidet das Land der Kalkas-Mongolen in der Richtung von Nordwest nach Süd-Ost. Im Osten dieser Kette breiten sich noch hohe und wüste Ebenen, Fortsetzungen der großen Wüste bis an das Land der Mantschu, aus. Die Flüsse, die hier entspringen, haben keinen Ausfluß und verlieren sich nach einem mehr oder minder langen Lauf in den Sand der Steppen. Gegen das östliche Ende dieser hohen Ebene neigt sich endlich der Boden gegen den Ocean. Hier finden wir den Fluß Selinga, welcher die Wässer aufnimmt, die der Bogdo und Hongur herabschicken; die Saganikischen und Daurischen Alpenketten öffnen diesen Wässern einen Durch-

*) S. Kant's physische Geographie. Band II. Abth. 1. S. 155. Mainz bei Vollmer, 1802.

**) S. Malte-Brün l. c. Tom. XII. p. 147.

gang, wo sie sich sodann in den Baikal ergießen, aus dem sie wieder mit dem Angara heraustreten. Oestlicher finden die Flüsse Kerlon, Pira und Onon einen Ausweg zwischen den Daurischen (den Ketten Stannavoi und Jablannoi ꝛc.) und Siolki-Gebirgen. Diese Flüsse vereinigen sich in den großen Strom, der den doppelten Namen Saghalien und Amur führt. Nachdem der Amur die Gebirge verlassen hat, nimmt er den Songari-Ule auf, der von den Gränzen von Corea und Leatong kommt. Sodann fließt er durch ein weites Thal, das durch eine, mit spitzen Gipfeln besetzte Gebirgskette von dem Japanischen Meere getrennt ist, wendet sich durch diese Kette, die wahrscheinlich von Corea ausläuft, gezwungen, nach Norden und ergießt sich in das Mittelmeer, das die Russen das Meer von Ochotsk nennen.

Welche innere Schätze an Erzen diese Gebirge und Höhen verbergen, wissen wir nicht. Die Zinnminen, die das Land der eigentlichen Mongolen enthalten soll; der Name Goldberg, Altai; die Tradition von einer Bergbaukunde unter den Mongolen, welche Nachbaren des Russischen minenreichen Dauriens sind, die eisernen Instrumente und goldenen Geräthe, die man in alten Grabmälern findet; endlich die Sage, daß die Flüsse der kleinen Bucharei Goldstaub liefern, welcher bei dem Handel von Kiachta vorkommt; dieß sind die schwachen Anzeigen von den Schätzen des Mineralreichs in diesen hohen Gebirgsländern.

Die Pflanzenkunde in dem Mittelpunkte von Asien ist eben so wenig bekannt. Kaum wissen wir mit Gewißheit, daß die Rhabarber und der Ginseng, die Lieblingsarznei der Chinesen in der Mongoley, einheimisch sind.

Vielleicht wäre für den Zoologen keine Gegend interessanter, als gerade der mittlere Theil von Asien. Alle dem Menschen so nützlichen Hausthiere finden sich hier wild. Das Pferd, der Esel und eine dritte Gattung einhufiger Thiere, die das Mittel zwischen Pferd und Esel hält, der Dzeggitai des Pallas oder Hemione des Gmelin, versammeln sich heerdenweise an den Ufern des Onon, Argoun und Amur, in der großen Wüste (Cobi) bis gegen die Gränzen von Tibet und China. Das Kameel, das von allen Thieren seit den ältesten Zeiten und in allen Ländern, wo es sich findet, von dem Menschen in die Sklaverei geführt wurde, irrt frei umher in den Sandwüsten der Mongolei. Der Yak oder wilde Brummochse weidet hier; — er ist vielleicht der Stammvater unserer Europäischen Ochsen. Der Argali, eine Art wilder Schaafe, die Ziege, die Gemse, der kaukasische Steinbock, die Kropf-Antelope (wahrscheinlich die gelbe Ziege des du Halde) der Saiga oder die Ziege der Wüste *), klettern auf den steilen Gebirgsspitzen umher. Einsam irrt das Moschusthier in diesen unermeßlichen Oeden umher; die Mongoley, Daurien, und die gebirgigten Gegenden, die der Amur durchströmt, scheinen sein ursprüngliches Vaterland zu seyn; doch bringt es südlich bis nach Tibet, China und Tunkin und westlich bis in die Gebirge von Cachemire. Im Norden fand es Pallas am Ufer des Jenisei und in der Nachbarschaft von Krasnojarsk. In den Wäldern im Nordwesten von Corea findet man das wilde Schwein, den schwarzen und braunen Bären, den Dachs, den schwarzen Fuchs, die wilde Katze, den Luchs an der Gränze von China, die Unze und mehrere Thiere aus dem Katzengeschlecht, doch keine eigentlichen Tiger. Endlich verdienen noch genannt zu werden, der Hermelin, Zobel, Marder, der Fischotter,

*) Pallas Reisen Th. IV. S. 285.

das gestreifte Eichhörnchen, weiße Kaninchen, und unter den Vögeln der Phasanus Argus.

Die Völker, welche die nördlichen Provinzen des Chinesischen Reichs bewohnen, sind häufig von den Geographen mit dem gemeinschaftlichen Namen der Tataren getauft worden, aber nichts kann willkürlicher seyn. Durch Sprache, Gestalt und Sitten unterschieden, findet man hier drei große Völkerschaften, die sich zwar in verschiedene Stämme theilen; aber im Ganzen, so oft sie sich auch mit einander vermischten, jede ihren bestimmten Charakter beibehielt. Die Gränzen der Wohnsitze dieser Völker lassen sich in einem wenig bekannten Lande, um so weniger angeben, da viele von ihnen Nomaden sind und folglich ihre Wohnsitze häufig wechseln. Wenn man sich aber die ganze Länderstrecke von Kaukasien bis an das Japanische Meer in drei beinahe gleiche Theile getrennt vorstellt, so kann man den westlichen Theil für das Land der Tataren, den mittleren für die Mongolei und den östlichen für das Land der Mantschu ansehen.

Die Tataren sind die gebildetsten (oder besser, von der Natur am meisten mit Geistesgaben versorgt) unter diesen drei Völkerschaften. Ihre schöne Gestalt, ihre Gastfreundlichkeit, ihr Muth und ihre Liebe zur Freiheit, verbunden mit einer großen Beimischung von Indolenz und Trägheit, daher sie auch häufig unterjocht wurden, zeichnen sie vor ihren Nachbaren aus. Da bereits im ersten Bande unserer Kunde von Asien (Seite 470) die Tataren in der Kürze zu charakterisiren versucht worden ist: so verweisen wir darauf und bemerken nur, daß, die Araber ausgenommen, keine Asiatische Nation sich so weit verbreitet hat, als die Tataren. Zu den Tataren gehören nämlich nicht nur die Stämme in Sibirien, am Kaspischen und Schwarzen Meere, und in der eigentlichen Tatarei, die Bucharen, Chivenser, Kirgisen,

Kumaner, Taschkenter, Turkestaner, Usbeken, Karakalpaken rc. sondern auch die Türken, und Neu-Perser; denn in den Sprachen, wie in dem Charakter aller dieser Völker findet man eine ursprüngliche Uebereinstimmung, und die Verschiedenheit der Mundarten läßt sich bei vielen aus den Sprachen der Völker nachweisen, deren Länder sie auf ihren ungeheueren Wanderungen durchzogen.

Daß es noch gegenwärtig eine rein Tatarische Sprache gäbe, scheint kaum glaublich zu seyn, wegen der vielfachen Vermischung mit andern Völkern. Herr Langles, der gelehrte Sprachforscher und Mitglied des Französischen Kaiserlichen Instituts, scheint der Oigurischen Sprache den Vorrang vor allen Tatarischen Dialekten einzuräumen *). Die Oiguren waren eine am Ufer des Selinga einheimische Nation, welche mehrere Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung in der Mitte der Tatarei ein Reich stifteten, welches von China und Tibet durch die große Wüste geschieden war. Ob alle Tatarischen Stämme, in deren verschiedenen Mundarten man unverkennbare Spuren des Oigurischen bemerkt, von Colonisten der Oiguren abstammen, oder ob die Oiguren und jene umherirrende Völkerschaften gemeinschaftliche Ueberreste eines ehemaligen großen Volkes sind, darüber schweigt die Geschichte. Daß aber einst eine Verbindung unter allen Tatarischen Stämmen Statt gefunden haben müsse, verbürgt die Uebereinstimmung ihrer Sprache. — An dem Persischen Hofe spricht man gewöhnlicher das rein Oigurische, als das Neupersische, in welchem letzteren die Beimischung des Oigurischen gleichfalls kennbar ist. Das Türkische und das Ta-

*) M. s. den Moniteur v. 23. 24. 25. und 28. Julius, wo ein ausführlicher Bericht abgedruckt ist, den Herr Ginguené dem Institut, über die Bemühungen des Herrn Langles, zur Bestimmung des Ursprungs und der Verwandtschaft der Sprachen, — erstattete.

tarische der Krimm sind ein Gemisch des Oigurischen mit dem Arabischen *).

Nur diejenigen Völker, in deren Sprache man diese Uebereinstimmung wahrnimmt, werden zu den Tataren zu rechnen seyn, wenn man anders einen bestimmten Begriff mit diesem Namen verbinden will. Ließe sich Herrn Langles Meinung beweisen, daß alle einzelnen Stämme von Colonisten der Oiguren herzuleiten seyen: so wäre zu rathen, den Namen Tatar ganz aus der Geographie zu verbannen, und dafür den der Oiguren zu setzen, indem jener so vielseitig und unbestimmt ist, als der Name Scythen bei den Alten **). Keine von den Nationen, die zu dem großen Volke gezählt werden müssen, kennt den Namen, oder hat ihn doch nur von Fremden erfahren. In Europa wurde er erst im 13. Jahrhundert bekannt, als unter dem teutschen Kaiser Friedrich II. der Eroberer Bota in Ungarn einfiel. Die Bulgaren und Avaren gehörten zu den Tataren. Gegenwärtig haben fast alle Stämme sich mit ihren Nachbaren oder mit den Bewohnern der Länder, durch welche ihre Züge giengen, vermischt.

Die Mongolen bewohnen den mittleren Theil der nördlichen Provinzen des Chinesischen Reichs, und haben wahrscheinlich an den Ufern des Jenisei ihre ursprünglichen Wohnsitze gehabt. Diese große Nation hat zu verschiedenen Zeiten Asien und Europa erschüttert; denn aus ihr giengen die drei größten Weltstürmer hervor, welche die Geschichte nennt. Attila, der Hunnen-König,

*) Herr Langles behauptet, daß man diese Sprache sogar bei den Samojeden und Lappländern und selbst in dem Ungarischen wieder erkennt.

**) Einige Scythische Völkerschaften der Alten waren offenbar Tataren.

gehört ihr an, der im vierten Jahrhundert n. Chr. Geb. von der Chinesischen Mauer bis über den Rhein die, durch Römer-Laster entartete, Menschheit, als Geißel Gottes, furchtbar züchtigte, und gefühllos, wie ein Sturm, der hoffnungslosen Verwüstung opferte. Ihr gehört der nicht weniger furchtbare Dschingis-Khan an, der 800 Jahre nach Attila alle Mongolischen und alle Tatarischen Stämme unterjochte, Asien mit blutigem, nie ruhendem Schwerdte durchzog und ein unermeßliches Reich stiftete, das aus der Weltgeschichte wieder verschwunden ist, ohne eine wohlthätige Spur zurückgelassen zu haben. Endlich war auch Timurleng (gewöhnlich Tamerlan genannt) ein Mongole; jener berüchtigte Held, der im 14. Jahrhundert der Schrecken des westlichen Asiens und Indiens wurde.

Von aller Hoheit, welche die grausame Macht dieser Barbaren in dem ungleichen Kampfe gegen Weichlichkeit, Geiz, Aberglauben und eine verkehrte Cultur sich errungen hatte, ist den Mongolen nichts übrig geblieben, und die rächende Nemesis hat sie, die wohl zu erobern, aber nicht zu regieren verstanden, aus der Reihe unabhängiger Völker ausgestrichen. Alle Reste der Mongolen sind gegenwärtig Russische, Chinesische oder (in Indien) Englische Unterthanen geworden.

Karikaturmäßig, wie die Geschichte der Mongolen, ist auch ihre Physiognomie, wodurch sie sich widerlich vor allen Asiatischen Völkern auszeichnen. Sie haben weite Augenhöhlen, kleine tiefe schiefliegende Augen, hohe hervorstehende Backenknochen, breite, platte Nasen, wenig Bart und gekrümmte Schenkel und Beine; letzteres von ihrer Lebensart, indem sie von früher Jugend an mehr zu Pferde sitzen, als auf ihren Füßen stehen. Diese charakteristische Bildung, welche so auffallend ist, daß sie von den Reisenden bemerkt und, wo sie eine Aehnlichkeit mit ihr fanden,

allgemein die Mongolische genannt worden ist, hat das Eigene, daß sie sich andern Völkern durch Vermischung sehr leicht mittheilt und alsdann beinahe unvergänglich ist *). So sind die Denkmale der Mongolischen Eroberungen noch in den Gesichtszügen der Chinesen, Tibetaner, Japaner, Nogaischen Tataren, Kirgisen, Russen am Baikal-See u. a. m sichtbar **) unerachtet Jahrhunderte, seit der ersten Vermischung, verflossen sind. Hingegen sind die Mongolen selbst ähnlicher Eindrücke von andern Völkern, wie es scheint, unempfänglich und erhalten ihre eigenthümliche Bildung rein und unvermischt, so sehr auch oft ihr Blut mit fremdem Blute zusammen fließen mag.

Die Chinesische Geschichte führt das Alter der Mongolen sehr hoch hinauf; denn nach ihr errichteten sie schon 1230 J v Ch. Geb. ein mächtiges Reich, und gegen sie ward die Chinesische Mauer aufgeführt. Wahrscheinlich ist es, daß Herodots Agrippäer, und die Seres anderer Schriftsteller die Mongolen sind, besonders die zu ihnen gehörigen Kalmuken. Mit noch mehr Gewißheit läßt sich behaupten, daß die Hunnen, Sinesisch: Hiong-nu. welche im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung durch innere Uneinigkeit und Sinesische Uebermacht verdrängt und westwärts getrieben wurden, aus ihrer Mitte waren. Die Beschreibung, welche Ammian, Procopius, Priscus, Jornandes von den Hunnen machen, paßt ganz auf die Mongolen, und besonders auf die Kalmuken ***).

*) S. Adelung Mithridates Art. Mangolen.

**) Ich habe die Mongolische Bildung nie bei Europäischen Russen oder andern Slavischen Völkern, nie bei den Finnen, eben so wenig bei den Ungarn, Teutschen, Italienern und Franzosen, aber sehr häufig bei den Juden gesehen.

***) M. s. von ihnen Pallas Sammlung historischer Nach-

Alle Mongolische Völkerschaften glaubt Gatterer *) durch die beiden Namen Dörbön-Dirät und eigentliche Mongolen erschöpfend bezeichnen zu können.

Zu den Dörbön-Dirät, d. i. die vier Verbundenen, rechnet er:

1. Die Delöt, woraus die Europäer Eleuth gemacht haben, oder die Kalmukken, sie bestehen

a) aus den Choschot, in Tibet, am Coconor, und in den rauhen Gebirgen zwischen China und Tibet. Sie sind dasselbe Volk, welches die Chinesen Sifanen oder Tufanen nennen **). Aus den gelben Sifanen wird der Dalai Lama gewählt.

b) Soongaren, die im 17ten Jahrhundert ein grosses Reich errichteten, das sich nicht nur über die Länder der Kalmukken und Mongolen, sondern auch über den größten Theil der Asiatischen Tatarei, ja sogar über Tibet erstreckte, und selbst den Chinesen furchtbar wurde, bis es von diesen vor etwa 60 Jahren erobert und mit China verbunden wurde; sie haben sich in der kleinen Bucharei, Turkestan und im Kirgisen-Lande ausgebreitet.

c) Die Derbet und

richten über die Mongolischen Völkerschaften, Petersburg Th. 1. 1796. Th. 2. 1804 in 4. Benj. Bergmanns nomadische Streifereien unter den Kalmuken, Riga, 1804. 8. in 4 Theilchen. Hier werden ihr Charakter und ihre Lebensart aus eigner Ansicht sehr gut beschrieben. Adelung l. c.

*) S. dessen kurzen Begriff der Geographie. Bd. II. S. 460. Göttingen, 1789.

**) S. oben Seite 185 im 2ten Hefte dieses Bandes, wo wir zugleich einen seltsamen Druckfehler zu verbessern bitten, indem es da Zeile 27 von oben statt: „wohl mit Recht," vielmehr „keinesweges" heißen muß.

d) Torgot, welche beide Stämme durch die Mongolischen Steppen und selbst bis an die Wolga umherstreiften, und sich theils mit den Soongaren, theils unter einander verbanden.

2. Die Choit, ein jetzt wenig bekannter Stamm, der sich unter den Soongaren verloren zu haben scheint.

3. Die Tümmüt oder Tummut, von denen auch nur eine schwache Spur bei den Tumet, unfern der Chinesischen Mauer, theils im Nordosten des Landes Ortos, theils weiter nach Osten, zwischen der Scharra-Mongolei und dem Lande Leao, übrig geblieben zu seyn scheint, oder die sonst in den Steppen dieser, wenig von Europäern besuchten Gegenden umher irren.

4. Die Barga-Burat oder Brazki, am Baikalsee, im Russischen Gouvernement Irkuzk.

Die eigentlichen Mongolen unterscheidet Gatterer in Russische M. im Selanginskischen Gebiete, und in Chinesische Mongolen.

Die Chinesischen Mongolen theilen sich a) in die gelben Mongolen oder Scharra-Mongolen, an der Gränze der großen Mauer; sie bekennen sich zu der Lamaischen Religion, und sind theils Nomaden, theils Ackerbauer. b) Die Ortosch im Westen der vorigen und im Norden der großen Mauer. c) Die Kalkas, im Norden der gelben Mongolen an und in der großen Wüste Cobi. Aus ihrer Mitte war Dschingis-Khan. Sie sind der Rest derjenigen Mongolen, welche unter dem Namen der Yuen, und unter Anführung des Kublai-Khan, des Dschingis Enkel, 1260 China völlig eroberten, (nachdem Dschingis bereits den Anfang dazu gemacht hatte) und es bis 1368 beherrschten.

Die Mongolische Sprache ist eine Ursprache, wie das Volk ein Urvolk, obgleich es sich vielfach mit Tataren ver-

mischt, und diese viele Tatarische Worte aufgenommen hat. In Europa giebt es keine Mongolische Sprachlehre und auch keine Wörterbücher. Die Mongolen können aber die Schrift, welche bei ihnen eine Art Sylbenschrift ist, und besitzen auch einige Bücher.

„Die Sprache, sagt Adelung, scheint aus den einsylbigen Sprachen hervorgegangen zu seyn, ist aber nicht mehr einsylbig und kennt Beigung und Ableitung sowohl für Nenn- als Zeitwörter."

Das dritte Volk endlich in diesem Theil von Asien und zwar am meisten nach Osten wohnend, sind die Mantschu. Sie sind eigentlich nur ein Stamm der Tungusen; da sie aber die herrschende Nation in dieser Gegend sind, so nennen wir sie zuerst vor allen andern, mit ihnen verwandten Völkerschaften. Das ursprüngliche Vaterland der Mantschu liegt zwischen den Flüssen Songari, Amur und Usuri. Ihre erste ansehnliche Eroberung gegen Süden, war das Land Leao; seit 1644 haben sie sich zu Herren von China und später wahrscheinlich aller Tungusischen Stämme, mit Ausnahme der Russischen Tungusen *) gemacht. Sie waren ehedem von den Mongolen unterjocht, und ihr Land gehörte zum Gebiet Chengis-Khans und seiner Nachfolger. Weil man nun den Herrn jenes mächtigen Reichs den Tatar-Khan nannte, so hat man auch sie zu den Tataren gesellt, und gibt ihnen auch wohl noch diesen Namen, obgleich sie durchaus keine Tataren sind, so wenig als die Mongolen. Denn ihre Sprache, in welcher sich zwar Mongolische und Tatarische Worte finden, wegen ihrer Verbindung mit beiden Völkern, ist doch, ihrem Genius nach, völlig von beiden verschieden. Obgleich sie keine einsylbige Sprache ist, so zeigt sie doch, wie diese, deutliche Spuren ihres rohen, sinnlichen Ursprungs, der sich

*) Vom Jenisei und Baikalsee bis an das Ochotskische Mittelmeer.

schon in den vielen Onomatopöien verräth. Tschang-tsching heißt z. B. der Klang der Glocken; Kakakiki das Gelächter, Tuktuk das Klopfen des Herzens etc. etc. In den Wurzeln hat sie keine Aehnlichkeit mit irgend einer bekannten Sprache, daher sie mit Recht für eine Ursprache gehalten wird; sie ist aber arm und ungebildet, trotz der Bemühungen der Mantschu-Kaiser von China, welche ihr seit zwei Jahrhunderten Bestimmtheit, Reichthum und Regelmäßigkeit zu geben suchten *), und die vorzüglichsten Chinesischen Schriften in das Mantschu übersetzen ließen.

Auch dieses Volk theilt sich in mehrere Stämme.

1. Die Mantschu in engerer Bedeutung, von den Chinesen Niu-tsche, von den Russen Bogdoi oder Bodoizen genannt, wohnen im Norden von China und Korea bis an den Amur und im Osten der Mongolen. Ihre gegenwärtige Verbindung mit China hat das Land zwar entvölkert, indem die vornehmsten Familien nach dem eroberten besseren Lande auswanderten; zugleich aber ist ein Strahl der Chinesischen Cultur zu ihnen herübergekommen, wodurch sie wenigstens zum Theil aus Nomaden zu Ackerbauern, die in Dörfern wohnen, umgebildet worden sind. Zu ihnen gehören die Atschuri, die Moko und vielleicht noch andere unbekannte Stämme.

2. Die Tagurier, bei den Russen Da-urier, sind größten Theils dem Russischen Scepter unterworfen; die Chinesischen Da-urier bewohnen die Westseite des Flusses Nonni-Ulla (oder Näun) und sind von den

*) Herr Langlès hat ein Dictionnaire Tartare-Mantchou-Français, Paris, 1789. 4. in 3 Theilen herausgegeben, dessen Verfasser der Jesuit Amyot ist. Adelung sagt von dieser Arbeit: „es fehle ihr an aller Sprachkritik und oft an der gehörigen Ordnung.“ In der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris sind 200 Mantschu-Handschriften.

Chinesen an feste Wohnsitze und an den Ackerbau gewöhnt worden.

3. Tungusen, nennen sich Oewöen, und Boje, d. i. Menschen, Volk, oder auch Donki. Zu ihnen gehören die Solow, Humar u. a. m. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Tungusen das Stammvolk aller in diesem Theil Asiens umherirrenden Nomaden-Stämme, oder ob sie selbst nur ein Theil anderer, wenigstens dem Namen nach, erloschener Völker sind. Die Schwierigkeit wird hier um so größer, da die Sprachen der Stämme nur höchst unvollständig bekannt sind. Aber wären sie es auch mehr, so würden wir wahrscheinlich über ihre Geschichte nicht weniger im Dunkeln seyn. Ein rohes Volk hat keine Geschichte, und selbst keinen Namen. Wer will bestimmen, welche von den vielen Germanischen Völkern, welche die ältere Geschichte nennt, das Stammvolk der übrigen gewesen? Es darf uns daher nicht befremden, wenn wir über die Tungusen, unter denen man acht verschiedene Mundarten bemerkt haben will, uns in gleicher Unwissenheit befinden. Immer ist jedoch die Uebereinstimmung der verschiedenen Mundarten eine höchst merkwürdige Erscheinung, woraus man fast schließen sollte, daß die einzelnen Völkerschaften, die Trümmer einer ehemaligen großen, in einen Staat vereinten Nation seyn müßten; denn ohne eine solche Verbindung läßt sich die Uebereinstimmung schwer erklären. Nun hat sich zwar die Herrschaft der Mongolen über die Tungusen erstreckt, daher auch viele Mongolische Wörter in ihren Sprachen gefunden werden; aber der bei weitem größere Ueberrest einer Originalsprache läßt auf eine frühere Vereinigung, als unter dieser fremden Herrschaft Statt fand, schließen. Wie aus den Trümmern des Römischen Reichs neue Völker und verwandte Sprachen entstanden: so sollte man ähnliche Veranlassungen auch bei andern verwandten Völkern ver-

muthen. Aber bei den Tungusen, so wenig als bei den Slaven, hat die Geschichte das Andenken an ein großes zertrümmertes Reich erhalten.

An den Küsten des östlichen Oceans irren auf dem Chinesischen Gebiet noch andere, mehr oder weniger wilde Stämme umher, von denen es nicht ausgemacht ist, ob sie zu den Tungusen gehören und eine verwandte Mundart reden. Hierher gehören: a) die Jupi oder Yupitase, welches Leute bedeutet, die sich in Fischhäute kleiden. Die Geographen setzen ihre Wohnsitze am untern Amur und an den Küsten des Meers, der Insel Chicha gegenüber. b) Die Ketsching zu beiden Seiten des Saghalien-Ula, eines Armes des Amur. Sie werden nach ihrer Mundart auch Figtta genannt, oder Giljaki. Dem Lande Ketsching gegenüber liegt die große Insel Saghalien oder Tschoka, deren Bewohner eines Stammes mit den Ketsching sind. Lä Perouse landete auf dieser Insel, und man findet in der Beschreibung seiner Reise einige interessante Nachrichten von den Saghalen.

Nachdem wir im Allgemeinen die Bewohner der nördlichen Provinzen des Chinesischen Reichs genannt haben, wollen wir, so weit es die Dürftigkeit und Unbestimmtheit der vorhandenen Nachrichten zuläßt, eine kurze Beschreibung des Landes hinzufügen.

I. Die kleine Bucharei.

Nur dieses Land hat Anspruch auf den Namen: Chinesische Tatarei, weil es eine Chinesische Provinz und

von Tataren bewohnt ist; da man aber gewöhnlich, und zwar sehr mit Unrecht, alle im Norden der großen Mauer dem Kaiser von China unterworfenen Länder, mit diesem Namen bezeichnet, so haben wir ihn lieber ganz weggelassen, als zu neuer Verwirrung Anlaß geben wollen.

Die kleine Bucharei oder Ost-Dschagatai (Scythia extra Imaum) liegt im Osten des Mustag oder Imaus, der ihre westliche Gränze zwischen der großen Bucharei, Taschkend und dem Kirgisenlande bildet; die anderen Gränzen, obgleich man sie auf einigen Charten angemerkt findet, lassen sich nicht mit Genauigkeit bestimmen; im Norden und Osten wohnen Mongolische Stämme, und im Süden soll sie, nach einigen Angaben, bis an Tibet gränzen. Ein großer Theil dieses Landes gehört zur großen Wüste (Cobi) und wo auch nicht gerade völlig todter Sand angetroffen wird, da findet man höchstens Steppenweide, und einige Steppenflüsse und Steppenseen. Nur die Thäler, am Fuße der Gebirge, sind gut bewässert und gesegnet mit Früchten; selbst der Wein gedeiht hier. Die beiden größten Flüsse sind der Hotomin-Solu und der Jarkand mit dem Haschitu-Muren, die sich in den See Lop-Nor ergießen. Einige Flüsse führen Goldsand. Die Metalle in den Gebirgen, werden aus Unwissenheit nicht zu Tage gefördert. Doch soll man Edelsteine und selbst Diamanten finden. Unter den bekannten Producten scheint der Moschus das wichtigste zu seyn. Das Moschusthier kommt von den Höhen von Tibet herab.

Von dem Klima wissen wir nur, daß im Sommer die Hitze sehr groß seyn soll. Im Winter bedeckt Schnee die hohen, wenig bebauten Ebenen.

Die Bewohner sind wahre Tataren; ihre Anzahl soll sich nach Gatterer nicht über 200,000 Seelen erstrecken *).

*) Malte-Brün rechnet 200,000 Familien, und dem zu Folge 1 Million Einwohner.

Die eigentliche Größe des Landes ist nicht bekannt. Gatterer giebt ihre Länge auf 120 geographische Meilen an, ohne die Breite zu bestimmen.

Ein Reisender, der in diese Gegenden dringen und sich lange genug darin aufhalten könnte, um genaue Nachforschungen anzustellen, würde hier Gelegenheit haben, mehrere historische und geographische Probleme aufzulösen. So sollen die Seres der Alten hier gewohnt haben und noch Spuren von ihnen in einer eigenthümlichen Sprache vorhanden seyn. Ferner glaubt man, daß die Oiguren (Euguren oder Uguren) in den nördlichen Provinzen ihre Wohnsitze hatten, und leitet von ihnen die heutigen Ungarn ab. Endlich wäre es möglich, daß man hier noch Nestorianische Christen fände, die zu Marco Polo's Zeiten wenigstens hier Kirchen hatten. Selbst über die Lage des Landes, unter welchen Breiten- und Längengraden es zu setzen sey, erwarten wir noch bestimmte Aufschlüsse.

Nach dem Tode Dschingis-Khans, wurde die kleine Bucharei, im Verein mit anderen umliegenden Provinzen, ein Erbtheil seines Sohnes Dschagatai, woher auch der Name dieser Länder: Ost-, West- und Nord-Dschagatai entstanden ist. Bis zum Jahre 1683 wurde sie von Khan's aus dieser Dynastie regiert, worauf sodann die Eleuthen und Kalmukken sich der kleinen Bucharei bemächtigten. Der vorige Kaiser von China Kieng-Long eroberte das ganze Land der Kalmukken im Jahre 1759 und machte sonach auch die kleine Bucharei zu einer Chinesischen Provinz.

Die topographische Kenntniß des Landes ist sehr unvollständig.

Man nennt Yarkand, am Flusse gleiches Namens, als die Hauptstadt, und behauptet, sie sey groß und stark bevölkert.

Die Provinz und die Stadt Caschgar sind nur aus dem Marco Polo und aus dem Bericht des Chinesischen Generals bekannt, der 1759 sie eroberte; letzterer giebt der Provinz 17 Städte und 1600 Dörfer

Die Stadt Caschgar wird von 2500 Familien bewohnt.

Die Provinz und die Stadt Koten oder Khotun an dem Fuße der Tibetanischen Gebirge. Nach Marco Polo wird hier Baumwolle, Flachs, Hanf und Getraide, wie auch Wein gebaut. Von der Stadt Khotun hat vielleicht der Kattun den Namen erhalten.

II. Die Mongolei.

Die Gränzen der Mongolei lassen sich eben so wenig, als jene der Dschagatai bestimmen; ohne die Leser also mit neuen Vermuthungen zu unterhalten, wollen wir lieber den Wunsch äußern, daß der große Reisende, Alexander von Humboldt, auf seiner Tibetanischen Reise auch in diese Gegenden bringen möge, welche für den unbefangenen Geographen noch in große Dunkelheit gehüllt sind. Der kurze Besuch des Englischen Bothschafters, Lord Macartney, den er in Ze-hol in der Mongolei, bei dem Chinesischen Kaiser abstattete, konnte so wenig Aufklärung über die ungeheure Länderstrecke geben, als wenn Jemand auf einem wochenlangen Besuche in St. Petersburg das Russische Reich kennen zu lernen vermeinen wollte. Ze-hol liegt nur wenige Tagereisen nördlich der großen Mauer, unter 42° N. Br. und die Mongolei erstreckt sich in der Breite bis über 53° N Br. an der Sibirischen Gränze; in der Länge aber ungefähr von 105° bis 140° O. L. von Ferro. Wie viel wäre auf einer Reise durch das Vaterland der größten Länderstürmer, gleichsam an den Heerd der fürchterlich-

sten Staatsrevolutionen, für die ältere Geschichte zu gewinnen; wie viel für Naturgeschichte in dem, einem noch unerklärten Klima unterworfenen Erdgebiete; wie viel für die Völkerkunde, in einem Lande wo zahllose Stämme bis auf die neuesten Zeiten das Spiel der Völkerwanderung getrieben haben!

Umfang, Eintheilung, Gränzen, Producte, Lage, Klima, Naturbeschaffenheit des Landes, alles ist den Europäern noch mehr oder minder räthselhaft, und doch glauben sie die Erde zu kennen und reden von natürlichen Gränzen, die sie den Ländern in einer allgemeinen Geographie anweisen wollen, und von einem besseren Eintheilungsgrunde, als der politische seyn soll, weil dieser seiner veränderlichen Natur nach nicht streng wissenschaftlich seyn kann. In der That, wenn es auf einen Eintheilungsgrund ankommt, der die Wissenschaft fördern soll, so wäre die alte Eintheilung in bekannte und unbekannte Länder weit eher geschickt uns auf die Lücken unserer geographischen Kenntnisse aufmerksam zu machen, als die neuen Namen, mit denen einige seynwollende Philosophen ein Wissenschaftsspiel treiben.

Die Mongolei ist ein unbekanntes Land, denn was wir davon wissen, beschränkt sich auf einige Namen der Bewohner, und Vieles, was wir zu wissen vermeinen, ist auf Vermuthungen gegründet, die in der Geographie keine Stimme haben sollten.

Der Hoangho oder gelbe Fluß durchströmt einen Theil der südlichen Mongolei und umschließt das Land der Ortos-Mongolen. Der mittlere Theil scheint nur Steppenflüsse und zwar in großer Anzahl zu haben. Im Norden ergießen sich der Selinga und der Orchon in den Baikalsee und gegen Nordost vereinigen sich der Kerlon und der Onon, um den Amur zu bilden. „Dieser prachtvolle Fluß, sagt Malte-Brun, wird

vielleicht bald seine schweigenden Ufer durch die Thätigkeit des Handels und das Getümmel der Armeen belebt sehen." In der That, es ist nicht unwahrscheinlich, daß an den Ufern dieses Flusses zuerst die beiden kolossalischen Mächte Rußland und China ihre Kräfte messen werden; und von welcher Seite der Sieg zu erwarten sey, ist nicht schwer voraus zu sagen.

Auch große Seen sind hier zu erwarten und die wenigen Reisenden, welche uns Nachricht von der Mongolei geben, nennen einige derselben. Der Kosogol (50° N. Br. und 118° O. L. v. Ferro) am Fuße des Bogdo ist groß und hat in seiner Mitte eine Insel von ansehnlichem Umfang. Der Tschan-Nor und der Saigan, die westlich liegen; letzterer ist vielleicht der Ciangu des Marco Polo, auf welchem Schwäne in zahllosen Heeren schwammen und dessen Ufer durch Kraniche, durch den Phasianus Argus, Repphühner rc. belebt waren. Der große Khan hatte hier einen prachtvollen Sommerpallast.

Die Mongolen sind zum Theil noch Nomaden; bei einigen Stämmen bemerkt man nur unter den Weibern Industrie. Handel wird mit Chinesen, Tataren und Russen getrieben.

Die Mongolen haben den Kopf bis auf eine Locke in der Mitte desselben geschoren, und tragen eine gelbe platte Mütze darüber. Weite Pantalons, ein Wams mit engen Aermeln, ein Gürtel, woran der Säbel, das Messer und die Tabakspfeife befestiget sind, und ein tuchener Ueberrock mit weiten Aermeln, gelbe oder schwarze Halbstiefel, machen ihre Kleidung aus. Die weibliche Kleidung ist der männlichen ähnlich, nur daß das Oberkleid keine Aermel hat; ihre langen Haare tragen sie in Flechten gewickelt.

Die Nahrung besteht aus Fleisch und wenig Gemüse. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser; auch genießen sie

Milch, Branntwein, Kumiß (ein von Eselsmilch abgezogener Branntewein) und Meth.

Pferde, Kameele, Ochsen, Schafe und Ziegen bilden ihre Heerden, mit denen sie die Steppen durchwandern. Haben sie eine gute Weide gefunden, so schlagen sie ihre Zelte auf und verweilen unter dieser luftigen Wohnung, bis die Weide abgegrast ist. Die Zelte der Voenehmern sind mit Seide ausgeschlagen, und der Fußboden ist mit Persischen Teppichen belegt. Vasen von Zinn, Silber und Porzellan zieren das Zelt. In der Mitte des Zeltes oder auch im Freien wird Feuer angemacht, um welches sich die Familie versammelt. — Sie sollen zehn bis funfzehnmal im Jahr ihre Wohnungen verändern. Unter diesen nomadisirenden Stämmen werden bei dem Wechsel des Sitzes die Zelte abgebrochen und Mann, Weib, Kinder und Heerden beginnen eine lustige Prozession. Die Weiber singen, spielen die Zitter, andere tanzen, oder führen auf den Ruheplätzen Pantomimen auf. Die Männer jagen, oder spielen Karten und Schach. Nirgends sieht man, daß ihnen das Leben zur Last sey. Wäre bei dieser herumziehenden Lebensart ein höherer Grad der Cultur zu erreichen, so möchte man sie für den natürlichen Zustand des Menschen halten. Denn sicher wurde der Mensch nicht geschaffen, um, wie die Schnecke, die an ihr Haus gefesselt ist, auf einem kleinen Flecke sein Leben zu vertrauern und seine Wiege und sein Grab unter einem Himmelsstriche zu finden. Erst wenn er den Blick über die väterliche Umzäunung hinauswagt, und sich ihm die Mannichfaltigkeit des menschlichen Lebens darstellt, erst dann wird es ihm möglich, sich aus der Sklaverei der Gewohnheit zu befreien und ein Glied der großen Familie der Menschheit zu werden. Seltsam, daß die unruhigen nomadischen Mongolen, gegenwärtig unter der Herrschaft der Chinesen stehen, deren ganze Weisheit sich auf Ruhe und Stetigkeit gründet.

Diese Mongolen sind gelehrig, gastfrei, wohlthätig, thätig, und wollüstig.

Die Fürsten und Priester genießen eine große Achtung bei dem Volke. Nach ihrem Tode werden sie verbrannt, und über ihre Asche wird ein gemauertes Denkmal errichtet. Hohe Stangen, mit wunderlichen Fahnen geziert, umgeben das Ganze.

Ihre Religion ist die des Fo und ihre Bücher sind in Tibetanischer Sprache geschrieben. Ihre Gelehrten haben auch auf den Schulen in Tibet ihre Studien vollendet. Die Polygamie ist bei ihnen eingeführt.

Der Dalai-Lama ist ihr geistliches und der Chinesische Kaiser ihr weltliches Oberhaupt; sie zahlen dem letzteren einen Tribut; doch sollen die Kalkas diesem nicht unterworfen seyn und vielmehr von dem Kaiser einen Sold erhalten, vielleicht weil sie als Gränztruppen gegen die Russen gebraucht werden.

Von den Städten in der eigentlichen Mongolei ist wenig bekannt.

Ze hol, im südlichen Theil des Landes, ist der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Kaisers. Macartney fand hier ein prächtiges Schloß und unermeßliche Gärten, einige Pagoden und eine Menge elender Hütten.

Maimathschim, eine Gränzstadt gegen Rußland zu, wohin Chinesen seidene und baumwollene Zeuge, Porzellan und vorzüglich Thee bringen, und an die Russen, welche von Kiatka hierher kommen, gegen Pelzwerk und Silber verkaufen. Nach Pallas soll dieser Handel bis fünf Millionen Rubel im Umsatz betragen.

Naun, eine andere Handelsstadt, am Flusse Argaun, 30 Tagereisen von dem Russischen Orte Tzuruchaiturewskoj entfernt, den die Einwohner von Naun besuchen und allerlei Waaren hinbringen; sie kommen mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und sollen eine Sprache haben, die weder Chinesisch noch Mongolisch ist *).

*) S. Pallas Th. IV. S. 620.

Mehrere Geographen haben sich Mühe gegeben, die Städte aufzusuchen, welche Marco Polo in dem Reiche des großen Khans nahmhaft macht. Diese Mühe scheint uns sehr überflüssig zu seyn, zumahl, wenn man sie in Europa in seinem Zimmer anwendet. Die älteren Sitze der Khans waren wahrscheinlich veränderlich, wie die Lebensart der Nomaden es mit sich bringt. Unbekannt mit den Sprachen dieser Stämme muß es uns also unmöglich seyn, ein zuverlässiges Resultat zu finden; denn was wir für den Namen einer Stadt halten, war vielleicht nur die Benennung des Hoflagers und kam jedem Orte zu, an welchem sich der große Khan gerade aufhielt.

Von der eigentlichen Mongolei, wird die Kalmukkei unterschieden, deren Gränzen aber eben so wenig, wie jene genau angegeben werden können. Man irrt vielleicht am wenigsten, wenn man die Kalmukken im westlichen Theil aller Mongolischen Länder aufsucht. Malte-Brün, der sich viele Mühe gegeben hat, einige Ordnung in die verworrene Geographie dieser Gegenden zu bringen, nimmt an, daß die Kalmukkei sich von 35° bis 50° N. Br. erstrecke, daß sie in Westen an die Kirgisen-Steppen, und in Südwesten an die kleine Bucharei gränze, und daß das Gebirge Bogdo sie von der eigentlichen Mongolei trenne. In diesem Umkreise liegt dann die Songarei, das Land Hamel, das Gebiet der Delöthen von Kokonor, und anderer Delöthischen Stämme.

Die Soongarei ist ein weites Thal, das in Norden das Ulugh-Gebirge, vielleicht eine Kette des Altai, begränzt, im Süden liegt das Gebirge Alok und die Ebene Eugur. Unzählige Seen, unter denen der Palcati der größte, geben der Gegend ein eigenes Ansehen. Der Ili-Fluß, der mehrere kleinere Bäche und

Flüsse aufnimmt, ergießt sich in denselben. An diesem Flusse hatten die Soongaren den Hauptsitz ihres Reichs und die Residenz ihres Khans aufgerichtet.

Das Land Hamel oder Hami, sagt dü Halde, hat nur eine einzige Stadt, nebst einer kleinen Anzahl Dörfer. Die Hami sind groß, stark, wohlgekleidet und haben reinliche Wohnungen. Sie finden sich im Osten der Delöthen und scheinen eine fruchtbare Gegend in der großen Wüste zu bewohnen. Sie sind Muhammedaner.

Das Land im Umkreise des See's Kokonor ist unbekannt, und was Bucharische Kaufleute dem berühmten Reisenden S. P. Pallas von der Stadt Sinin, die man für die Hauptstadt dieses Landes hält, erzählten, ist nicht hinreichend, die Anforderungen der Geographen zu befriedigen.

Die Kalmukken sind klein, aber gut gebaut, und troz ihrer Mongolischen Gesichtsbildung und großen abstehenden Ohren, soll ihr Aeußeres nicht unangenehm seyn. Dunkelschwarzes Haar und sehr weiße Zähne bis ins Alter gehören zu ihren charakteristischen Kennzeichen. Ihre Sinne sind sehr scharf und schärfer, als es einem Europäer glaublich scheint. In weiter Entfernung riechen sie ein Lager, hören den Tritt eines Pferdes und unterscheiden in den unermeßlichen Ebenen die kleinsten Gegenstände. — Sie werden als gesellige, und ehrliche Leute geschildert. Uebrigens kennen wir nur diejenigen Kalmukken, die unter Russischem Schuze leben, und von denen Pallas die besten und neuesten Nachrichten mitgetheilt hat.

Die Chinesen sollen sich viele Mühe geben, die nomadisirenden Kalmukken an den Ackerbau zu gewöhnen; bis jezt aber ziehen diese ihr freies unstätes Leben den Fesseln der Ordnung vor. Ihre Lebensart ist von jener der andern Mongolen wenig verschieden. Sie schlachten fast nie ihre Hausthiere, sondern erjagen Wild

in den Steppen. Kunstfleiß ist wenig unter ihnen, indessen, sind ihre Zelte aus Weidenflechtwerk und Filz auf eine sinnreiche Art zusammen gesetzt; sie haben auch selbst fabrizirte Fenster. Die Weiber gerben die Häute und machen die Hausgeräthe. Die Männer verfertigen sich selbst ihre Waffen.

Die Kalmukken sind Anhänger der Lama-Religion. Sie stehen, wie die Mongolen, unter eigenen Khans, die aber dem Chinesischen Kaiser unterworfen sind, und haben Adel und Sklaven, d. i. eine Art von Feudal-Verfassung. Die Priester bilden eine eigene Kaste, und sind die Freien unter ihnen.

Von den Städten Haraschahr, Yulduz, Oramchisch rc. wissen wir nur die Namen.

Die Topographie der Kalmukkei muß erst geschaffen werden. Bei der Neigung zu reisen, die mehrere Gelehrte in die unwirthbaren Wüsten von Afrika geführt hat, ist es zu verwundern, daß die Mongolei, wie überhaupt Mittel- und das hohe Ost-Asien fast vergessen wurde. Doch wäre eine Reise mit Russischen Kaufleuten, die nach Pekin gehen, hier ohne unüberwindliche Schwierigkeiten auszuführen.

III. Die Mantschurei.

Versteht man unter diesem Namen das ganze Chinesische Tungusenland, zwischen China und Sibirien und zwischen der Mongolei und dem Japanischen Meer, so umfaßt die Mantschurei eine Länderstrecke, die beinahe so groß ist als das eigentliche China. Die Siolkis-Gebirge scheiden sie von dem Lande der

Mongolen. Parallel mit dem Japanischen Meer läuft eine andere Gebirgskette, und im Norden das Gebirge Stanowoi. Auf den Höhen ist das Klima rauh und kalt, in den Ebenen, die der Amur-Fluß durchströmt, vermuthet man eine mildere Luft. So viel man aber weiß, ist hier Alles wilde rohe Natur, und große Strecken werden nur von Thieren bewohnt.

Außer Leao-Tong, der südlichsten Provinz der Mantschurei *) ist der übrige Theil noch unbekanntes Land. In dem nördlichen, gegen Sibirien gelegenen, Theil, soll es mehrere Städte geben. Hotun-Segalien, Ula im Chinesischen Daurien, Tsitschicar, Merguen, Petun, Kiri-Ula, und Ninguta werden als die vornehmsten Orte genannt.

Der beschränkte Raum dieser Blätter würde uns nicht erlaubt haben, eine weitläuftige Beschreibung der nördlichen Provinzen des Chinesischen Reichs zu liefern, auch wenn unsere Quellen reicher gewesen wären, als sie es wirklich sind. Bei dem Mangel aller Hülfsmittel aber hat es uns nicht gleichgültig geschienen, auf die Lücken der Geographie aufmerksam zu machen; denn wir sind überzeugt, daß es ein so verdienstliches, als mühevolles Geschäft wäre, wenn man die Geographie von allen unbestimmten, unwahren und erdichteten, oder nur vermutheten Angaben reinigen und auf das Gewisse zurück führen könnte. Dieses Geschäft zu unternehmen, konnte hier nicht unser Zweck seyn; denn wir hätten eine ausführliche Kritik aller vorhandenen Materialien zur Kenntniß dieser Länder, liefern, ja, wir hätten gewissermaßen eine geographische Kritik erst erschaffen müssen. Wir haben uns daher nur mit einigen Winken begnügt, um so mehr, da unsere Länder-

*) S. oben Seite 323 in der Topographie von China.

kunde als ein geographisches Lesebuch — nicht für Geographen, sondern für solche Leser geschrieben ist, die sich eine allgemeine Uebersicht der Erde zu erwerben wünschen, ohne in gelehrte, und schwierige Untersuchungen sich einlassen zu wollen.

B. Mittelbare Staaten des Chinesischen Reichs.

Zu den mittelbaren Staaten des Chinesischen Reiches rechnen wir diejenigen, deren Souveraine die Oberherrlichkeit (Suzerainetät) des Chinesischen Kaisers anerkennen, und gleichsam von ihm ihre Krone zu Lehn nehmen, ohne jedoch in innerer Regierung des Landes dadurch eingeschränkt zu werden. In den nördlichen Provinzen findet man zwar auch noch eingeborene Fürsten, die über ihre Sklaven einige Herrschaft ausüben; aber jene Länder werden dessen ungeachtet von Chinesischen Gouverneuren, im Namen des Kaisers, regiert. Hier, in den mittelbaren Staaten hält der Kaiser keine Gouverneure, und überläßt die innere Administration uneingeschränkt den Landesfürsten. Solcher Staaten giebt es, so viel bekannt ist, drei; nämlich: die Halbinsel Korea, die Lieu-Kieu-Inseln, und Tibet. Diese drei Staaten sind den Europäern noch ziemlich unbekannt; wir wollen jedoch in der Kürze anführen, was wir Merkwürdiges in den besten Beschreibungen derselben aufgezeichnet finden.

I. Das Königreich Korea.

Die Halbinsel Korea gränzt gegen Norden an das Land der Mantschu, von dem es durch eine hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Gebirgskette geschieden ist; von den drei andern Seiten wird es vom Meere umflossen, dem es felsigte, unzugängliche Küsten entgegensetzt. Der Theil des Meeres, der im Osten die Halbinsel begränzt, wird das Meer von Korea genannt, das sich mit dem Japanischen Meere verbindet; im Westen liegt das gelbe Meer oder Hoan-Hay und im Süden das Ostchinesische Meer, ein Arm des großen Oceans. Von Japan wird Korea durch eine, 30 Seemeilen breite Meerenge geschieden. Nach den besten Charten zu urtheilen, liegt diese Halbinsel zwischen 34° 30' und 43° 50' N. Br. und zwischen 142° und 149° O. L. von Ferro. Das ganze Land möchte ungefähr so groß als Italien seyn; einige Geographen geben 4200 Quadr. Meilen an.

Das Klima ist, besonders gegen Norden, kalt. Der Schnee fällt hier oft so hoch, daß er die Wohnungen und Wege verschüttet.

Die vornehmsten Flüsse sind der Ya-Lu und der Tumen. Der erste ergießt sich in das gelbe Meer, der andere in das Koreanische. Beide Flüsse entspringen in dem hohen nördlichen Theile. Der nördliche Theil ist wegen der Nähe des hohen Gränzgebirges rauh und erzeugt viel Holz, wenig Getraide, vorzüglich Gerste, die nicht von der besten Beschaffenheit ist. Die südlichen Provinzen aber sind fruchtbar, und liefern Reiß, Hirse, Tabak, Firnißbäume, Citronen, Baumwolle und Hanf; man zieht auch Seidenwürmer, aber die Einwohner wissen die Seide nicht zu verarbeiten. Die Koreaner haben fast alle Europäische

Hausthiere und auch viel Wild, als wilde Schweine, Bären, Zobel, Marder, Biber und Hirsche. Federvieh ist häufig und die Zucht desselben soll von den Einwohnern mit musterhaftem Fleiße betrieben werden. In den sehr fischreichen Flüssen findet man häufig Krokodille, die 30 bis 40 Fuß lang seyn sollen. Aus dem Mineralreiche nennt man Gold, Silber, Blei, Eisen und Salz als Landesproducte.

Diese dürftige Beschreibung der Naturproducte zeigt schon, wie wenig ein so großes Land bekannt seyn müsse. Doch sind bei der großen Verschiedenheit des Klimas, in den nördlichen Provinzen und in den höheren Gegenden, wie in den südlichen Ebenen, besonders was das Pflanzenreich betrifft, mehrere merkwürdige, der Halbinsel vielleicht eigenthümliche Erzeugnisse zu erwarten. Aber Korea ist den Europäern noch fester verschlossen als China, und die eigenen Unterthanen dürfen bei Todesstrafe nicht auswandern. Nie ist ein Europäischer Gesandter, nie ein Missionär an den mißtrauischen Hof des Königs von Korea gekommen. Nur wenn das Unglück Schiffbrüchige an diese gefährlichen, unwirthbaren Küsten wirft, kann ein solcher hoffen, das allen Fremden verschlossene Land zu betreten; er wird aber dann auch als Gefangener behandelt, und muß, wenn nicht ein ungewöhnlich glücklicher Zufall seine Flucht begünstiget, darauf Verzicht leisten, je wieder in sein Vaterland zurückkehren zu können. Ein solches Schicksal erfuhren einige Holländer, die im Jahre 1653 an der Küste von Korea Schiffbruch litten und von denen einige nach einer funfzehnjährigen Gefangenschaft Gelegenheit fanden zu entfliehen und nach Europa zurückzukehren. Unter diesen befand sich Hamel, der im Jahre 1668 ein Tagebuch seiner unglücklichen Reise herausgab. Diese Reisebeschreibung ist die fast einzige Quelle unserer Kenntniß von Korea. Denn die

Nachrichten, welche einige Jesuiten von der Halbinsel bekannt gemacht haben, sind in China gesammelt worden und beruhen auf Aussage der Koreanischen Gesandten, die den Europäern von ihrem Lande erzählten. Die Holländische Gesandtschaft, deren Reise nach Pekin van Braam und der jüngere de Guignes beschrieben haben, traf gleichfalls mit einigen Koreanischen Abgeordneten zusammen. Außer einer Beschreibung der Kleidung dieser Herren haben wir dadurch wenig von Korea erfahren. Die Chinesen behandelten diese Gesandten eben nicht sehr höflich, und da einige Koreaner die gepuderte Frisur der Holländer mit den Händen berührten, empfiengen diese Herren vom Corps diplomatique sogar Peitschenhiebe von den Chinesen, welche solche unhöfliche Neugierde nicht dulden wollten. — Der Englische Capitain Broughton, der 1797 nach weitläuftigen Unterhandlungen mit der Koreanischen Regierung die Erlaubniß erhielt, mit seinem Schiffe einige Tage im Haven von Tschosan zu verweilen, durfte durchaus nicht weiter in das Land reisen. Doch verdanken wir ihm einige neuere Nachrichten von den Küsten; diese befuhr auch la Perouse und hat uns wenigstens über die Lage derselben zuverlässigere Bestimmungen mitgetheilt.

Da die Koreaner, im Uebermaß ihrer Politik, alles Fremde zu meiden, und von sich entfernt zu halten suchen, auch wenig Handel treiben: so fehlt es an allen Mitteln, sich in nähere Kenntniß des Landes zu setzen.

Wir finden demnach auf Korea eine Idee realisirt, die ein neuerer teutscher Philosoph *) als ein Heilmittel vieler politischen Krankheiten den Völkern angerühmt hat: einen geschlossenen Handelsstaat. Es wäre in Rücksicht auf diese Idee schon interessant das Volk kennen zu

*) S. Fichte's geschlossener Handelsstaat.

lernen, bei dem diese Idee ausgeführt wurde. Indessen ist, die Wahrheit zu gestehen, das Experiment selbst in Korea nicht vollkommen gelungen, und die Natur, die durch die Noth den Menschen vor Verirren in Ideen schützt, hat auch hier gelehrt, daß der auswärtige Handel als eine nothwendige Bedingung der Existenz weislich von der Vorsehung berechnet wurde, und daß man ihn nicht ungestraft aufgeben könne. So unvollständig wir auch die Koreaner kennen, so muß doch auch dieß wenige schon von dem Versuche abschrecken, sie in dem System des Isolirens nachzuahmen; denn in eben dem Grade, als sie ihr Land noch fester als die Chinesen verschlossen, sind sie auch hinter diesen in der Cultur zurückgeblieben.

Die heutigen Koreaner scheinen ein Gemisch mehrerer Nationen zu seyn, nämlich Urbewohner, Chinesen und Mantschu. Die ersten sollen, ehe die Chinesen ins Land kamen, in drei Staaten und vielleicht auch in drei verschiedene Völkerstämme getheilt gewesen seyn. Ein Chinesischer irrender Ritter, der Prinz Ki-tse eroberte die Halbinsel, gab den wilden Urbewohnern weise Gesetze, und führte durch seine Weisheit ein goldenes Zeitalter herbei, wo Verbrechen und die mit denselben verbundenen Uebel unerhörte Dinge waren. Diese Zeit ist schon ziemlich lange verflossen, denn die Kunde von dem glücklichen Zustande ist wenigstens 3000 Jahre alt. Seitdem haben Japaner, Mantschu, Chinesen und wahrscheinlich auch Mongolen um die Herrschaft von Korea gekämpft, und von allen diesen Fremdlingen sind deutliche Spuren unter den Bewohnern anzutreffen. In ihrer Physiognomie ist der Mongole sichtbar; wenigstens fand Broughton durchgängig Mongolische Gesichtsbildung. Alle Koreaner, die er sah, hatten die kleinen Augen, wodurch sich der Mongole so charakteristisch auszeichnet. Dagegen berichten die Missionare, daß sie gut gewachsen

und von angenehmer Gesichtsbildung wären; sie sahen aber nur einige vornehme Herrn. Broughton hatte Gelegenheit das gemeine Volk zu beobachten.

Die Chinesen haben ihre Künste, ihre Wissenschaften, und ihre Schrift nach Korea gebracht. Die Sprache scheint von der Chinesischen verschieden zu seyn; denn du Halde erzählt, daß die Koreaner in China einen Dollmetscher brauchen; wahrscheinlich ist jedoch die Sprache mit der Chinesischen verwandt. — Aehnliche Einwirkung haben die Japaner hinterlassen. Die Mantschu, als Barbaren, konnten dagegen nur von ihnen lernen.

Die Kleidung scheint die Altchinesische zu seyn. Die gemeinen Leute sah der genannte Engländer in leinene Gewänder gekleidet, die in weiten Jacken und langen wattirten und durchnähten Hosen bestanden. Einige trugen auch große weite Schlafröcke. Die Weiber hatten über den Hosen einen kurzen Rock, und beide Geschlechter linnene Stiefel mit Sandalen von Reißstroh. Die Haare der Männer waren oben auf dem Kopfe in einen Knoten gebunden; bei den Weibern aber rund um den Kopf in Flechten gelegt. — Die Vornehmen kleiden sich in weite Gewänder von feinem Gase. Sie tragen Hüte und Mützen. Letztere sind viereckig. Ihre Hüte haben sehr große Ränder, sind steif und unter dem Kinne mit einer Schnur befestiget, an welche sie Korallen von Achat, Ambra oder schwarzem Halze, reihen. Bisweilen sind die Hüte mit Silber eingefaßt. Der große Rand dient zugleich als Sonnenschirm. — Die Damen besetzen ihre Kleider mit goldenen und silbernen Schnüren. Ueberhaupt sind alle Kleider der vornehmen Leute mit Gold und Silber geschmückt. Die Gelehrten tragen Federn auf den Mützen.

Die Häuser sind ein Stockwerk hoch und von schlechter Bauart; auf dem Lande von Erde und in den Städten von gebrannten Ziegeln. Ein Vorzimmer, zur Aufnahme

der Fremden ist an jedem Hause angebracht. Fast jedes Haus hat einen Garten, an dessen Ende die Wohnungen der Frauen, (die hier etwas weniger eingeschränkt leben, als in China) erbaut sind. — Die Mauern um die Städte gleichen den Chinesischen; sie haben viereckige Thürme mit vielen Absätzen, und gewölbte Thore *).

Die Hauptnahrung besteht aus Reiß, woraus sie auch ein Getränk bereiten. Die Koreaner sollen mäßig im Genuß der Freuden der Tafel seyn.

Der innere Handel auf Korea kann nicht unbedeutend seyn. Die südlichen fruchtbaren Provinzen versorgen nämlich mit dem Ueberfluß ihrer Producte die nördlichen unfruchtbaren Gegenden, die ihnen dafür Eisen und andere Gebirgsproducte, vielleicht auch die in China so geschätzte Ginsengwurzel **) überliefern, denn diese Wurzel wird un-

*) Die Koreaner haben auch an ihrer nördlichen Gränze, nach Art der Chinesen, eine Vertheidigungslinie aufgeführt, und einige Schriftsteller nennen dieß die Koreanische große Mauer; sie ist aber ein bloßes Pallisadenwerk von Holz, und jetzt ganz verfallen.

**) Die Ginsengwurzel gilt in China für eine Universalmedizin und würde ehedem dort mit Gold aufgewogen. Auch in Europa war sie als Arzneimittel bekannt. Man kannte lange die Pflanze nicht, von welcher die Wurzel gewonnen wird; jetzt weiß man aber, daß es Panax quinquefolium ist, und hat dieses 1 Fuß hohe Gewächs auch in Nordamerica entdeckt, von wo es nach Frankreich und von hier selbst nach China gebracht wurde. Dadurch ist der Preis desselben sehr gefallen. Die Europäischen Aerzte wenden es fast gar nicht mehr an. In China schreibt man ihm wunderthätige Wirkungen zu. Es soll die Thätigkeit der Nerven erhöhen, daher auch, was den Chinesen besonders lieb ist, zum Beischlaf reitzen, nähren und erwärmen. In China hat nur der Kaiser das Recht, die Wurzeln sammeln zu lassen. Es geschieht unter strenger Aufsicht; ja man vertraut den Chinesen nicht einmal die-

ter den Hauptproducten von Korea aufgeführt *). — Auswärtigen Handel treiben die Koreaner nur mit China und Japan.

In ihren Sitten und Gebräuchen stimmen sie, so viel bekannt ist, mit den Chinesen überein. Die Koreaner können so viel Frauen nehmen, als sie wollen; doch wird nur eine Frau als die rechtmäßige Gattin angesehen, und in der Regel wohnt auch nur diese mit dem Manne in einem Hause. Die Hochzeitsceremonieen sind ganz Chinesisch. Geachtet sind die Weiber hier so wenig, als in China. Sie können ohne viele Umstände verstoßen werden und müssen dann noch meisten Theils die Kinder ernähren.

Das väterliche Ansehen und die Ehrfurcht der Kinder gegen den Familienvater finden wir auch hier wieder. Der älteste Sohn erbt den größten Theil des Vermögens; den Ueberrest theilen die andern Söhne zu gleichen Theilen. Die Töchter erben nichts und haben außer ihren Kleidern kein Eigenthum. Einer verstoßenen Frau bleibt daher nichts übrig, als ihre Reize als Erwerbsmittel geltend zu machen. Damen solcher Art sollen hier nichts ungewöhnliches seyn.

Die Begräbnißceremonie scheint etwas von jener im Mutterlande abzuweichen. Ein großes Geschrei wird zuerst von den Verwandten auf der Gasse erhoben, um den Nachbaren den Verlust eines Familiengliedes anzuzeigen. Nur im Frühlinge und Herbste werden die Todten begraben, und wenn sie im Sommer oder Winter sterben, bewahrt

ses Geschäft an, sondern schickt Mantschu-Soldaten aus, welche die kostbare Wurzel einsammeln. Der Gewinn kommt in den kaiserlichen Schatz. Man sehe hierüber Murray Vorr. von Heilm. I. S. 656 Lafiteau mémoire concernant la prétieuse plante de Ginseng; à Paris, 1718 und Thilenius med. u. chirurgische Bemerkungen S. 261.

*) S. Allgemeine Historie der Reisen Band 7. S. 9.

man sie in wohl verschlossenen Särgen, in einem Todtenhäuschen neben der Wohnung auf. Zur Zeit des Begräbnisses wird der Todte am Vorabende in seine vorige Wohnung getragen, wo die Verwandten sich zu einem Mahle zu seinem Andenken versammeln. Mit Anbruch des Tags trägt man die Leiche bis zu dem nächsten Berge hinaus, wo Priester und Wahrsager den schicklichsten Ort zum Grabe auserwählt haben. Musik begleitet den Zug und wird von dem unharmonischen Klagegeschrei der Leidtragenden häufig unterbrochen. Dem Todten werden Opfer gebracht, und am ersten Vollmond wird die Ceremonie wiederhohlt, auch häufig das Gras von seinem Grabhügel abgeschnitten. Die Trauerkleidung muß aus dem gröbsten Zeuge bestehen, und so unreinlich als möglich seyn. Auch darf sich Niemand baden, so lange die Trauerzeit dauert. Kinder, die während der Trauerzeit geboren werden, sieht man für unehrlich an. Vornehme Leute läßt man oft 3 Jahre unbegraben.

Von der Geschicklichkeit der Koreaner in Künsten und Wissenschaften läßt sich wenig Bestimmtes sagen. Sie sind fleißige Ackerbauer und vernachlässigen auch die Viehzucht nicht. Dasjenige ihrer Producte, das sie, wie es scheint, am besten zu verfertigen verstehen, und das von den Chinesen sehr gesucht wird, ist Papier aus Baumwolle gemacht. Ihre Junken und Kriegsschiffe zeigen, daß sie in mechanischen Künsten nicht unerfahren sind. Sie haben auch Luntenflinten und Kanonen.

In den Wissenschaften sind die Chinesen ihre Lehrer gewesen. Da sie aber außer der Chinesischen Schrift, noch eine eigene haben (deren sich die Frauenzimmer und die Ungelehrten bedienen) so scheint es, daß diese ihnen schon vor der Chinesischen Eroberung des Kit-se bekannt war. Sie examiniren ihre Gelehrten und ertheilen ihnen Grade wie in China. Das Hauptstudium beschränkt sich auf die Schriften des Kon-fut-se, auf das Lesen ihrer

Geschichtbücher und der Prozeßacten der Missethäter, wobei in jeder Provinz die Rechtsgelehrten vorzüglich die Geschichte derjenigen Räuber und Mörder studieren, die bei ihnen berühmt geworden sind. Ihren Kalender hohlen sie aus China.

Die Religion des Fo ist in Korea die Religion des Volkes. Unter den Vornehmern giebt es viele Anhänger des Konfut-se. — Die Halbinsel ist mit unzähligen Klöstern und Mönchen angefüllt. In einigen Städten findet man über 4000 Mönche und in jedem Kloster wohl 500 bis 600 derselben. Der Aelteste des Klosters hat das Ansehen eines Gouverneurs und ist berechtiget, seinen Untergebenen, wegen jeder Verletzung der Regel des Ordens, die Bastonnade geben zu lassen. Die Mönche müssen, so lange sie im Kloster leben, den Umgang mit dem weiblichen Geschlecht meiden; sie können aber, wenn sie wollen, in den weltlichen Stand zurücktreten. Es gibt auch Nonnenklöster. — Die Mönche sind hier keine unnützen Müssiggänger; sie müssen sich ihren Unterhalt durch Ackerbau und andere Gewerbe verdienen; müssen dem Könige Abgaben zahlen, und was das Sonderbarste ist, sie müssen dem Könige aus ihrer Mitte ein Kriegscontingent stellen, das aus lauter Mönchen bestehet, von Mönchen commandirt, und gewöhnlich zur Vertheidigung der Bergfestungen verwendet wird.

Die meisten Klöster liegen auf reizenden Anhöhen und sind mit schönen Gärten und Parken umgeben. Vornehme Leute wallfahrten nicht sowohl hierher, als daß sie Lustfahrten anstellen, und gewöhnlich ihre Geliebten oder andere mitleidige Schönen hierher bringen. Die Klöster scheinen demnach eine Art Wirthshäuser zu seyn, wohin man, nicht der himmlischen Sorgen wegen, sondern um sich irrdisch des Lebens zu freuen, sich zu verfügen pflegt.

Die Mönche sollen in Korea ziemlich verachtet seyn; doch findet man mehrere Vorsteher der Klöster, die bei Hofe in großem Ansehen stehen und zum Theil bedeutende Staatsämter bekleiden. Mit den gemeinen Mönchen macht der König wenig Umstände, und nöthigt sie, wie den geringsten seiner Unterthanen zu Frohndiensten und harter Arbeit. — Einige beschäftigen sich auch mit dem Unterricht der Jugend. Ein Schüler, der Neigung verräth, den Stand seines Lehrers zu ergreifen, erhält sogleich die Tonsur, die an allen Koreanischen Priestern vorgenommen wird *), ißt von der Stunde an kein Fleisch und muß dem Kloster Dienste leisten. Alles was er verdient, fällt seinem Lehrer zu, und erst nach dem Tode desselben erlangt er das Recht, für sich selbst arbeiten zu dürfen; alsdann ist er aber auch der einzige Erbe von der ganzen Verlassenschaft seines Lehrers, und legt daher, wie für einen verstorbenen Vater, die Trauer an.

Die Nonnen können mit Bewilligung des Königs das Kloster verlassen und heirathen.

Korea ist eine erbliche unumschränkte Monarchie, und obgleich der König dem Kaiser von China Tribut zahlt und von dessen Gesandten gekrönt wird, so herrscht er doch im Innern seines Reiches mit vollkommener Souveränetät. Die Hauptstaatsmaxime ist hier, dem Fremden die Kenntniß des Landes unmöglich zu machen. Daher werden selbst die Chinesischen Gesandten in Korea, trotz aller scheinbaren Ehre, die man ihnen erweis't, gleich Gefangenen bewacht und können mit den Eingebornen keine Unterredung haben, die der König nicht sogleich durch seine heimlichen Aufpasser erfährt. Diese Spione, die im ganzen Reiche vertheilt sind, und dem Könige von allen Handlungen und Reden seiner Unterthanen Bericht erstatten,

*) Sie scheeren sich auch den Bart ab.

sind die Hauptstütze der Macht Sr. Koreanischen Majestät und für uns der sprechendste Beweis von der Schlechtigkeit der dortigen Regierung; denn eine Regierung, die nur durch solche Mittel Ruhe und Ordnung erhält, versteht ihr Handwerk schlecht, indem sie wohl auf Schrecken, aber nicht auf Achtung und willigen Gehorsam Anspruch machen kann.

Daher ist denn auch Se. Koreanische Majestät nichts weiter als ein Despot, der sich für den alleinigen Eigenthümer des Landes und für den unumschränkten Gebieter über Leben und Tod aller seiner Unterthanen ansieht. Kein Koreaner, selbst die vornehmsten Staatsbeamten nicht ausgenommen, hat freie Macht über seine Güter, sondern wird so angesehen, als wenn der König ihm nur auf Lebenszeit die Einkünfte zu Lehen gegeben hätte. Alle liegenden Gründe gehören dem Könige, der sie nach eigenem Wohlgefallen weggiebt, und dem sie nach dem Tode des Besitzers wieder zufallen, es sey denn, daß er für gut finden sollte, die Kinder des Verstorbenen aufs Neue damit zu beschenken.

Die gewöhnlichen Einkünfte des Königs bestehen im Ertrage seiner Domainen, in den auf die Einfuhr aller Waaren gelegten Zöllen, und in einem gewissen Vorbehalt von den Einkünften der Güter seiner Unterthanen. Hierzu muß man noch den zehnten Theil von allen Producten rechnen, die seine Staaten hervorbringen. Sie werden in Natura abgetragen, und in die, zu diesem Behuf in allen Städten angelegten, Königlichen Magazine gebracht. Außer diesem Zehnten sind auch noch alle Unterthanen, die nicht Soldaten-Dienste thun, verpflichtet, in jedem Jahre drei Monate lang für den König allein zu arbeiten.

Die Militärverfassung scheint in dem Königreiche vollkommen organisirt zu seyn. In jeder Provinz befindet sich ein commandirender General, dem mehrere Obersten unter-

geordnet sind. Es soll eine ordentliche Eintheilung der Truppen in Regimenter Statt finden, und jeder bestimmten Anzahl von Mannschaft ein Unterofficier oder mehr oder minder bedeutende Officier vorgesetzt seyn. In jedem Dorfe ist ein Unterofficier Commandant. In den Städten sind es Officiere höheren Ranges, je nach dem Ansehen der Stadt. Von den unteren Officieren werden Rapporte an die höheren erstattet, und diese einzelnen Rapporte in einem Generalrapporte zusammengefaßt, der dem Könige vorgelegt wird, damit er aus demselben den Stand seiner Armee ersehen könne.

Die Waffen des Fußvolks bestehen aus Luntenflinten, Degen oder halben Piken, Brustharnischen und Helmen. Jeder Soldat ist verbunden, sich auf eigene Kosten mit Kriegsmunition zu versehen. Die Officiere führen nur Degen, Bogen und Pfeile. — Die Cavalerie ist mit Helmen, ganzen Harnischen, Säbel, Bogen und Pfeilen bewaffnet; auch führt jeder Reiter eine Peitsche bei sich, die mit eisernen Spitzen versehen ist.

Der König unterhält auch eine Flotte zur Vertheidigung der Küsten, welche nie von den Schiffen verlassen werden. Eine jede Stadt ist verpflichtet, ein Schiff zum Kriege auszurüsten und zu unterhalten. Es sind Ruderschiffe, mit 300 Mann Besatzung. Sie führen Kanonen. — In jeder Provinz ist ein Admiral, dem die Pflicht obliegt, die Kriegsschiffe in seinem Distriet zu mustern, und dem Groß-Admiral Bericht abzustatten.

Der König hat einen Staatsrath, den er um sich her versammelt und der aus den vornehmsten See- und Landofficieren besteht. Kein Mitglied des Staatsrath's darf aber seine Meinung sagen, wenn es nicht vom Könige dazu aufgefordert wird, und dann besteht seine vorzüglichste Geschicklichkeit darin: zu sagen, was der Despot gern hören will.

Es giebt hier einen Adel und Sklaven, über deren Leben und Tod der adeliche Herr gebietet; aber es giebt keine erblichen Aemter, und selten bekleidet ein Beamter seine Stelle länger als 3 Jahre. Die vielen Angeber machen die höchsten Aemter gefährlich.

Die Gesetze sind strenge und die Strafen raffinirt und grausam. Die ehrenvollste Strafe ist die Bastonnade. Sie wird auf die Fußsohlen, die Waden, den Hintern oder auf den Bauch gegeben. Diebe werden mit Füßen zu Tode getreten. Eine Frau, die ihren Mann tödtet, wird lebendig bis an die Schultern mitten auf der Landstraße in die Erde gegraben, und neben ihr ein Beil gelegt, womit jeder Vorübergehende, der nicht zum Adel gehört, ihr einen Hieb in den Kopf geben muß, bis sie völlig todt ist. Ein Hochverräther und jeder Staatsverbrecher wird mit seiner ganzen Familie ohne Ausnahme und ohne Erbarmen hingerichtet. — Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, und der Vater (oder der nächste Verwandte) muß mit eigener Hand der Henker des ehebrecherischen Sohnes werden.

Eine solche Verfassung und solche Gesetze müssen den Charakter des Volkes bis zur Verächtlichkeit verderben; und daher wird man den Berichten der Schriftsteller gern glauben, welche die Koreaner als furchtsame, kriechende Sklaven, und als die größten Lügner und Betrüger beschrieben. Dennoch hat, Dank sey es der Güte der menschlichen Natur! — nicht alles humane Gefühl unter den Koreanern ausgerottet werden können, und Broughton fand, freilich nur in einem Dorfe, und fern vom Hofe, mitleidige, umgängliche Menschen unter ihnen.

Das Königreich ist in acht Provinzen getheilt, und jede Provinz in verschiedene Gerichtsbarkeiten, wo die Eintheilung der Städte nach dreifachem Range, wie in China, Statt findet. Die Provinz Kingki liegt im Mittelpunkte des Reiches, Ping-ngan, Hoanghai und Tscha-

sin liegen an der Westküste; im Süden ist die Provinz Tsuenlo, und im Osten liegen die Provinzen Kinhan, Kiang-yuen und Hien-king. In diesen Provinzen zählt man 40 große Städte, 33 Städte des ersten, 58 des zweiten und 70 des dritten Rangs. Der Anblick der Städte in Korea ist wie in China. Die Hauptstadt und Residenz des Königs ist King-kitao am Flusse Li-kjang; sie enthält eine königliche Bibliothek, deren Bibliothekär allemal ein Prinz vom Geblüt seyn muß; — eine Einrichtung, die in Europa nachzuahmen nicht rathsam seyn dürfte. — Pin-gan, eine Stadt am Tatong.

Der Haven Tschosan oder Chosan, in welchem sich der Capitän Broughton einige Tage aufhielt, liegt an der Südostseite der Küste von Korea in dem 35sten Grade 2 Minuten nördlicher Breite und 146sten Grade 37 Minuten östlicher Länge von Ferro. Er hat einen sicheren Eingang und an keinem seiner Ufer hat man einige Gefahr zu fürchten. An der Nordseite des Eingangs liegt ein steiles hohes Vorgebirge, dem Broughton den Namen des Magnetischen Vorgebirges gegeben hat, weil es einen starken Einfluß auf die Nadel des Kompasses bewies. Nördlich von diesem Vorgebirge befindet sich eine schöne sandige Bai, in der man gut ankern kann. — An den Ufern des Havens liegen mehrere Dörfer und eine Stadt. Die Dörfer schienen stark bewohnt zu seyn.

An der West- und Südküste findet man mehrere Inseln; an der felsigten Ostküste aber nur wenige. Die Insel Quelpaert ist vielen Schiffen gefährlich geworden; auch Hamel strandete bei dieser Insel.

Die Insel Tzima liegt zehn Seemeilen von Tschosan.

II. Lieu-Kieu-Inseln.

Zwischen den Philippinen und Japan liegt eine merkwürdige schöne Inselgruppe, in einem angenehmen Klima und mit großer Fruchtbarkeit gesegnet; dieß ist der Archipel von Lieu-Kieu *), der aus 36 Inseln besteht.

Der Jesuite, Pater Gaubil, hat im Jahre 1752 in einem Briefe an den Pater Berthier die erste ausführliche Nachricht von Lieu-Kieu mitgetheilt. Seine Nachrichten sind aber nicht aus eigener Ansicht entstanden, sondern nur die Uebersetzung aus einer Chinesischen Reisebeschreibung, deren Verfasser ein, von dem Kaiser Kanghi nach Lieu-Kieu abgeordneter Gesandter, der gelehrte Mandarin Supao-Koang, war. Dieser hielt sich im Jahre 1719 und 1720 einige Monate auf den Inseln auf und ließ 1721 seine Reisebeschreibung in zwei Bänden drucken. Des Pater Gaubil Brief und Uebersetzung finden sich in den Lettres édifiantes **), aus denen sie G. Forster ins Teutsche übertragen und im 10ten Theil der Sprengel'schen Beiträge zur Völker- und Länderkunde abdrucken ließ. Der Capitän Broughton landete nach seinem Schiffbruch auf einer dieser Inseln. Seine Bemerkungen bestätigen zum Theil die Richtigkeit der Chinesischen Angabe. Ueber die Lage dieser Insel hat er einige neuere Nachrichten mitgetheilt.

Diejenigen unserer Leser, welche sich näher mit den Lieu-Kieu-Inseln bekannt machen wollen, müssen wir auf die angeführten Schriften verweisen, da der beschränkte Raum dieser Blätter keine ausführliche Beschreibung zuläßt.

*) Jeder Buchstabe wird in diesem Namen besonders ausgesprochen; nämlich Li-e-u-Ki-e-u.

**) In Tome XXVIII. p. 355 der älteren Ausgabe und in Tome XIII. p. 182 der neueren Ausgabe.

Die größte der Inseln heißt Lieu-Kieu und hat dem Archipel den Namen mitgetheilt. Sie ist über 30 teutsche Meilen lang und gegen 10 teutsche Meilen breit. Auf derselben liegt die Stadt King-tsching, in welcher der König des ganzen Inselstaates residirt. Der König ist ein souverainer Fürst, unter dem Schutz des Chinesischen Kaisers.

Von den 36 Inseln, welche den Staat des Königs ausmachen, liegen 13 nordostwärts von der großen Insel, 4 gegen Osten, 3 gegen Westen, 7 gegen Süden und 9 gegen Südwesten.

Die 13 Inseln nach N. O. hin sind: Ye-ukun, Yong-tschan-pu, Tu-ku, Ye-ula, Ukinu, Kia-ki-luma, Tatao, die größte unter diesen Inseln nach Lieu-Kieu, Ki-ki-ai, Tunakischan, Gan-kinu-schan, Kischan, Ya-kischan, und Lun-Hoang-schan oder Schwefelberg.

Die vier östlichen Inseln sind Kontakia, Asin-kinu, Yfi und Pama.

Nach Westen hin liegen zwei Inseln, die beide Ma-kischan heißen, und die Insel Kumischan.

Die sieben westlichen Inseln führen den gemeinschaftlichen Namen Toi-ping-schan.

Die südwestlichen Inseln heißen: Patschong-schan, Upama, Paluma, Yeuna-kuni, Kumi, die größte; Ta-ki-tu-non, Ku-la-schima, Ola-ku-se-ku und Pa-ou-li-ma.

Die große Insel Lieu-Kieu ist sehr fruchtbar, stark bevölkert, und wird von Hügeln und vielen Kanälen, die den Handel befördern, durchschnitten. Reiß, Weizen, Gemüse, Bohnen, Erbsen, Hanf, Baumwolle, Pisang, Farbehölzer, Oelpflanzen, Melonen, Ananas, Orangen, Zitronen, Trauben, Thee, Ingwer, Pfeffer, Zucker, Firnißbäume, Fichten, Cedern, Kampher- und Lorbeerbäume, Eisenholz und Bauholz liefert der treffliche Boden im Ueberfluß. Wild findet man außer Hirschen wenig; dagegen Pferde, Schaafe, Ochsen, Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Turteltauben, Pfauen, Seidenwürmer und Bienen

sind häufig. Das Meer liefert treffliche Fische, deren Fang eine Menge Menschen beschäftiget.

Die Producte der andern Inseln kommen meistens mit denen von Lieu=Kieu überein. Die Schwefelinsel liefert das Mineral das ihr den Namen giebt. An Salz ist kein Mangel. Auch Kupfer und Zinn wird gewonnen.

Das Meer liefert überdieß noch gewisse Pflanzen, aus denen man Matten und Kleidungsstücke verfertiget. Die Perlenmutter, die Schildkrötenschaale und das Muschelwerk wird sehr gesucht, und mit Vortheil nach China und Japan verführt. Man schätzt auch den Bezoar, die Korallen und die Schleifsteine von Lieu=Kieu.

Die Einwohner scheinen ein Gemisch von mehreren Nationen zu seyn, denn der Chinese berichtet, daß man hier 3 Sprachen spricht, welche von dem Chinesischen und Japanischen verschieden sind. Die Gelehrten kennen die Chinesischen Charaktere. Supao=Koang rühmt diese Insulaner als gastfrei, geschickt, arbeitsam, nüchtern und in ihren Wohnungen reinlich. Die Vornehmen reiten gern, lieben die Freiheit, und sind der Unwahrheit und allem Betruge abgeneigt. Sie lieben Spiel und Zeitvertreib und sind sehr gesellig. Die Lebensart stimmt übrigens mehr mit der Japanischen überein. Der Staat ist ordentlich organisirt, der König hat seine Minister, und auf jeder Insel findet man ein Rechtstribunal. Die Einkünfte des Königs sollen beträchtlich seyn, und doch kennt man hier keine Zölle, indem der Handel völlig frei ist.

Es giebt auf dieser Insel einen Erbadel und mehrere Kasten, deren Einrichtung sich auf religiöse Sagen bezieht. Die Religion des Fo ist hier herrschend, und wird durch eine Menge Bonzen in Ansehen erhalten.

Die Lieu=Kieu=Inseln würden, wenn Europäer sie eroberten, wegen ihrer Lage unweit China und Japan von der größten Wichtigkeit werden, indem von ihnen aus dann leicht jenen merkwürdigen Ländern eine andere Gestalt gegeben werden könnte. Wie viel Stoff zu großen Begebenheiten bleibt unsern Nachkommen noch übrig, so viel auch die Gegenwart bereits gethan hat.

Asien.

Siebzehnte Abtheilung.

Beschreibung
der
einzelnen Länder.

E. Ost-Asien.

Tibet und Japan.

III. Tibet.

Im Norden des schönen Indiens und im Westen von China liegt auf dem hohen Rücken Asiens ein großes wunderbares Land, dessen himmelanstrebende Gebirge die Quellen großer, weltberühmten Ströme, des Indus, Ganges, Burumputer, Iravaddi, Menam, Meuangkong, des Yang-tse-kiang u. a. in sich schließen und ihre goldreichen Eingeweide durch den Goldsand in den Flüssen verrathen; ein Land, das südlicher als Italien und Griechenland, südlicher als Egypten, gleichwohl den ewigen Schnee auf seinen Bergen, und zum Theil selbst in seinen Thälern liegen sieht; und das, dicht neben den rauhen Gegenden, blühende Gefilde aufzuweisen hat; — ein Land, das die Geschichtsforscher als den ersten Ausflug des frühesten Urvolks aus dem Garten seiner ersten Bildung angesehen haben. Und dieses Land gehört nicht irdischen Königen an, sondern einem lebendigen, unsterblichen Gotte, vor dem sich Könige in den Staub werfen und seinen Segen, als ein unmittelbares Geschenk des höchsten Wesens, verehren. Denn das sichtbare Oberhaupt der, nächst dem Islam am weitesten verbreiteten Religion des Buddha — ja, der immer wieder von neuem lebendig werdende Stifter dieser Religion, hat seinen Sitz in Tibet, und von den rauhen Steppen Sibiriens, wie aus dem paradisischen Indien, wallfahrten die Gläubigen hierher, um den Segen des lebendigen

Buddha oder Fo, — denn beide Namen bedeuten Einen Gott — zu empfangen. Sollte dieß nicht schon unsere Neugierde reizen?

Noch mehr aber: diese Religion hat in ihren Dogmen so auffallende Aehnlichkeit mit dem Christenthum, daß die Missionare hier ein Blendwerk des Teufels oder den Ueberrest eines verdorbenen Christenthums zu sehen glaubten, so wie wahrscheinlich die Buddhaisten bei uns den Ueberrest eines verdorbenen Buddhaismus zu finden geglaubt haben würden, wenn sie auf ihren apostolischen Wanderungen, zur Verbreitung ihres Glaubens, sich nach Europa verirrt hätten.

Wer sollte glauben, daß ein solches Land, wo Gold und wenigstens eine Art von Christenthum gefunden wird, nicht den Europäern längst in seiner ganzen Ausdehnung bekannt seyn würde? Und doch ist noch kein Reisender dort gewesen, der im Stande gewesen wäre, die mannichfaltigen, zum Theil widersprechenden Nachrichten, die sich von Tibet in den Schriften der Europäer finden, zu prüfen, zu ordnen und das Dunkel aufzuhellen, das uns diese merkwürdige Gegend bis jetzt noch verbirgt. Dieses Verdienst ist dem großen teutschen Naturforscher und Reisenden, Herrn Alexander von Humboldt aufbewahrt, der, wie alle öffentliche Blätter versichern, schon vor seiner Wanderung nach dem hohen Gebirgsrücken des südlichen Amerika's, den Vorsatz gefaßt hatte, das hohe Asien kennen zu lernen, und der sich gegenwärtig mit den letzten Vorbereitungen zu seiner Tibetanischen Reise beschäftiget.

Unmittelbar vor einer solchen Reise kann eine Beschreibung von Tibet, von einem Schriftsteller, der nicht aus eigener Ansicht urtheilt, sondern nur einige bisher

allgemein bekannte Quellen benutzen kann, für sehr überflüssig gehalten werden. Sie könnte aber auch eine verdienstliche Arbeit seyn, wenn es gelänge, die bisher bekannten Nachrichten auf eine Art zusammen zu stellen, daß der Leser daraus die Lücken unserer Kenntniß von Tibet absehen, und im Voraus die Bereicherung derselben, wie sie vom Herrn von Humboldt zu erwarten ist, berechnen könnte. Aber auf dieses Verdienst muß der Herausgeber der Kunde von Asien Verzicht leisten, da ihm, nach dem Zuschnitt dieses Journals, nur ein Paar Bogen für die Beschreibung von Tibet übrig bleiben und er mithin alle kritischen Untersuchungen über den Werth und die Glaubwürdigkeit der Reisebeschreiber, die von Tibet Nachricht geben, zu vermeiden genöthiget ist. Er muß sich begnügen, aus den besten Quellen nur das Wichtigste mitzutheilen, und durch einige Winke auf die Mängel der Topographie von Tibet aufmerksam zu machen. In dem letzten Hefte dieses Jahrgangs wird überdieß eine möglichst vollständige Uebersicht der in Europa über Tibet herausgekommenen Schriften mitgetheilt werden, wodurch der wißbegierige Leser in den Stand gesetzt seyn wird, sich näher zu unterrichten.

Den Arabern, welche im Mittelalter das Licht der Wissenschaften leuchtend erhielten, war Tibet wahrscheinlich frühe bekannt. Edrisi, der etwa im Jahre 1160 schrieb, nennt das Land Tobbat, erwähnt der vorzüglichsten Producte und kennt die Eintheilung in 3 Theile. Der Jude Benjamin, Sohn des Jonas von Tudela, der im Jahre 1173 Sarragossa verließ und seine Reisen durch Europa und Asien beschrieb, hat, wie der Französische Uebersetzer es glaublich macht, seine Reisenachrichten und namentlich jene über Tibet aus den Arabern geschöpft. Die Kenntnisse der Araber waren jedoch den Christen, die sich in ihrer Barbarei klüger zu seyn

dünkten, als die unterrichteten Ungläubigen, völlig unbekannt. Der Franziscaner Johann de Plano Carpino, der auf Befehl des Papstes Innocentius IV. im Jahre 1146, zur Bekehrung des Tartar-Chans, nach Asien reiste, scheint zuerst durch seine gesammelten Nachrichten die Existenz von Tibet erfahren und diesen Namen unter den Christen verbreitet zu haben. Nach ihm wurde ein anderer Franziscaner, Wilhelm Rubruquis, von Ludwig IX. König von Frankreich, im Jahre 1253 (als der König sich auf einem Kreuzzuge in Syrien befand) mit drei Jacobinern und einigen Edelleuten zur Bekehrung des Tartar-Chans abgeschickt. In seiner Reise berichtet er viel Wunderbares und Fabelhaftes von den Thabet, oder Einwohnern von Tibet; beschreibt den Tibetanischen Ochsen mit dem seidenhaarigen Schweif und kennt auch den Namen Tangut, der bei den Kalmukken noch gegenwärtig gebräuchlich ist. Der Venetianische Reisende des 13ten Jahrhunderts, Marco Paolo spricht von einem Königreich Tenduch, wo ein Nachkomme des Priesters Johann regiere, von dem im Mittelalter in Europa viel gefabelt wurde. Ist Tenduch vielleicht nur ein Schreibfehler, Statt Tangut? Der Tibetanische Papst oder Oberpriester war wenigstens zu Marco Paolo's Zeiten bereits ein weltlicher Souverän. Franz Balduin de Pegoletti, der gegen das J. 1335 nach Asien reis'te, spricht gleichfalls von Tangut. Der Mönch Oderich von Portenau, der im J. 1330 seine Reisen durch Asien vollendet hatte, nennt das Land Tibec oder Tibot und spricht von einem Papst dieser Gegend. Auch meldet er Einiges von der Gewohnheit der Einwohner, aus Hirnschaalen zu trinken, und die Todten in ihrem Magen zu begraben, d. h. sie aufzuessen. — Nach Portenau scheinet bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts nur selten ein Europäischer Reisender nach Tibet gekommen zu seyn. Der Portugiese Antonio de Andrada gieng 1624 von

Indien nach Tibet und gab 2 Jahre darauf eine Beschreibung dieser Reise in Lissabon heraus, in welcher noch manche unbenutzte Bemerkung enthalten ist; Andrada ist aber in Angabe der Namen nicht immer genau, und verwechselt unter andern Groß-Catai, (China) mit Tibet. Zwei Jesuiten Gruber, ein geborner Wiener, und Dorville, waren 1661 in Tibet und erweiterten die Kenntniß des Landes. Gerbillon und andere Jesuiten haben auf ihren Reisen zu den Mongolen über die Religion von Tibet und Sitten der Einwohner einige Nachrichten gesammelt, deren Werth erst in der Folge, wenn Herr von Humboldt uns das Land völlig aufgeschlossen haben wird, näher bestimmt werden kann. Dem Pater Regis verdanken wir die Mittheilung einer, freilich unvollständigen, Charte von Tibet, die von Chinesen aufgenommen und von Jesuiten berichtiget wurde. Nach dieser Charte und schriftlichen Bemerkungen der Jesuiten hat Danville die seinige verfertiget. Der Pater Desiderii, gleichfalls ein Jesuit, reisete 1714 von Caschemir nach Tibet, und schickte der Propaganda einen Bericht, der vorzüglich die Uebereinstimmung der Tibetanischen mit der christlichen Religion zum Zweck hatte. Dieser Bericht ist nicht gedruckt worden. —

Die Capuciner haben gleichfalls im vorigen Jahrhundert von Rom aus Glaubensprediger nach Tibet geschickt, und unter andern hat sich Horacio della Penna 32 Jahre in Tibet aufgehalten. Er hat ein ausführliches Werk über Tibet hinterlassen, worin er die Geographie, Religion, Sitten und Gebräuche der Einwohner beschreibt. Es liegt noch im Archiv der römischen Propaganda ungedruckt, ist aber, so wie der Bericht des Desiderii, von dem Augustiner Pater Georgi in seinem nur zu weitläuftigen Werke, Alphabetum Tibetanum genannt, benutzt worden. Dieses Tibetanische Alphabet ent-

hält, neben vielen geist- und man möchte sagen, bisweilen sinnlosen Ableitungen und theologischen Thorheiten, doch einige sehr schätzbare Nachrichten und verdient immer als ein Hauptwerk angesehen zu werden *).

Die neuesten Nachrichten verdanken wir den Engländern, welche, als Besitzer von Bengalen, Nachbaren der Tibetaner geworden sind; sie schickten 1774 den Herrn Bogle als Gesandten nach Tibet, und dieser hielt sich fünf Monate dort auf. Leider starb er zu früh, um sein Reisejournal ordnen und zum Druck befördern zu können; doch hat Herr Stewart aus Bogle's Papieren einige Bemerkungen gesammelt und im 67sten Bande der Philosophical Transactions **) bekannt gemacht. Im Jahre 1785 wurde der Capitän Samuel Turner als Englischer Agent, zur Erneuerung der Handelsverbindungen, nach Tibet gesandt. Die Beschreibung seiner Reise von Samuel Davis, und die seines Gefährten, des Englischen Wundarztes Robert Saunders, dessen Bemerkungen vorzüglich die Botanik und Mineralogie betreffen, liefern die neuesten Nachrichten von Tibet. Schade, daß Herr Turner für eine solche Reise nicht vorbereitet war, und daß es ihm überhaupt an wissenschaftlichen Kenntnissen gefehlt zu haben scheint. Die älteren Nachrichten, bis auf Bogle hat der Russische Akademiker Herr Hakmann gesammelt; seine in den neuen Nordischen Beiträgen ***) abgedruckte Schrift gehört mit zu dem Besten, was wir von Tibet aufzuweisen haben. Hr. Pallas hat gleichfalls auf seinen Reisen zu den Mongolen sehr schätzbare Nachrichten von Tibet mitgetheilt.

*) Auszüge daraus sind auch ins Teutsche übersetzt, wie wir bei der Literatur anzeigen werden.

**) In dem 2ten Theile für 1777 Seite 465—492.

***) Band IV. Leipzig 1783. S. 271.

Durch die Berichte der Missionare und durch die Bemühungen der angeführten Schriftsteller ist nur die Religion und die Verfassung im Allgemeinen, und zum Theil die Naturgeschichte des Landes bekannt geworden. Ueber den eigentlich geographischen Theil der Kunde von Tibet liegt noch ein dichter Schleier. Die besten Charten sind von unkundigen Chinesen oder von Europäern, die nie die Gränze betraten, nach ungefähren Schätzungen gemacht worden. Kaum haben wir über die Hauptstadt eine zuverlässige Ortsbestimmung.

Die Gränzen, der Strich und die Verkettung der Gebirge, der Lauf der Flüsse, die Zahl und der Umfang der Seen, die Größe des Landes, seine Höhe über der Meeresfläche, die Eintheilung nach natürlichen und politischen Gränzen, die Zahl der Bewohner, die verschiedenen Stämme und Völkerschaften, — über alle diese wichtigen Gegenstände erwarten wir noch Belehrung. Wie schwankend alle Angaben hierüber sind, ergibt sich aus der Vergleichung der Schriftsteller. Die meisten gestehen, daß sie die Gränzen gegen China, die Mongolei und Tatarei nicht kennen, und gleichwohl schätzen einige den Umfang des Landes auf 18 000 Quadratmeilen und halten dieses noch für eine zu geringe Angabe des Areals. Es scheint uns aber, daß die Chartenmacher häufig die Gränzen von Tibet über das Gebiet kleiner Waldfürsten oder nomadischer Völker ausdehnen, von denen wir freilich keine bestimmte Nachricht aufzuweisen haben, die wir aber nach der Analogie und dem Charakter dieser Gegenden nicht weniger im Westen und Norden von Tibet vermuthen dürfen, als wir sie im Süden finden, wo uns die Länder der Raja's von Butan, Napal, Cuchbehar *) und Assam einigermaßen bekannt sind. Die Lama's selbst gaben dem Herrn Turner folgende Nachba-

*) S. Turner's Reisen, übersetzt von Sprengel S. 5.

ren an *). Nach ihnen ist Tibet gegen Westen von China begränzt, gegen Norden liegt Sibirien, gegen Westen Turkestan, Caschmir und Almora **) gegen Süden Napal, Butan und Assam. Diese Angabe der Tibetanischen Priester ist nur deswegen auffallend und scheint falsch zu seyn, weil sie Sibirien als ein benachbartes Land nennen, da die nördliche Gränze nur bis zu 30° N. Br. reicht und die südlichste Gränze des Russischen Reichs nach dieser Seite sich etwa bis 40° N. Br. ausdehnt. Aber der Taranout-Lama, der den Dalai-Lama für seinen Schutzherrn anerkennt, und vielleicht das Oberhaupt der Mongolischen Geistlichkeit ist, — vom Hrn. Pallas Gegenu-Kutuchtu genannt, — dieser Taranout-Lama stand schon unter Katharina II. mit den Russen im Verkehr und diese kamen nach Kharka, seiner Residenz, des Handels wegen. Storch's Charte und sein Gemälde von Rußland setzen am Selengafluß die Residenz des Groß-Lama. Es scheint uns daher, daß die Lama's alle geistlichen Staaten, deren höchstes Oberhaupt der Dalai-Lama ist, als Theile von Tibet ansehen, und so können sie ihre Gränze wohl bis nach Sibirien ausdehnen. Wir glauben überdem, daß die ganze Ländermasse, die wir unter Tibet begreifen, und wovon Georgi eilf Provinzen oder Königreiche angibt, nicht nach Europäischen Begriffen als abgerundet, und zusammenhängend angesehen werden muß; sondern daß wir vielleicht weniger irren werden, wenn wir uns einen Zustand der Dinge und eine Ländervertheilung in Tibet vorstellen, ungefähr wie wir sie zur Zeit der geistlichen Macht in Teutschland finden, wo Bischöfe, Aebte, Ritter und Herzöge mit einander um die Länder stritten und die politische Geographie von Teutschland zu einem

*) Ebend. S. 112.

**) Ein kleines Gebirgsland zwischen Napal und Butan.

Chaos machten, das mit der Verfassung gleichen Schritt hielt. Um die Aehnlichkeit mit dem alten Teutschlande noch auffallender zu machen, ist Tibet in neueren Zeiten auch einem Kaiser, dem Chinesischen, unterworfen, dessen Ansehen im Lande nicht viel größer und wenigstens eben so ungern gesehen ist, als jenes der teutschen Kaiser im Mittelalter. Die Verheerungen, die der Raja von Napal im Jahre 1792 in Tibet anrichtete, und der kleine Krieg in Butan, von dem Turner Zeuge war, gleichen auf ein Haar den Kriegen zu Zeiten des Faustrechts.

Die Geschichte von Tibet, so wenig wir auch davon wissen, bestätiget die Idee von einem schwankenden Zustand des Landes, als Staat betrachtet. Wir übergehen die ersten fabelhaften Zeiten des Königs Gnia-trizhongo, der 1102 vor Christi Geburt lebte und Ackerbau und andere Kenntnisse des gesellschaftlichen Lebens einführte, nnd liefern hier nur einen möglichst kurzen Uebrrblick der späteren Geschichte aus Georgi.

Während der Regierung des Königs Tzong-tzengchambo, ungefähr 60 Jahre nach Chr. Geb., wird aus Indien von Sumtran-Putra die Religion des Buddha eingeführt, und das Tibetanische Alphabet erfunden. — Tri-srong-teu-zen, ein frommer König, im 3ten Jahrhundert n. Chr. Geb., erregt die Unzufriedenheit der Großen in Lassa, welche von den Büchern und den Tempeln nichts wissen wollen. Große Landplagen verwüsten hierauf das Reich und der König berufet, auf Anrathen des Chinesischen Kaisers fromme, berühmte Lama's aus Indien, welche die bösen Geister versöhnen, die Landplagen durch Zauberei abwenden, und die Klosteranstalten einführen. Der Sohn dieses Königs wird nach einer kurzen Regierung von seiner Mutter durch Gift umgebracht. — Dessen Enkel Torma verfolgt die Geistlichen, welche sich mit den Großen verbinden und ihn vom Throne sto-

sen. Sein Bruder beschützt die Geistlichen, schmälert aber das Ansehen der Großen und wird von diesen entsetzt. Tarma kommt wieder zur Regierung, verfolgt die Geistlichen, die ihn darauf ermorden. Unter seinen beiden Söhnen wird das Reich getheilt und bald wieder vereiniget. Nachher streiten drei Königssöhne um das Reich und theilen es unter sich. Konra vereinigt es wieder und läßt viele Lama's aus Indien kommen, die aber ein so ärgerliches Leben führen, daß der fromme König aus Kummer darüber stirbt. Sein Sohn Late verschreibt einen heiligen Apostel aus Indostan, der durch Predigen der gesunkenen Religion wieder aufhilft. Da Late ohne Kinder stirbt, machen mehrere Große, die aus königlichem Geblüte abstammen, Ansprüche auf den Thron. Ganz Tibet ist in Parteien getheilt, in jeder Provinz werfen sich besondere Regenten auf, die mit gewaffneter Hand ihre Ansprüche vertheidigen und das Land durch Kriege verheeren. Dieses große Interregnum dauert bis zum Jahre 790 n. Ch. Geb., da ein großer Theil der Einwohner nach China flüchtet und den Kaiser um seinen Schutz bittet. Der Kaiser schickt eine Armee nach Tibet und unterwirft sich das Land, dessen Regenten seine Vasallen werden. Die Unruhen dauern jedoch fort bis ins eilfte Jahrhundert. Einer der Könige, der in dieser Zeit regierte, erbaut das Kloster Sekia, von welchem sein Sohn Groß-Lama oder Abt wird. Dieser Groß-Lama, Kang-ka-gnibo genannt, verrichtet viele Wunder und erhält deshalb vom Kaiser von China die königliche Würde, wodurch dem Groß-Lama von Sekia die Herrschaft über ganz Tibet ertheilt wird. Dieß geschieht angefähr um 1200 n. Ch. G. Dieser König und Groß-Lama baut das Kloster Brikun, in welchem sein Sohn *) Groß-Lama wird. Dessen Familie nimmt

*) Es scheint, daß damals das Cölibat unter den Lama's noch nicht eingeführt war.

den Namen Brikun an, geräth nachher in Streit mit den Groß-Lama von Sekia, besiegt den letzteren und unterwirft sich ganz Tibet. Der Kaiser von China mischt sich in den Streit und entscheidet, daß der Groß-Lama von Sekia Stadt und Gebiet von Sekia behalten und als oberster Lama anerkannt werden soll; das übrige Tibet aber wird unter drei Fürsten getheilt, deren einer der Lama von Brikun ist. Die Fürsten aber fangen bald eine Fehde unter einander an, und bringen durch harte Auflagen die Unterthanen gegen sich auf. Ein vornehmer Tibetaner, aus dem Stamm der alten Könige, bildet sich einen Anhang unter den Großen, führt eine Armee gegen die Fürsten, deren Residenzen er erobert, und wird als König anerkannt. Er schlägt seinen Sitz in Stsigatze auf, und setzt über Lassa einen Statthalter. Unter ihm wird der große Religionslehrer Tzonkapa geboren, dessen Werk: Erhabener Weg, der durch Stufen zur Vollkommenheit führt, als eines der vornehmsten heiligen Bücher geschätzt wird. Er stirbt 1312 n. Ch. G. Die Könige von Tibet regieren bis ins 17te Jahrhundert, und die obersten Lama's sind nur die geistlichen Oberhäupter über die Klöster. Der Ober-Lama Kielwa-nga-wanglo-sang-Klamzo *) aber bewirkt durch seine Intriguen, als ein ächter Priester, eine Empörung gegen den König von Tibet, und ruft zur Unterstützung derselben den Mongolischen König von Kokonor zu Hülfe. Der König von Kokonor kommt mit einer Armee nach Tibet, nimmt den König von Tibet in Stsigatze gefangen, ertheilt dem obersten Lama die Oberherrschaft über Tibet, und läßt sich von diesem Papste dafür mit dem Titel Chan oder Kaiser begrüssen. Es scheint, daß die Großen und Fürsten des Landes, während der wachsenden Macht der Priesterschaft sich nicht sel-

*) Er starb 1659.

ten veranlaßt sahen, in diesen Stand zu treten, um, in ihren Fehden gegen einander, sich furchtbare Anhänger zu verschaffen. So wurden die mächtigsten Raja's selbst Lama's, wie es noch jetzt der Raja von Butan ist.

Nach dem Tode des oben erwähnten Ober-Lama's Kielwa-nga-wanglo-sang-kiamzo hielt ein schlauer Statthalter 12 Jahre lang den Tod des Ober-Lama's geheim und regierte das Land in dessen Namen. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts warf sich wieder ein König oder Fürst des Landes zum Herrn von Tibet auf und rief Tataren zu seiner Hülfe herbei, die als barbarische Alliirte in Tibet hausten. Die Priester lassen darauf von Tauben Briefe des verstorbenen Lama ausstreuen, worin dieser verspricht, bald wiedergeboren zu werden. Nicht lange nachher wird ein Ober-Lama als der Wiedergeborne von den Fürsten erklärt, während die Priester ein Kind als wiedergebornen Ober-Lama anerkennen. Der König aber trachtet diesem Kinde nach dem Leben. Ein anderer Fürst oder König nimmt ihn in Schutz und wendet sich an den Kaiser von China. Dieser sucht durch Gesandte die Streitigkeiten beizulegen. Fremde Mongolische Fürsten vortheilen von diesen Unruhen. Der König der Soongaren kommt mit zwei Armeen ins Land; einige mißvergnügte Fürsten vereinigen sich mit ihm gegen den König, andere gegen den Ober-Lama. Nach vielen harten und blutigen Kämpfen wird der König von Tibet gefangen und getödtet. Die Soongaren machen sich durch ihr Betragen verhaßt und ihre ehemaligen Anhänger rufen den Chinesischen Kaiser zu Hülfe, der sie durch eine Armee 1720 aus Lassa und Tibet vertreiben, und einen Laien als Statthalter und König von Tibet erklären läßt. Der oberste Lama und seine Priester verschwören sich darauf gegen diesen König und ermorden ihn im Jahre 1727. Ein Jahr später aber werden diese Verschworenen durch eine Chinesische Armee

gezüchtiget; der Ober-Lama selbst wird ins Gefängniß geworfen. Die Unruhen und Ermordungen dauern in Tibet fort, ein Bruder-Priester erschlägt den andern, und die Chinesen werden in einer Sicilianischen Vesper bis auf vier Mann niedergehauen; der Kaiser von China rächte zwar die That, sah sich aber genöthiget, die weltliche und geistliche Macht 1752 wieder mit einander zu vereinigen.

Während der häufigen Fehden der Lama's sind verschiedene Sekten in Tibet entstanden, wovon die berühmteste die Gelbmützen und die Rothmützen sind. Die letzten waren ehedem die mächtigsten; durch den Beistand des Kaisers von China aber wurden sie aus dem eigentlichen Tibet verjagt. Sie haben jetzt in Butan und andern Tibetanischen Vasallenstaaten ihre Anhänger und Klöster, doch ist auch der Ober-Lama von Sekia in Tibet ein Rothmütz. Die Anhänger dieser Sekte dürfen heirathen.

Welche auffallende Aehnlichkeit sehen wir nicht hierin mit der alten teutschen Geschichte, wo auch Päpste und Kaiser, Fürsten und Priester, und fremde Könige unter dem Vorwande der Religion und mit aller Verächtlichkeit der Intriguen das blutige Spiel der Leidenschaften, des Ehrgeizes und der Habsucht spielten!

Nach jener Skizze der Entdeckungsgeschichte und nachdem wir einen Blick auf die Schicksale der Bewohner geworfen haben, wollen wir nunmehr eine kurze Beschreibung des Landes, so weit als unsere Nachrichten reichen, unsern Lesern mitzutheilen versuchen.

Der Name Tibet ist im Lande nicht gebräuchlich, sondern kommt von den Mongolen her, welche es Többet, Tangut, oder auch Baroon-Tala nennen. Letzteres bedeutet so viel, als zur rechten Hand liegend. Bei den Einwohnern selbst heißt das Land Puë oder Puë-Koachim, von Puë Schnee und Koachim Norden. Nach andern Angaben nennen sich die Eingebornen

Bob-ba *) und das Land Bob oder Begeba. Den Chinesen ist es unter dem Namen Tsang, Sy-Tsang oder auch Tufan bekannt, so wie die Nation unter dem Namen Kiang.

Die Geographen setzen dieses Land zwischen 26° und 35° N. Br. und zwischen 100° und 120° O. L. von Ferro; wir haben aber bereits oben gesagt, daß wir die Gränzen nicht kennen, daß sonach diese Bestimmungen unzuverlässig sind. Am bekanntesten sind die südlichen Gränzen, welche die Natur selbst durch eine hohe Gebirgskette gezogen hat. Von der Gränze von Bengalen steigt man immer aufwärts bis zu dem hohen, in Schneegewölk gehüllten Butan, einem Vasallenstaate von Tibet. Diese Gebirge haben nur schmale Wege, die an furchtbaren Abgründen fortlaufen, in welche das Wasser von den hohen Bergen mit schauderhaftem Getöse herabstürzt. Oft sind die getrennten Felsen durch Hängebrücken, welche aus Baumzweigen und Balken gemacht sind, verbunden. Der nördliche Theil von Tibet ist in Vergleichung des ersteren einer hohen Ebene gleich, in der man hin und wieder niedrige Berge gewahr wird.

Die hohen Gebirge an der Gränze von Bengalen **) sind bis an die Gipfel mit Bäumen bewachsen, und die

*) Bogle versichert, die Einwohner von Butan nennen sich Dokpo und jene von Tibet Pöz. Turner führt die Dukba als ein Nomadenvolk an.

**) Zwischen dem Theile von Butan, durch den die Straße von Bengalen geht, und diesem letzten Lande liegt noch das kleine Fürstenthum Cuchbehar. Es liegt in einer öden Gegend und die Einwohner haben ein verkrüppeltes Ansehen. Das Land zwischen der Stadt Cuchbehar und den Gebirgen von Butan, gehört wegen der Unfruchtbarkeit keinem von beiden Nachbaren, es ist nur von einigen Kranichen bewohnt und gewährt einen traurigen Anblick. Solcher Gränzen mag es in Asien mehrere geben.

Thäler mit ihren schäumenden Flüssen sind reich an erhabenen Natursceenen. Das gute Erdreich trägt reichliche Frucht, und in andern Gegenden ersetzt der Fleiß, der die Berge terrassenförmig anbaut, die Fruchtbarkeit der Natur. Turner sah zwischen den Gebirgen Ebenen, die von der üppigsten Vegetation bedeckt waren.

Wenn man das hohe gebirgigte Butan verläßt, so kommt man, immer steigend, zu den noch höheren Tibetanischen Schneegebirgen; daher Kant — Tibet eine Schweiz über der Schweiz nennt. Der höchste Berg, den Turner auf dieser Seite von Tibet sah, ist der Chumulari, der von den Hindus als ein heiliger Ort verehrt wird. Er liegt, nach Versicherung dieses Reisenden, in dem höchsten Theil von Tibet, weil die Ströme, welche von den benachbarten Bergen entspringen, entweder durch Butan sich niederwärts in Bengalen ergießen, oder ihren Lauf nach Norden nehmen, und den Buramputer anschwellen, welcher, nach einer großen nordöstlichen Ausbiegung, sich in Bengalen mit dem Ganges vereiniget. Auf dieser Höhe herrscht ein fast immerwährender Winter; doch sah Turner in der Nachbarschaft von Teuna, einige Meilen nordwärts des Chumulari, ein kleines Feld mit Weizen besäet. Man sagte ihm aber, die Frucht würde nicht reif, und daher im Winter zu Viehfutter verbraucht werden. Ueberhaupt gedeiht hier kein Korn. Die periodischen Regen bringen zwar etwas Gras hervor, aber so bald diese aufhören, wächst es nicht weiter, und die trockne Luft dörrt es so sehr aus, daß man es zwischen den Fingern zerreiben kann. Dennoch weiden in dem Umkreise des Chumulari mancherlei Thiere. Die Berge bei Tischulumbo sind steil und haben die Farbe von verrostetem Eisen; sie verwittern sehr leicht, so daß sie beständig kleine kubische Stückchen verlieren, welche der Wind hin und her bewegt, und daraus an ihrem Fuße allmäh-

lich eine Ebene bildet. In andern Gegenden fallen auch große Stücken von den Felsen, und drohen die Reisenden zu erschlagen. Die umliegende Gegend sieht einer Wüste gleich. Nur in den Bergschluchten oder an den Seiten der Berge wählen einige Leute, großen Theils Einsiedler, ihre Wohnung. Turner's Reise gieng nicht weiter als bis zum 29sten Grade nördlicher Breite, und auch hier sah er nichts, als was ihm auf dem Wege nach Tischulumbo nahe lag. Von den andern Gebirgen im Westen und Norden, die auf der Chinesischen Charte angezeigt sind, fehlt es an zuverlässigen Nachrichten. Georgi nennt als die höchsten Berge den Langur und Kamhala, wovon letzterer der höchste ist. Auf dem Langur soll die Luft schwer und höchst ungesund seyn. Schwefelhaltige Dünste, die aus den Felsklüften aufsteigen, verursachen Erbrechen und convulsivische Schmerzen, welche Wirkungen aber immer schwächer werden, jemehr man sich dem Fuß des Berges nähert, und gar nicht bemerkt werden, wenn derselbe mit Schnee bedeckt ist.

Die Flüsse, deren Quellen in den Gebirgen entspringen, haben wir bereits oben genannt. Wir bemerken hier nur noch, daß auch viele mineralische warme Quellen gefunden werden.

Das Klima, in einem so großen Lande als Tibet, muß nothwendig nach den verschiedenen Gegenden verschieden seyn, indessen läßt die hohe Lage doch mancherlei Eigenheiten vermuthen, die uns aber erst durch Hrn. von Humboldt genauer bekannt werden können. Turner sagt darüber Folgendes: „Die Witterung von Tibet bleibt sich bei ihren Abwechselungen und der Dauer derselben immer gleich. Der Frühling vom März bis Mai ist sehr veränderlich und wechselt mit Hitze, Gewittern, auch wohl mit Regenschauern ab. Die Regenzeit dauert vom Junius bis zum September, wodurch die Flüsse gewaltig anschwellen.

Vom October bis zum März ist die Luft immer rein und klar, und selten wird sie durch Nebel oder Wolken verdunkelt. Drei Monate dieser Jahreszeit herrscht die bitterste Kälte, und strenger als man sie gewöhnlich in Europa kennt. Sie ist heftiger im südlichen Tibet, als in den andern Theilen des Landes, weil dasselbe so nahe bei der ungeheuren Gebirgskette liegt, welche Tibet von Assam, Butan und Nepal scheidet. — — Die anhaltende trockene Witterung zerstört in Tibet alle Vegetation, so daß man Pflanzen zwischen den Fingern zerreiben kann. Eben deswegen umwickeln die Einwohner ihre Säulen, ihre geschnitzten Verzierungen, selbst ihre Thüren, mit baumwollenen Zeugen, damit sie nicht Risse bekommen." — Orkane sind sehr häufig; sie werfen bisweilen ganze Dorfschaften, die an den Bergen angelehnt sind, in die Tiefe und zerschmettern Alles, so daß von den Einwohnern und den Häusern keine Spur mehr zu finden ist.

Ungeachtet der kalten Beschaffenheit ist Tibet kein armes Land. Die Berge enthalten viele Metalle. In den Provinzen, U, Tzang, Kjang, Kong-bo, Takpo und Kong giebt es reiche Goldgruben, die bergmännisch bearbeitet werden; in Tzang Silberbergwerke; in Kang Quecksilber. — Eisen, Schwefel, Salpeter und weißes Kupfer, Tektza, findet man häufig; ferner Steinsalz, Alaun, Blei, Bleiglanz, auch Jaspis, Türkisse, Agate, Krystalle, Granit, Glimmerschiefer, Kreide, Thonflötze, viele Marmorarten, ganze Magnetgebirge und wahrscheinlich Basalt. Sowohl aus den Bergwerken, als aus dem Sand der Flüsse, wird viel Gold gewonnen; aber nicht gemünzt, sondern nach dem Gewicht zum Handel gebraucht. Die Bergwerke würden beträchtlicher seyn, wenn es nicht an Holz fehlte. Eins der wichtigsten Producte des Mineralreichs ist der Borax oder Tinkal, ein Mittelsalz, das in Europa als Arzenei, noch mehr aber als Schmelz-

mittel und zu verschiedenen chemischen Arbeiten gebraucht wird. Er wird in Tibet in mehreren Seen gefunden, in deren Wasser *) er aufgelös't ist und sich nach und nach zu Boden setzt.

Die Flora kann in einem so kalten Lande nicht reich seyn; doch findet man Reiß, Getraidearten und Weidepflanzen, Obst, besonders Pfirsiche, Aepfel und Birnen, selbst Wein in den südlichen Gegenden. Butan ist reich an Wäldern, Tibet aber leidet Mangel an Brennholz. Als Arzneipflanzen sind vorzüglich zu merken: Rhabarber und Wurmsaamen; auch gibt es hier eine Zimmetart, die in Tibet als Arznei gebraucht wird. Das Land erzeugt wahrscheinlich nicht genug Getraide und Reiß zu seinem Bedarf, und wird damit von China und Bengalen aus versehen.

Der größte Reichthum Tibet's besteht, außer dem Golde, in seinen Thieren. Unter diesen liefern einige bedeutende Artikel, die im Handel von Wichtigkeit sind. Hierher gehört zuvörderst das Moschusthier (Moschus moschiferus) das in seiner äußern Gestalt dem Reh gleicht. Es gibt jedoch mehrere Arten und eine derselben hat selbst mit dem Schwein einige Aehnlichkeit. Unter dem Nabel hat das Männchen einen Sack, in welchem die bekannte, starkriechende Substanz sich befindet. Welchen Nutzen der Bisam dem Thiere selbst gewährt, weiß man nicht; denn was einige Naturforscher behaupten, daß er dazu diene, um in den weiten Steppen das Weibchen zur Begattungszeit zu locken, zeigt nur, daß es auch Naturforscher gibt, welche von der Organisation der Thiere sehr seichte Begriffe haben. Das Organ, welches diese Substanz aus den Säften des Thieres absondert, muß einen

*) Das Wasser soll, selbst in geringer Quantität getrunken, tödtlich seyn.

Zweck haben, der sich unmittelbar auf das Thier selbst bezieht. Männchen und Weibchen würden sich auch ohnedieß finden, wie sich andere Thiere finden. — Für den Menschen ist der Bisam vorzüglich als Arznei wichtig, und in einigen Nervenkrankheiten, besonders für gewisse Constitutionen, eins der wirksamsten Heilmittel. Wir erhalten den Moschus zwar auch aus dem Asiatischen Rußland, der beßte aber kommt aus Tibet, und wurde uns bisher größten Theils von den Holländern aus China gebracht, wo ihn die Chinesen aber häufig mit Sibirischem Moschus verfälschten.

Ein anderes, für Tibet wichtiges Thier ist das schwarze Rindvieh mit seidenhaarigten Schwänzen (Bos grunniens L.). Der Stier wird Yak und die Kuh Dhé genannt. Dem äußern Ansehen nach, nach dem Kopfe, Rumpf und den Beinen zu urtheilen, ist es dem Europäischen ähnlich; nur hat es dichtere und längere Haare; zwischen den Schultern erhebt sich, wie bei dem Indischen Rindvieh ein Höcker, der mit feinen Haaren bewachsen ist, die aber länger, als auf dem Hintertheil des Rückens sind. Von dem untern Theil und den Seiten des Bauches hängen lange Haare herab, die zuweilen auf die Erde schleppen. Der Schweif besteht aus vielen dichten, fliegenden, glänzenden Haaren, welche so dick nach hinten zu herabfallen, daß man kein Gelenk erkennen kann. Die Yaks sind von verschiedener Farbe, aber die meisten haben schwarze und weiße Haare. Sie brüllen nicht laut, sondern grunzen mehr; daher auch der Linneische Name. Das kurze Gras ist ihr Lieblingsfutter, das sie im Winter in den südlicheren, wärmeren Thälern aufsuchen. Turner fand dieses Thier zwischen 28° und 29° N. Br.; Herr Pallas sah auch welche in Sibirien, die aber eine kleinere Art zu seyn scheinen. — In den Mägen dieser Büffel findet man die Bezoarsteine, die vorzüglich in Ostindien als Arznei gebraucht werden.

Die langhaarigen, seidenartigen Schweife werden im ganzen Oriente sehr geschätzt; man findet sie in Indien unter den Namen Chowries in den Händen des niedrigsten Stallknechts und des ersten Ministers. Sie dienen als Fliegenwedel, als Schmuck für Pferde und Elephanten, und als Zierde auf den Helmen der Krieger; die Chinesen färben sie roth zu dem letzten Behuf.

Die Tibetanischen Schafe (Ovis laticauda L.) unterscheiden sich durch eine kleinere Gestalt; vorzüglich aber durch breite Fettschwänze, welche bis 40 Pfund wiegen. Die Wolle ist die feinste in der Welt; sie wird theils in Tibet verarbeitet, theils nach Caschemir verführt, wo man daraus die Shawls verfertiget, eine Waare, die von unseren Damen über Alles geschätzt wird, ohne daß sie wissen, woher sie bezogen wird, und die auch, so viel wir wissen, zur häuslichen Glückseligkeit noch wenig beigetragen hat.

Die allerfeinsten Shawls werden aber nicht von Schaf-, sondern von Ziegenwolle verfertiget. Diese Ziegen sah Turner in großen Heerden in den Thälern von Tibet. Sie gehören, sagt er, zu der schönsten Ziegengattung, und übertreffen an äußerer Gestalt die von Angora. Die Farbe dieser Thiere ist verschieden: schwarz, weiß, bläulichweiß und hellbraun. Sie haben gerade Hörner und sind kleiner als die kleinsten Englischen Lämmer. Die feinste Wolle ist kurz und mit längeren Haaren bedeckt. Das Klima scheint die Feinheit der Wolle sehr zu begünstigen; denn diejenigen Ziegen, welche man nach Bengalen brachte, verloren die feine Wolle und wurden räudig.

Zwischen den Schneegebirgen findet man in den Thälern wilde Pferde, von den Tibetanern Gurkah *)

*) Man vermuthet, daß dieses der wilde Halbesel (equus hemionus) sey, den die Mongolen Dschiggetai nennen. S. Novi Comment. Petropol. T. XIX. pag. 394 ss.

genannt; sie haben lange Ohren, wie die Maulthiere und einen dünnen Schweif mit wenigen Haaren; sind sehr geschwind, lassen sich aber nicht zähmen, und werden nur, ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen, von den Jägern verfolgt und erlegt. — In den Gebirgen von Butan sind die Tangun, eine andere Pferderasse, zu Hause. Sie sind größten Theils Schecken; einfärbige bemerkt man selten. Sie vereinigen Schönheit mit Stärke, haben einen kurzen Leib, gutgebaute Füße und sind sehr lebhaft. Es ist bewundernswürdig, sagt Turner, die Energie in den Bewegungen dieser Pferde zu sehen. Da sie steile Anhöhen ersteigen müssen, und also Mühseligkeiten und Hindernisse zu bekämpfen haben, so sind sie dadurch widerspänstig geworden und die Europäer halten sie für schwer zu regieren; dieß sind sie aber von Natur nicht, und ihr unruhiges Wesen rührt nur von der Begierde her, ihre Arbeit zu vollenden.

Turner sah in Tibet auch sehr große Hunde, denen er zutraut, daß sie allenfalls einen Löwen zerreißen könnten.

Die Mannichfaltigkeit von Wildpret und Raubthieren, so wie der Reichthum der Heerden soll in Tibet sehr groß seyn. In dem südlicheren Butan findet man deren weniger, dagegen aber einige Affenarten. Des Pelzes wegen sind den Tibetanern die Zobel, Marder und mehrere Wieselarten nützlich.

Von den Vögeln melden uns die Reisenden wenig. Saunders sah in Butan Wasserhühner, wilde Enten, Störche, Kranniche, Möven, Fasanen und den Pelicanus Syla. — An Fischen sollen die Seen reich seyn.

Von Insekten erwähnt Turner nur eine sehr beschwerliche Stechfliege.

Die Naturgeschichte von Tibet wird in einigen Jahren gewiß ein anderes Ansehen erhalten, wenn es dem großen Naturforscher, der sich jetzt zu einer Reise ins hohe Mittelasien vorbereitet, gelingen sollte, in dieß wunderbare, jetzt freilich unter dem Einfluß der eifersüchtigen Chinesen stehende, Land zu dringen.

Die Einwohner von Tibet haben, wie ihre Sprache ausweis't, wahrscheinlich gleichen Ursprung mit den Tufan's oder Sifan's und sind vielleicht ein Urvolk, obgleich sie sich mannichfaltig mit Tataren und Mongolen vermischt haben. „Daß sie nicht von den Mongolen oder Tataren abstammen, sagt Adelung *), beweiset ihre Sprache, welche von den nördlicheren wesentlich abweichet, und welche sie, bei allen Einflüssen barbarischer Völker, rein und unvermischt erhalten haben.“ Diese Sprache ist einsylbig und besteht aus einigen Hundert Wurzelwörtern; sie ist von der Chinesischen verschieden, obgleich beide Sprachen einzelne Wörter gemein haben.

Der Tibetaner ist, wie fast alle Gebirgsbewohner, ein starker, wohlgebauter, tapferer, redlicher, für die Gefühle der Freundschaft empfänglicher Mensch. In seiner Physiognomie ist die Vermischung mit den Mongolen sichtbar, doch hat er die Züge seiner natürlichen Gutmüthigkeit und Offenheit behalten. Man findet häufig rothe Wangen an Männern und Weibern; aber in der Regel ist die Farbe der Haut bräunlich, auch wohl kupferfarbig. Die Weichlichkeit hat in diesem rauhen Klima weder die körperliche Constitution, noch die Sitten der Bewohner entarten können, und dieses Klima hat wahrscheinlich die Folgen einer andern Landplage, der Priester-Herrschaft, weniger schädlich gemacht, indem es selbst die Priester zu einem humanen Betragen genöthiget hat.

*) S. dessen Mithridates, Art. Tibet.

Die Priester sind in Tibet die schönsten und stärksten Menschen. Turner sah sie oft sich baden und versichert, sie wären weißer und athletischer als ihre Landsleute, und er hätte nirgends Männer gefunden, die sämmtlich so gerade, so proportionirt und so ansehnlich gebildet wären. Auch unter dem gemeinen Volke fand er keine Mißgestalt; nur die Kröpfe sind in den Gebirgen von Butan einheimisch. — Die gemeinen Butaner sind sehr schmutzig.

Es gibt in Tibet noch verschiedene Nomadenvölker, die wenig bekannt sind. Turner führt nur die Dukba an, die in Zelten leben und mit ihren Yak-Heerden von einem Orte zum andern ziehen. Ihr ganzer Haushalt ist auf diese Thiere eingeschränkt; sie benutzen sie zum Lasttragen, ihre langen Haare zur Kleidung, und ihre Milch und Fleisch zur Speise.

Von der Lebensart und den Sitten des gemeinen Volkes und der Laien wissen wir nur wenig. Nach Hakmann nähren sich die Tibetaner vorzüglich von Kuhmilch, aus welcher sie Käse und Butter bereiten. Aus den Flüssen und Seen werden sie hinlänglich mit Fischen versorgt und die großen Heerden von Schafen, Rindvieh und Schweinen geben ihnen hinlänglich Fleisch. Das Schaffleisch wird auf eine sonderbare Art zubereitet; sie stellen nämlich ganze geschlachtete Schafe, aus welchem die Gedärme herausgenommen sind, der Sonne und dem Nordwinde aus, wodurch aller Saft ausgetrocknet wird, so daß das Fleisch Jahre lang aufbewahrt werden kann. Diese getrockneten Schafe werden dann ohne weitere Zubereitung gegessen. — Die Geistlichen versichern nichts zu essen, was Leben hat; ihre einfache Nahrung besteht aus Reiß, Getraide, Wurzeln und Baumfrüchte. Geronnene und getrocknete Milch, in Butter gebraten, ist bei ihnen ein Leckerbissen. Sie enthalten sich auch aller starken Geträn-

ke; doch ließ der Raja von Butan, der ein Lama ist, sich den Claret des Herrn Turner gut schmecken. — Thee ist, wie in China, das gewöhnliche Getränk. Man kennt auch gebrannte Wasser, z. B. den Chong, der aus Getraide durch Gährung bereitet wird *). Destillirt man den Chong, so erhält man einen sehr hitzigen Branntwein, den man in Butan Arra nennt.

Die gemeinen Tibetaner tragen des Sommers wollene, schwere Zeuge und des Winters Schaf- oder Fuchspelze; nur die Vornehmen sind in Seide und Pelzwerk gekleidet. Es wird unsere Leser vielleicht interessiren, die Kleidung des Regenten von Tischulumbu kennen zu lernen, wie sie Turner beschreibt. Sie bestand aus einem langen gelbatlassenen Oberrock mit Zobel gefüttert, mit einem Gürtel um den Unterleib. Ein braunrother Shawl war darüber geworfen, so daß der rechte Arm frei blieb, den Kopf bedeckte ein runder, gelblackirter Hut. Von dem Gürtel hieng ein kleines Futteral für Messer, ferner ein großer Beutel für die Theetasse und andere Geräthschaften. Dabei trug er rothe Stiefel — Das Pferd war mit rothen Quasten, Schabracken und Tibetanischen Kuhschwänzen verziert, und an dem Halse hiengen eine Menge Glöckchen, die bei jeder Bewegung klingelten.

Um auch ein Beispiel von einer weiblichen Kleidung zu geben, entlehnen wir Turner's Beschreibung des Anzuges der Mutter des jungen wiedergebornen Groß-Lama. Sie trug einen kostbaren Kopfputz, der aus Perlen, Rubinen, Smaragden und Korallen bestand, und ihr schwarzes Haar fast ganz bedeckte. Das Ohrgehänge glänzte von Perlen, Rubinen und goldenen Kugeln. An dem Halse hiengen verschiedene Schnüre von Rubinen, Lazurstein und Korallen, eine über der anderen. Das Kleid war bis an den

*) S. Turner, übersetzt von Sprengel, S. 12 f.

Hals dicht zugeknöpft, aber um den Unterleib durch einen Gürtel befestigt, den eine goldene Schnalle in der Mitte, mit einem Rubin versehen, zusammenhielt. Ueber das Kleid war ein braunrother Shawl, mit weißen Sternen durchwirkt, geworfen. Sie trug große rothe Stiefel.

Die Wohnungen der Tibetaner haben manches Eigenthümliche, doch bemerkt man den Einfluß des Chinesischen Geschmacks. Auffallend ist es, in einem trockenen Lande, wie Butan, Häuser zu sehen, die nicht unmittelbar auf der Erde ruhen, sondern von Säulen getragen werden. Die Häuser und Klöster in Tibet sind zum Theil auf Europäische Art gebaut; doch sind die Chinesischen Dächer beliebt. Die Fenster haben kein Glas, sondern werden nur durch Vorhänge und Jalousieen verwahrt. Es gibt Häuser und Palläste von mehreren Stockwerken in Tibet, aber man steigt nicht auf Treppen, sondern auf gewöhnlichen Leitern hinauf. Die Ansicht eines Tibetanischen Pallastes gewährt die 6te Kupfertafel, die bereits mit dem 2ten Hefte dieses Bandes geliefert worden ist.

Die Sitten eines Volkes, das ganz unter der Herrschaft der Priester steht, kennen zu lernen, würde von großem Interesse seyn. Aber die Nachrichten der Reisenden schweigen davon. Das Auffallendste jedoch, was sie uns davon berichten, ist unstreitig der seltsame und einzige Gebrauch, daß hier nicht ein Mann mehrere Weiber, sondern eine Frau mehrere Männer nehmen kann. Wegen der großen Zahl der Priester, von der Sekte der Gelbmützen, die nicht heirathen dürfen, läßt sich dieser Gebrauch in einem ohnehin nicht sehr bevölkerten Lande kaum begreifen; er würde unglaublich seyn, wenn ihn nicht alle Reisenden einstimmig bestätigten. Es ist schwer zu entscheiden, ob man, dieser Sitte wegen, die zwar überall im Gebrauch, aber nur in Tibet öffentlich anerkannt ist, die Tibetaner für Philosophen, oder wie andere ehrliche

Nationen, für Sklaven der Gewohnheit halten soll. Aber leicht zu begreifen ist es, daß Männer, die ein für allemal den vornehmen Ansprüchen der Treue entsagt haben, ruhig mit ihrer Frau leben, und sie mit Schonung und Achtung behandeln. Mehrere Brüder haben gewöhnlich nur eine Frau, die von dem ältesten gewählt wird; ihm gehört auch das älteste Kind, und die folgenden den andern nach dem Alter; daher hier Niemand mit Zuverlässigkeit seinen Vater kennen kann.

Worin die Freuden des Volks in Tibet bestehen, welche Feste es feiert, und welches Licht diese auf den Nationalcharakter werfen? darüber können wir erst dann belehrt werden, wenn neuere Reisende nicht bloß auf die Religion und Gebräuche der Priester, sondern auch auf den Zustand der Laien aufmerksam seyn werden. Turner würdigt sie kaum eines Seitenblicks. Die einzige lebendige lustige Scene, die er, — jedoch nur kurz, beschreibt, war ein Bettleraufzug in der Nähe eines Klosters, wo Männer und Weiber, Alt und Jung durch Possen und Masken und tölpische Sprünge die Aufmerksamkeit auf sich zogen. — Der fromme Raja von Butan belustigte sich und seine Gäste, bei einer andern Gelegenheit, durch ein Stiergefecht. — Von andern Spielen der Tibetaner kennen wir nur das Schachspiel.

Es ist sehr möglich und sogar wahrscheinlich, daß bei einem Volke, das unter Vormundschaft der Priester steht, der ganze Zeit, die ihm Arbeit und Sorgen übrig lassen, durch fromme Ceremonieen ausgefüllt werden! Die Missionäre haben uns die Anhänglichkeit der Gläubigen an diese Ceremonieen und ihre Priester mit eben so lebhaften, als schmuzigen Farben geschildert; denn sie versichern, daß sogar der tägliche Abgang des Dalai-Lama in Pillen geformt und von frommen Leuten als geweihte Würze zu den Speisen gesetzt wird. Es ist aber diese

Nachrede sicher nur ein Capuziner-Spaß; denn die Lama's vertheilen wohl, so gut wie andere Fakirs, Kügelchen aus geweihtem Mehl bereitet; aber von jener schmutzigen Frömmigkeit wissen wenigstens die glaubwürdigeren Engländer nichts.

Von dem Fleiß und der Geschicklichkeit der Tibetaner in nützlichen Künsten haben wir ebenfalls nur sehr dürftige Nachrichten. Sie sind aufmerksame Ackerbauer, und bearbeiten terrassenförmig ihre Berge, auf welche sie Wasser bis zu den Höhen hinaufleiten. In ihren Gärten ziehen sie vortreffliches Obst. Von dem guten Zustande der Viehzucht zeugen ihre großen Heerden und Stutereien. Sie haben geschickte Schmiede, welche Götter und andere Zierrathen für die Tempel, desgleichen Waffen, als Säbel, Dolche und Pfeilspitzen verfertigen. Sie sollen den Bergbau verstehen. In den Wollenmanufacturen werden starke Zeuge gewebt, die wegen Feinheit der Wolle sehr weich anzufühlen sind. Aus der Bauart der Klöster und Tempel muß man schließen, daß sie gute Maurer sind. Ob die Malereien in den Tempeln und Wohnungen der Großen von einheimischen oder chinesischen Künstlern gemacht werden, scheint uns noch zweifelhaft zu seyn Unter den andern schönen Künsten dürften sie es in der Musik am weitesten gebracht haben, weil diese Kunst zur Erhöhung ihrer religiösen Feierlichkeiten angewendet wird. Sie haben eine Menge Instrumente, kleine und große Trommeln, Cymbeln, Flöten aus Menschen-Schenkeln gemacht, Trompeten, Guitarren, Oboen ꝛc. Obgleich diese Instrumente, sagt Turner, einzeln einen rauhen unangenehmen Ton haben: so machen sie dennoch, vereinigt mit den Stimmen von zwei bis dreihundert Knaben und Männern, und durch ihr Steigen und Fallen, großen Effect.

Von den Wissenschaften der Tibetaner läßt sich, aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten, nicht viel sagen.

Sie haben viele Schriften, die sich aber größten Theils auf ihre Religion beziehen; doch sind auch historische Werke in ihren Bibliotheken zu vermuthen. Sie haben einige Kenntniß von der Astronomie, wiewohl diese sehr dürftig zu seyn scheint. Die Lama's beschäftigen sich mit der Heilkunde, doch ungefähr nur so weit, als es bei uns die alten Damen zu thun pflegen *). — — Die Buchdruckerkunst wird in Tibet schon seit alten Zeiten betrieben; man kennt aber die beweglichen Lettern nicht, sondern die Buchstaben sind, wie in China, in hölzerne Tafeln eingeschnitten und werden auf dünne schmale Papierstreifen eingedruckt, so daß man den Druck auf beiden Seiten erkennen kann.

Die Tibetanische Sylbenschrift ist ein Ueberbleibsel der alten Oigurischen **) Schrift, folglich Tatarischen Ursprungs. Ihre Aehnlichkeit mit der Samscrit-Schrift, kann nicht beweisen, daß die Tibetaner aus Indien schreiben lernten, weil die Samscrit-Schrift selbst aus dem Oigurischen Syllabarium entstanden ist.

*) Unter den Krankheiten der Tibetaner sind besonders die Kinderblattern ihnen fürchterlich. Um sich dagegen zu schützen, kennen sie kein besseres Mittel, als daß sie die Kranken wie Pestartige fliehen und sich isoliren. Die venerische Krankheit hat gleichfalls dem Weg zu ihnen gefunden.

**) Aus der Oigurischen Schrift, welches eine Sylbenschrift ist, sind verschiedene andere hervorgegangen, als: 1) das Devá-Nágary, oder die heiligen Charaktere der Bramienen; 2) das Stranghélo oder Alt-Syrische, das erst im 2ten Jahrhundert n. C. G. entstand und gegenwärtig außer Gebrauch ist; 3) ging die Oigurische Sylbenschrift auch zu den Mongólen und Mantschu über; 4) sind, nachdem die Stranghéloschrift aus der Oigurischen Sylbenschrift Buchstaben abgeleitet hatte, daraus hervorgegangen die Pschuro-Schrift oder das Neusyrische, das Kufische oder Alt-Arabische, und das Neskhy oder Neu-Arabische.

Der wichtigste Gegenstand, der in Tibet die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich gezogen hat, ist die Religion dieses Landes. Wir haben bereits oben gesagt, daß dieß die Religion des Buddha sey, die sich in der Halbinsel jenseits des Ganges, in China, unter den Mongolen und Mantschu und auch in Japan ausgebreitet hat. Die Lehre von der Seelenwanderung und Incarnation oder Menschwerdung des Wischnu, hat hier sich so festgesetzt, daß die Tibetaner überzeugt sind, die Seele eines Dalai-Lama gehe nach seinem Tode in einen andern Menschen über oder werde wiedergeboren. Da dieses seit dem Buddha immer so fortgegangen ist: so wird der Groß-Lama als Buddha selbst oder als lebendiger leiblicher Gott verehrt. Dieß hat jedoch, wie wir gesehen haben, nicht gehindert, daß der Gott einmal ins Gefängniß geworfen wurde; auch haben bei der Spaltung der Sekten die Gelbmützen die Gottheit des rothmützigen Gottes und vice versa diese jene nicht anerkennen wollen. Jetzt leben diese Götter aber wieder in gutem Vernehmen.

Die Missionäre fanden in dieser Religion eine Dreieinigkeit, die Taufe, die Beichte, den Rosenkranz, einen Himmel voll Heiliger, und eine Hölle mit Teufeln angefüllt.

So merkwürdig auch diese Uebereinstimmung zweier, in verschiedenen Weltgegenden entstandenen Religionen ist, so wollen wir uns doch nicht dabei aufhalten, sie zu erklären oder, was hier allein möglich ist, unsere Vermuthung darüber zu äußern; sondern führen nur eine Stelle aus Turner's Reise an, die uns geeignet zu seyn scheint, Achtung für den Geist dieser Religion einzuflößen. Der Raja von Butan erhob Herrn Hastings, den damaligen General-Gouverneur von Ostindien, mit vielen Lobsprüchen, und versicherte, er stünde mit ihm in geistiger Verwandtschaft. „Beide wären, sagte er, nach seinen Religionsbegriffen Ausflüsse oder Emanationen aus dersel-

den Seele, wodurch er eine besondere Verwandtschaft von gränzenlosem Umfange auszudrücken suchte, um den immateriellen Geist, das Princip alles Großen und Erhabenen zusammen zu fassen, welches auf keinen Ort, Volk, oder irgend eine Religion beschränkt ist, sondern sich unwandelbar, durch eine bestimmtere, immer bleibende Uebereinstimmung unterscheidet, als irgend eine leibliche Verwandschaft mitzutheilen vermag." Gibt es einen mildéren, humaneren Geist, als denjenigen, welcher uns lehrt, daß Alles was groß und gut ist, einen gemeinschaftlichen Ursprung hat, und daß diese gemeinschaftliche Quelle des Guten und Erhabenen von jedem Volke entdeckt, an jedem Orte gefunden werden könne? — Wahrlich die Capuciner, die, um zu lehren, nach Tibet giengen, hätten dort viel lernen können, wären sie nicht Capuciner gewesen. — Die reine Moral in dem System des Buddha ist von mehreren unbefangenen Reisenden anerkannt worden und die Humanität und das Gefühl für Gerechtigkeit, das den Tibetanischen Papst beseelte ist unter andern auch aus den Briefen sichtbar, die der Dalai-Lama an Herrn Hastings schrieb, worauf wir unsere Leser verweisen müssen *).

Von der Mythologie dieser Religion, von dem Glauben, daß in jedem Thiere eine Seele gewandert sey, das also wenigstens ein Priester nicht tödten oder verzehren dürfe, und von dem weitläuftigen Ritus erlaubt uns der Raum hier nicht zu sprechen. Als eine Sonderbarkeit müssen wir jedoch die Gebetmaschinen anführen. Diese bestehen aus einem Cylinder, an welchem ein Papier sich herumbewegen kann, ungefähr wie unsere Kinder um ein Stückchen Holz Papierschnitzel hängen und es auf den Ofen setzen, da denn die Hitze das Papier in Bewegung

*) Sie finden sich im Original von Turner's Reisen und auch in der Französischen Uebersetzung derselben.

setzt. Auf dem Papier der Tibetanischen Maschinen ist eine Gebetsformel geschrieben, welche heißt: Hom Manipe me hum, welches ungefähr so viel sagen will, als: heiliger Manipus bitte für uns! Wenn nun ein Geistlicher die Maschine in der Hand hält und sie schüttelt, so läuft das Papier um den Cylinder, und diese Bewegung der heiligen Worte wirkt gerade so viel, als wenn ein frommer Mann seine Lunge in Bewegung setzt und die Worte ausspricht. — Die Geistlichen leben sämmtlich in Klöstern und sind wahre Mönche. Die Zahl derselben ist sehr groß. In einem Kloster zu Tischulumbu waren 2500 Geistliche, um den täglichen Gottesdienst zu verrichten. Es gibt verschiedene Abstufungen unter ihnen. Der Vorsteher oder Abt eines Klosters und die übrigen heißen, nach Turner, Tuppe, Tohba und Ghylongs. Georgi führt dagegen neun Abstufungen an. In den Klöstern wird aus den Ghylongs jährlich ein Vorsteher gewählt, dem die Disciplin obliegt. Er muß für Ruhe und Ordnung im Kloster sorgen, die Aufsicht über Vertheilung der Speisen führen, hat das Recht die Zellen der Geistlichen zu untersuchen, und muß bei allen Processionen und Andachtsübungen zugegen seyn. Als Zeichen seiner Würde trägt er eine Gerte in der einen Hand, und in der andern Hand einen Stab, von dessen Ende ein kleines Rauchfaß in Ketten niederhängt; bemerkt er Unregelmäßigkeiten unter den Ghylongs oder Unachtsamkeit, so kann er Schläge austheilen oder den Schuldigen mit dem brennenden Rauchfaß berühren.

Es gibt auch viele Nonnenklöster in Tibet. Die Mönche dürfen diese frommen Damen besuchen und Besuch von ihnen annehmen; aber kein Geschlecht darf eine Nacht in dem Kloster des andern zubringen.

Fasten, sich casteien und beten scheinen die Hauptbeschäftigungen der Geistlichen zu seyn. Wie streng sie die

Tugend der Enthaltsamkeit üben, wagen wir nicht zu entscheiden. Turner sah unter den Wasserträgerinnen in den Klöstern einige schöne Geschöpfe. — Am gewissenhaftesten wird die Pflicht des Betens beobachtet. Jeden dritten Tag verkündigen die Priester mit lauter Stimme die Eigenschaften und das Lob des höchsten Wesens, wobei sie so entsetzlich schreien, daß es einem Europäer ordentlich unanständig scheint. Man denke sich hierzu die Musik von vielen Instrumenten, Trompeten, Kesselpauken ꝛc., und man wird überzeugt seyn, daß das Lob Gottes in Tibet laut verkündigt wird. — Processionen sind hier sehr häufig. Der Körper des Ober-Lama wird nach seinem Tode verbrannt; andere geringere Priester werden auf den Gipfeln der Berge den Vögeln ausgesetzt, wobei das Fleisch wohl von den Knochen geschabt wird, um den Vögeln oder auch den Hunden die Speise zuzubereiten. Das Begraben ist die niedrigste Art, und scheint sogar für eine Entehrung gehalten zu werden.

Die Verfassung des Landes ist innig mit der Religion verwebt. Das weltliche und geistliche Oberhaupt zugleich sind die Groß-Lama's, deren es zwei gibt, der Dalai-Lama zu Lassa im Norden und der Bogdo oder Tischu-Lama im Süden. Obgleich diese Oberpriester die Regenten des Landes sind, so geben sie sich doch wenig mit weltlichen Regierungsgeschäften ab; sondern jeder hält sich einen Tipa oder weltlichen Vicekönig. Der Obermundschenk oder Sadik ist gleichfalls eine wichtige Person und gleichsam der Minister des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich der Schatzmeister. — Da der Groß-Lama, wenn er wiedergeboren wird, ein Kind ist, so sind Vormundschafts-Regierungen nicht selten. Bei dieser Wiedergeburt scheint es ganz natürlich herzugehen, indem der Groß-Lama gewöhnlich ein Kind ernennt, in welches seine Seele überzugehen gesonnen sey.

Bisweilen findet auch eine Wahl unter den Geistlichen Statt. Da diese Angelegenheiten sehr geheim betrieben werden, so ist es schwer deutliche Begriffe davon zu erhalten.

Die ordentlichen Einkünfte, die der Tibetanische Papst von seinen Unterthanen bezieht, können nicht sehr beträchtlich seyn; denn die Abgaben des Volkes betragen ungefähr einen Gulden für den Kopf, welche theils in Gold und Silber, theils in Pelzwerk erhoben werden. Außerdem aber besitzt der Dalai-Lama große Domänen, denn jedes Kloster hat seine Aecker und Felder, und daß die dem Dalai-Lama gehörigen die besten im Lande seyn werden, läßt sich vermuthen. Die Geschenke der auswärtigen rechtgläubigen Fürsten liefern die ansehnlichsten Beiträge zu den Revenüen des eingefleischten Gottes. Als im Jahre 1779 der Dalai-Lama nach China reiste, brachte ein Mongolischer Fürst, welcher sich mit 5000 Begleitern auf den Weg gemacht hatte, Se. Heiligkeit zu sehen, 300 Pferde, 70 Maulthiere, 100 Kameele, 1000 Stück Brocate, und an gemünztem und ungemünztem Silber für 14,000 Pfund Sterling zum Geschenk.

Das ganze Volk ist in zwei verschiedene, abgesonderte Classen abgetheilt, in solche, welche die weltlichen, und in diejenigen, welche die überirdischen Geschäfte besorgen. Die Layen nehmen keinen Antheil an den vorgeschriebenen Pflichten der Geistlichen, sie besorgen alle Arbeiten und so viel man weiß, allein die Bevölkerung des Staates. Den Unterschied der Indischen Kasten kennen die Tibetaner nicht. Von den Verhältnissen der verschiedenen Stände oder Staatsbeamten schweigen die Berichte. Das Niederwerfen in den Staub, bei dem Anblick eines Vornehmen, ist hier eine gewöhnliche Verbeugung. Die großen Herren lassen ihre Anwesenheit durch blasende Adjudanten verkündigen, welche aus Leibeskräften so lange in

die Trompete stoßen, als ein Mensch in der Nähe des Großen sich bfiendet.

Aeltere Reisende schätzen die Kriegsmacht in Tibet nicht geringer als 690,000 Mann; diese Zahl ist aber sicher eben so übertrieben, als die Bevölkerung, die sie auf 33 Millionen angeben. Drei Familien oder Feuerstellen müssen einen Mann zum Militär abgeben, wovon sie aber befreit sind, wenn in diesen drei Familien zusammen sich nur ein Mann findet. Die Provinz Amboa stellt gar keine Rekruten; auch sind alle Familien befreit, welche einen ihrer Söhne als Mönch einweihen lassen. Wie läßt sich demnach in einem so menschenleeren Lande eine solche Armee erwarten?

Der Kaiser von China ist oberster Schutzherr von Tibet und hält hier auch eine Besatzung in den vorzüglichsten Plätzen. Die Tibetaner sehen die Oberherrschaft der Chinesen nicht gern, besonders auch deswegen, weil die eifersüchtige Politik derselben ihnen den Handel mit Indien und Rußland erschwert.

Topographie. Wir haben bereits oben gesagt, daß die Topographie des Landes so gut als völlig unbekannt ist. Die Eintheilung in Ober-, Mittel- und Nieder-Tibet wird von Einigen bestritten. Georgi *) gibt folgende Reiche und Provinzen an.

1. Das Reich Lata oder Labek, welches gegen Abend an Hindostan, gegen Morgen an Ngari, gegen Mitternacht an die Tatarei nach Usbek zu gränzt. Einige Geographen halten Labek für das ehedem sogenannte kleine Tibet.

2. Das Reich Ngari, mit den 3 Provinzen Sangkar, Purang und Tamo.

*) Alphabet. Tibet. p. 417.

3. Die Provinz Tzang gränzt gegen Westen an Nepal, gegen Norden an Ngari, g. S. an Lotanche und Bredschion, g. O. an die Provinz U. In dieser Provinz liegt Tischulumbu oder Lubron, eine Hauptstadt und die Residenz des zweiten Groß-Lama, dem die Mongolen und Chinesen einen Vorrang vor dem Lama von Lassa, oder dem Dalai-Lama geben. Er kam auch später, als dieser unter die Hoheit des Kaisers von China. Turner, der in Tischulumbu war, beschreibt die Pracht des Klosters, und vorzüglich das Grabmal der verstorbenen Tischulama's. Dieses stand innerhalb eines viereckigen, mit Mauern umgebenen Platzes, welcher an drei Seiten mit einer Colonade für Pilgrimme und andere Andächtige versehen war. An den Wänden derselben waren mancherlei gigantische, mythologische Figuren mit blauen und rothen Farben gemalt. Die Säulen waren roth angestrichen und vergoldet. Das Grabmal stand gerade vor dem Thor der Colonnade, welche eigentlich der Vorhof oder Eingang des ganzen Gebäudes war. Dasselbe bestand aus einem viereckigen Thurm, von dicken Mauern, die keine andern Oeffnungen, als eine einzige in der Fronte hatten, um das Innere zu erhellen. Hinter dem Eingange öffneten sich zwei ungeheure Pforten, roth angestrichen und mit großen vergoldeten Buckeln beschlagen, und man sahe, daß das große Gebäude nur zum Gehäuse einer schönen Pyramide diente, in welcher der goldene Sarg des verstorbenen Lama stand. Oben auf der Pyramide war eine große Muschel angebracht, in deren Höhlung sich eine goldene Bildsäule des Lama befand. Er saß auf Küssen, war mit einem Mantel von gelbem Atlas bekleidet, und hatte eine Art von Bischofsmütze auf dem Kopfe. Aus dem Innern der Muschel brachen rothe und weiße Strahlen hervor, welche einen Baldachin über das Bildniß bildeten. Von dem Baldachin hiengen mehrere Rosenkränze herab, welche der Lama bei seinen Leb-

zeiten gebraucht hatte. Sie waren von Perlen, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Corallen, Ambra, Crystall, Lapis Lazuli und selbst von gemeinem Rohr. — Die Pyramide selbst war mit Silberplatten belegt, und erhob sich von unten stufenweise empor. Auf diesen Stufen waren allerlei Seltenheiten und Kostbarkeiten gestellt, die der Lama von seinen Anhängern zum Geschenk erhalten hatte. An der rechten Seite der Pyramide stand ein anderes Bild des verstorbenen Lama von gediegenem Silber in Lebensgröße. Von der Decke hiengen ganze Stücke Atlas und andere seidene Stoffe herab. An den Wänden waren Reihen von Ghylongs in betender Stellung gemalt. Auf dem Fußboden lagen ganze Haufen religiöser Tibetanischer Schriften umher. — Das hohe äußere Gebäude, welches alle diese Schätze *) umschließt, gewährt in der Ferne einen schönen Anblick und ragt über das Kloster hervor. Ein vergoldetes, gebrochenes Chinesisches Dach bedeckt das Ganze. —

Der Erwerb der weltlichen Bewohner von Tischulumbu scheint sich größten Theils auf die Bedürfnisse der Geistlichen zu beziehen. Turner versichert, daß hier eine große Menge gegossener, messingener Götzenbilder verfertigt werden. Die Lage dieses Ortes setzt derselbe Reisende 29° 4' 20" N. Br. und 89° 7' O. L. von Greenwich; außer den Tempeln, Mausoleen und dem Pallast des regierenden Lama, soll diese Hauptstadt nur drei- bis vierhundert Häuser haben.

4. Das Reich Bredschion oder Bramatschion.

*) Diese Schätze sind gegenwärtig nicht mehr in Tischulumbu; sie wurden vom Könige von Nepal, da dieser i. J. 1792 mit einem zahlreichen Heer in Tibet einfiel, geraubt, und obgleich der König nachher von den Chinesen genöthiget wurde, seine Beute wieder herauszugeben, so sind die Kostbarkeiten doch nachher wahrscheinlich zerstreut worden.

gränzt g. N. an Tzang, g. S. an Moe, Altibary und Brukpa, g. O. an Loba und Kombo, g. W. an Moronga und Nepal. Die Hauptstadt dieser Provinz ist Stsigaze, der ehemalige Sitz der Könige.

5. Die Provinz U, gränzt g. W. an Tzang, g. O. an Stschiarbigante, g. S. an Jalha und Takpo, g. N. an Ratren und Talung.

Lassa oder Dsassa, die Hauptstadt dieser Provinz und des nördlichen Tibet, soll sechs geographische Meilen im Umkreise haben, und mit einer Mauer befestiget seyn, die drei Klafter hoch und so dick ist, daß fünf Mann neben einander auf derselben reiten können. Lassa ist durch viele ansehnliche Gebäude und besonders durch eine Menge Klöster geziert. Mitten in derselben liegt ein berühmter Tempel, wo das Bildniß des Schigemumi *) aufbehalten wird, welchen unaufhörlich eine Menge andächtiger Pilger aus allen Gegenden besuchen, und reichliche Geschenke zu seinen Füßen legen. Die Stadt hat zwei hohe Schulen. Hier wird der größte Handel mit China und ehedem auch mit Indien getrieben **). Da der Buramputer nahe bei der Stadt vorbeifließt, so könnte, — wenn der Handel nach Bengalen frei wäre, und die Bergfürsten, durch deren Gebiet sich der Strom windet, an Verträge gebunden werden könnten, — die Handelsverbindung zwischen Tibet und Bengalen vielleicht einmal bedeutend werden.

Einige Meilen von Lassa liegt auf einem Berge das Kloster Putala, wo der Dalai-Lama seine gewöhnliche Residenz hat. La heißt ein Berg, daher Püta-La oder Buda-La vielleicht Berg des Buddha bedeuten soll.

*) Das Wort bedeutet großer Heiliger, worunter wahrscheinlich Buddha selbst verstanden wird.

**) Die Stapelartikel des Tibetanischen Handels sind: Gold, Moschus, Bezoar, Kuhschweife von seidenhaarigem Rindvieh, und die feinste Schafwolle; der letztere Artikel wird jetzt weniger ausgeführt, als sonst, weil die Chinesen den Handel, wie überhaupt alle Gemeinschaft mit dem Auslande erschweren.

6 Die Provinz Kiang, gr. g. W. an Ngari; g. N. an Kokonor; g O. an Kahang; g. S. an U. In dieser Provinz liegt das Fürstenthum Dam. Die Einwohner sind größten Theils Nomaden und leben unter Zelten.

7. Die Provinz Takpo ist groß und gr. g. N. an U, g. S. an Kombo, g. O. an Kahang, g. W. an Tzang.

8 Die Provinz Kombo, gr. g. N. an Takpo, g. O an Kahang, g. S. an Lokaha=ptza, und g. W. an Bretschion und Loba.

9. Das Fürstenthum Kahang, gr. g. W. an Bikun, Takpo und Kombo, g. N. an Kokonor und Kiang, g O. an Tartschenton und Amboa, g. S. an Bengalen, Pegu und Siam.

10. Das Reich Amboa, ungefähr 45 Tagereisen von Lassa, gr. g. O. an China, g. N. an Kokonor und Kiang, g. S. an Siam, Pegu und Tunkin; die letzteren Gränzen sind aber ungewiß, weil die Tibetaner diese Königreiche nicht kennen sollen. Die Bewohner von Amboa werden für die gelehrtesten unter allen Tibetanern, und ihre Sprache wird für die reinste Mundart des Tibetanischen gehalten.

11 Die Landschaft Hor, zwischen der Tatarei, und den Provinzen Ngari und Kiang, wird von rohen Nomaden bewohnt, die Tatarischen Ursprungs zu seyn scheinen.

IV. Kaiserthum Japan.

I.

Allgemeine Ansicht. Name. Entdeckung. Geschichte.

Im Osten von Asien, in der Parallele zwischen 31° und 42° N Br., und zwischen 146° 45' und 159° O. L. von Ferro liegen, umgeben von einer noch ungezählten Menge kleiner Eilande, drei große Inseln, die den Europäern unter dem Namen des Japanischen Reiches bekannt sind. Ein stürmisches Meer, hohe felsigte Ufer, und noch mehr die Politik seiner Beherrscher, sondern diesen Inselstaat von der übrigen Erde ab, und bilden daraus eine eigene Welt im Kleinen.

Der östlichen Lage wegen haben die Chinesen diese Inseln Yang-hu, d. i. Magazin der Sonne, und Gepon, Wohnort des Lichtes, genannt; nach der gemeinen Japanischen Mundart wird es Nipon oder Nifon genannt, welches so viel als eine Grundveste der Sonne bedeutet. Unter den andern Namen scheint Tenka, d. i. das Unterhimmlische, nur ein poetischer Ausdruck zu seyn, weil er, nach Kämpfer's Versicherung mehr in Schriften, als im Gespräch gebraucht wird. Awadsi Sima ist der uralte Name, der auf die Sage von der Entstehung der Insel anspielt und so viel heißt als erdigte Schauminsel. Als nämlich der erste Geist das Chaos ordnen wollte, rührte er es mit einem Stabe um, und als er diesen herauszog, tröpfelte ein moderiger Schaum davon herab, woraus die Japanischen Inseln gebildet wurden. Ob der in Europa gebräuchliche Name, Japan, (oder wie ihn die Franzosen und Engländer aussprechen, Dschapon,) durch eine Corruption aus Nipon, oder sonst woher entstan-

den sey, scheint uns noch nicht ausgemacht zu seyn. Der älteste Europäische Reisende, der einige Nachricht von Japan bekannt machte, ist Marco Polo; er nennt es Zipangri oder Zipangu. In der Reise zweier Muhammedaner aus dem neunten Jahrhundert wird des Landes Zapage erwähnt, das China gegenüber liegt, und von da so viele Meilen entfernt ist, als man auf einer Fahrt zur See, bei günstigem Winde, in einem Monate, oder in noch kürzerer Zeit, zurücklegen kann. Nach der Beschreibung des Arabers von dem Kunstfleiß und Reichthum der Einwohner ist es wahrscheinlicher, daß Zapage einerlei mit Zipangri und nicht, wie einige Ausleger glauben, eine der Philippinischen Inseln sey.

Diese früheren Nachrichten sind jedoch später hervorgesucht worden. Erst in der Mitte des 16ten Jahrhunderts wurde Japan von den Portugiesen *eigentlich* entdeckt. Es sey nun, daß der berüchtigte, des Lügens streng beschuldigte Fernando Mendez Pinto im Jahre 1542 an die Küsten dieses Landes verschlagen wurde, oder daß in demselben Jahre drei andere Portugiesen die ersten waren, welche hier landeten. Den zu jener Zeit wohl unterrichteten Portugiesen entgieng es nicht, welche bedeutende Vortheile sich von einem Handel mit Japan erwarten ließen. Sie waren daher sogleich bemüht, diesen Handel in Gang zu bringen. Wie sie aber überall, wohin sie kamen, mit Recht und Unrecht ansehnliche Schätze holen wollten, so waren sie auch bemüht, durch alle Mittel der Intrigue die Fahne des Christenthums aufzupflanzen. Die Spanier, deren König damals auch Portugall beherrschte, besuchten ebenfalls bald nach der Entdeckung von Japan diese Inseln. So wie der Geiz hier hinlängliche Nahrung fand, so hatten die christlichen Priester noch kein Land entdeckt, wo ihre Lehre sich schneller ausbreitete und zahlreichere Anhänger zu ihrer Fahne schwu-

ren. Selbst Prinzen ließen sich zur Padrischen Religion, wie die Japaner die Lehre der Patres nannten, bekehren. Ja, nach einer Japanischen Chronik hatte selbst ein Kaiser, der aber entsetzt wurde, das Christenthum angenommen. Die Berichte der Missionare waren lange die einzige Quelle, aus welcher die Europäer ihre Kenntnisse von Japan schöpften.

Ein Holländisches Schiff, das im Jahre 1600 nach einem Sturme im Haven von Bungo 35° 30' N. Br. einlief, gab die Veranlassung, daß die Holländer von Batavia aus einen Handel mit Japan eröffneten. Sie wußten sich durch ihr demüthiges, von niedriger Kriecherei bisweilen schwer zu unterscheidendes, Betragen, die Gunst der Japaner zu erwerben. Da überdieß die Portugiesen und Spanier, unter dem Vorwande des Christenthums sich die abscheulichsten Ränke hatten zu Schulden kommen lassen; da ihr Geiz und ihr Stolz die Japaner gegen sie aufgebracht hatten; die christlichen Bischöfe anfingen sich für die Herren des Landes anzusehen, den Großen die Achtung zu versagen und sogar eine Verschwörung angezettelt hatten, die dem Kaiser das Leben kosten und die Staatsverfassung umstoßen sollte: so benutzten die Holländer die Gelegenheit, welche ihnen einen schriftlichen Beweis dieser Verschwörung einhändigte, und denuncirten ihre Nebenbuhler im Handel und ihre Feinde *), bei der Japanischen Regierung, welche nun die ernsthaftesten und grausamsten Maaßregeln zur Verbannung der Portugiesen und Spanier und zur Ausrottung des Christenthums nahmen. Vierzig Jahre hat diese Christenverfolgung gedauert, die durch empörende Gewaltthätigkeiten die Laster der Portugiesen

*) Spanien, dem damals auch Portugall unterworfen war, führte Krieg gegen die Holländer, deren erkämpfte Unabhängigkeit es nicht anerkennen wollte.

rächte. Die Holländer selbst haben dabei hülfreiche Hand geleistet und dadurch zwar den Japanern ihre Anhänglichkeit bewiesen, sich aber bei diesen selbst verächtlich gemacht.

Seit der Verbannung der Portugiesen und Spanier sind die Holländer die einzige Europäische Nation, welche mit Japan Handel treiben durfte. Sie haben sich jedoch, um diese Begünstigung zu erhalten, sehr demüthigende Bedingungen gefallen lassen, und sind in dem Verkehr mit den Einwohnern auf Decima, einer elenden Vorstadt von Nangasaki, eingeschränkt, wo sie nicht viel besser als Gefangene behandelt werden.

Der Politik der Holländer gemäß haben sie die Nachrichten von Japan verschwiegen, und wir würden von ihnen wenig oder nichts erfahren haben, wenn nicht zwei fremde Aerzte, ein Teutscher und ein Schwede, im Dienst der Holländisch-Ostindischen Compagnie nach Japan gekommen wären und ihre Reisebeschreibung durch den Druck bekannt gemacht hätten.

Der erste, Engelbert Kämpfer, geboren 1651 in der Grafschaft Lippe, kam im Jahre 1690 nach Japan und hielt sich daselbst 2 Jahre auf. Sein Werk über diesen östlichsten Staat in Asien hat anerkannt klassischen Werth und ist das beste, was wir über Japan besitzen. Der Schwede Thunberg war im Jahre 1775 in Japan und hat ebenfalls seine Reise beschrieben, die jedoch vorzüglich nur in naturhistorischer Rücksicht wichtig ist.

Der Russische Weltumsegler Krusenstern hat i. J. 1805 sich mehrere Monate im Haven von Nangasaki aufgehalten; doch befand sowohl er, als der Russische Gesandte *) an den Kaiser von Japan, sich dort in einer

*) Er wurde bekanntlich nicht angenommen und mußte un-

wahren Gefangenschaft, so daß unsere Kenntniß des inneren Landes durch diesen Aufenthalt wenig gewonnen hat. Indessen verdanken wir Herrn von Krusenstern eine genaue Aufnahme des Havens von Nangasaki und einige zuverlässige Bestimmungen der Küsten und Japanischen Gewässer.

Die Japaner haben eine sehr alte Geschichte und das Studium derselben beschäftiget, nach der Religion, am meisten die Gelehrten unter ihnen. Ihre älteste Geschichte enthält, wie dieß bei allen Völkern der Fall ist, viel fabelhafte unglaubliche Dinge. Unsere Urväter, die 800 bis 900 Jahr alt wurden, sind nur unbärtige Jünglinge gegen die ersten Japanischen Könige, von denen einige 200,000 bis 800,000 Jahre zählen. Wo ihre Geschichte dem gewöhnlichen Gange des Menschenlebens ähnlich wird, da finden wir, daß Chinesische Könige über Japan geherrscht haben. Wahrscheinlich haben auch die Japaner, welche ein Urvolk zu seyn scheinen, von China aus Cultur und Gesetze erhalten. Als etwa 660 Jahre vor Chr. Geb. die monarchische Regierungsform eingeführt und ein Mann aus einer alten heiligen Familie zum Haupt des Staates und der Religion erwählt wurde, scheinen die andern Fürsten und Herren in den einzelnen Ländern einen Theil ihres Ansehens ihm übertragen zu haben, ohne jedoch ihrer Macht völlig zu entsagen. Daraus ist in Japan eine Verfassung entstanden, welche der Altteutschen, und überhaupt dem Lehnswesen sehr ähnlich ist; denn der Kaiser oder Dairi ist nur das Haupt der Fürsten, die fast unumschränkt in ihren Provinzen herrschten. Bis zum Jahr 1693 n. C. sind, nach Kämpfer, 114 Erbkaiser von einer Familie auf den Thron von Japan gefolgt. Schon früher aber, im Jahre 1585 n. C., hatten sie ihr Ansehen

verrichteter Sache zurückreisen. Auch die Geschenke an den Kaiser wurden abgewiesen.

als weltliche Regenten verloren. Die Dairi oder Kaiser hatten nämlich, um die unruhigen lehnspflichtigen Fürsten in Gehorsam zu erhalten, ein militärisches Amt, unter dem Titel: Seogun oder Kubo errichtet und dem Kubo unumschränkte Gewalt über die Armeen gegeben. Fide-Schoffi, eines Bauern Sohn, der im genannten Jahr 1585 Kubo wurde, entriß dem Dairi alle weltliche Gewalt, wies ihm die Stadt Miako zur Residenz an, nahm für sich den Titel Tako, unumschränkter Herr, an, und schlug sein weltliches Hoflager zu Jeddo auf. Seit der Zeit wird Japan von zwei Kaisern, einem geistlichen und weltlichen, so viel man weiß, bis auf den heutigen Tag regiert. Der erste oder Dairi, den die Reisenden auch wohl den Japanischen Papst nennen, wiewohl diese päpstliche Heiligkeit mit zwölf Frauen verheirathet ist, hat nur ein heiliges Ansehen, und kann allein selbst dem Tako gewisse Titel verleihen. Der letztere aber ist der eigentliche Herr des Landes. Doch gibt es noch gegenwärtig Vasallenfürsten, die in ihrem Gebiet eine große Gewalt ausüben.

2.

Lage. Größe. Naturbeschaffenheit. Klima. Boden. Gewässer.

Wir haben die geographische Lage von Japan bereits oben angegeben und bemerken hier nur noch, daß dieser Inselstaat in Osten und Süden vom stillen Meere oder großen Ocean und in Nordwesten vom Japanischen Meere umgeben ist. In Süden trennt die Straße von Diemen die Insel Kiusiu von den kleinen Eilanden Tanego-Sima, Jakono-Sima ꝛc. Durch die Straße von Korea wird Japan von dieser Halbinsel, und durch

die Meerenge von Sangar, von der Insel Jebbo *) Jesse oder Matmay getrennt. Zwischen Japan und Korea liegen die kleinen Inseln Tsus, Colnet rc.

Die nächsten Nachbaren der Japaner sind gegen Westen die Chinesen und Koreaner, gegen Norden die Aino's auf der Insel Jeddo, gegen Osten trennt sie der große Ocean von Amerika, gegen Süden liegen die Lieu-Kieu-Inseln und noch südlicher Formosa und die Philippinen.

Um die Größe des Reiches mit Gewißheit bestimmen zu können, ist dasselbe noch lange nicht hinlänglich bekannt. Gatterer nimmt 8625 geographische Quadratmeilen an; Herr von Zimmermann 9000 Quadratmeilen. Die Richtung der drei Hauptinseln Kiusiu, Sikokf und Nipon geht, von der Straße von Diemen bis zur Straße von Sangar, von Südwest nach Nordost. Das Land hat eine fast halbmondförmige Gestalt mit der ausbeugenden Krümmung gegen Südost. Von dem äußersten Ende der Provinz Fisen in Kiusiu, bis zur Nordspitze der Provinz Osju in Nipon rechnet man 200 teutsche Meilen.

Das Land ist sehr gebirgig; besonders an den Küsten gibt es viele Felsen und die Häven werden durch Klippen und Bänke für die Schiffer schwer zugänglich. Der Fusi ist der höchste Berg und fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt. Das in seiner Nachbarschaft liegende Gebirge Taconie umgibt einen kleinen See gleiches Namens. Die Vulkane sind hier, wie auf den meisten Inseln des großen Oceans sehr häufig.

*) Auf dem südlichen Theil von Jebbo üben zwar die Japaner eine Art von Oberherrschaft aus; allein in dem größten Theil derselben sind die Einwohner noch frei und unabhängig, daher wir auch die Beschreibung dieser Insel für ein eigenes Kapitel aufsparen.

Der Boden auf diesen felsigen, gebirgigen Inseln ist meistentheils trocken und unfruchtbar; doch hat der Fleiß diesen Mangel ersetzt und ist unter einem so milden Himmelsstrich auch hinlänglich belohnt worden.

Das Klima wird mit Recht als gesund gerühmt, d. i. vorzüglich für die Eingebornen; denn wer von Jugend auf an den Wechsel von Hitze und Kälte gewöhnt wird, dessen Nerven müssen stark, dessen Lebenskräfte müssen in steter Uebung erhalten werden. Im Sommer ist die Hitze groß und im Winter die Kälte, für diese Parallelen, lang anhaltend. Japan scheint uns den sprechendsten Beweis zu liefern, daß nicht bloß die Breitengrade und die Erhöhung über der Meeresfläche das physikalische Klima eines Landes bestimmen. Unter gleicher Breite mit dem südlichen Spanien und dem nördlichen Afrika ist die Luft im Allgemeinen im Winter hier ungleich rauher, und doch liegt es, nach den Beschreibungen der Reisenden zu schließen, nicht auffallend höher. Der Einfluß der östlichen Längengrade, so wenig wir ihn auch erklären möchten, ist in der That nicht zu läugnen; aber von den Naturforschern noch zu wenig beachtet.

Orcane, Stürme, Gewitter und Erdbeben sind häufig. Im Junius und Julius herrscht die Regenzeit, die unerläßliche Bedingung der Fruchtbarkeit in diesem Lande.

Nach Thunberg's Beobachtungen war im August der höchste Grad der Hitze in Nangasaki 98° Fahrenheit (+ 28° Reaum.) und im Januar die größte Kälte 35° Fahrenheit (+ 1½° Reaum.) Herr Malte-Brun behauptet, (in seiner Géographie mathem., phys. et politique) daß man sich hieraus einen vollkommenen Begriff von dem Klima von Japan machen könne. Wir behaupten gerade das Gegentheil; nämlich daß man gar nichts daraus schließen könne; denn 1) können die Beobachtungen eines Jahres in einer der südlichsten Städte,

unmöglich auf alle Jahre, noch weniger auf das ganze Land passen; 2) muß man nicht nach den hier angegebenen beiden Angaben allein aus Thunberg Resultate ziehen, indem dieser aufmerksame Reisende viel genauer den Wechsel der Temperatur angegeben hat. Auch berichtet Thunberg ausdrücklich, daß die Kälte im Winter viel größer ist, als sie durch das Thermometer erkannt wird, weil die heftigen Nord- und Ostwinde die Empfindung der Kälte vermehren. Die größere Empfindlichkeit der belebten Faser, (um einen alten guten Ausdruck zu brauchen,) im Vergleich mit der Empfindlichkeit des Quecksilbers, scheint uns viel charakteristischer, als jene luftige Angabe des höchsten und geringsten Thermometerstandes zu seyn. Uebrigens muß man sich über die Seichtigkeit dieser und ähnlicher Angaben nicht wundern, da alle Geographieen von solchen Schlüssen wimmeln. Die Winde, die Nähe des Meeres, die Höhe des Landes, der Strich der Gebirge, ihr Gehalt, die Ausbrüche der Vulkane und viele andere Rücksichten dürfen hier schlechterdings nicht übersehen werden, um sich einen Begriff von dem Klima eines Landes zu bilden. Wir glauben daher, daß der Erdkunde mehr damit gedient sey, wenn man offenherzig gesteht, wo es noch an ausgiebigen Beobachtungen fehlt, als wenn man vollständige Begriffe vorgibt, und in der That so viel als nichts weiß.

Uebrigens hat Herr von Krusenstern während seines sechsmonatlichen Aufenthalts im Haven von Nangasaki meteorologische Beobachtungen angestellt und in seiner Reisebeschreibung mitgetheilt, die interessanter als die älteren von Thunberg und Kämpfer sind Wir müssen den Leser, der sich näher unterrichten will, auf das Werk des Russischen Weltumseglers verweisen, und können hier nur einige der auffallendsten Erscheinungen angeben.

Im Oktb. 1804 war das Wetter durchgängig schön, den 24. ausgenommen, wo der Himmel umwölkt war und es ein paar Stunden regnete. Der höchste Barometerstand bei hellem Wetter und schwachem NOWinde = 29 Z. 99. Der niedrigste bei umwölktem Himmel und frischem Winde aus SW = 29 Z. 62, wo auch das Hygrometer den höchsten Feuchtigkeitsgrad, nämlich 70° anzeigte *). Der niedrigste Thermometergrad war den 2ten Morgens um 7 Uhr, bei einem frischen Winde aus NOtO = 10° 4. Ueberhaupt waren Hygrometer und Thermometer jeden Tag großen Veränderungen unterworfen; im Schatten betrug der Wechsel des Thermometers von Morgens 6 Uhr bis Mittag oft 9 bis 10 Grad. Alle Morgen bis 9 Uhr starker Nebel.

November. Winde zwischen N. und O. Am 4. Nov., 3 Tage nach dem Neumonde, heftiger Sturm aus S. bis Mitternacht, wo er N. wurde und heiteres Wetter brachte. Am 13ten Nov. 3 Tage vor dem Vollmonde und am 28ten wiederum 3 Tage vor dem Neumonde, ähnlicher Sturm aus S., die Luft durchgängig scharf, doch oft sehr heißes Wetter; plötzlicher Uebergang von Hitze und Kälte. So am 13ten Morgens 10°, Mittag 20°, Nachmittag 3 Uhr 24° Wärme. Des Morgens um 6 und 7 Uhr selten wärmer als 6°, oft nur 4°. Der Barometer gemeiniglich sehr hoch; zwischen 30 Z. 25 und 30 Z. 20; niedrigster Stand 29 Z. 66.

December. Fast durchgängig NOWind. In den letzten Tagen fieng der Passatwind an, mehr nördlich zu werden. Dabei fiel das Thermometer auf + 2° und am 27. sogar + 1½° Morgens. Höchster Thermometerstand am 7ten, wo das Quecksilber auf 16° stieg. Barmometer

*) Der höchste Grad der Trockenheit in der Sonne ging bis auf 15 und 18°.

selten unter 30 Z. und 30 Z. 20. Am niedrigsten am 29. Dec., wo er bis auf 29 Z. 77 fiel.

Januar 1805. Der Winter scheint mit diesem Monat anzufangen. Am 2ten bei mäßigem Winde aus NO. und hellem Wetter, Therm. 1° unter dem Gefrierpunkt. Den 31ten Morgens um 5 Uhr $1\frac{1}{2}$° unter 0; um 2 Uhr Nachm aber $13\frac{1}{2}$° im Schatten, folglich hatte in 9 Stunden ein Unterschied von 15° Statt. Dabei außerordentlich schönes Wetter. Außerdem fiel das Quecksilber nie unter den Gefrierpunkt. Geschneit mit Hagel hat es nur ein einziges Mal bei starkem Nordwinde; die Berge waren einige Stunden mit Schnee bedeckt. Stürme und schlechtes Wetter nur zur Zeit des Neu- und Vollmondes. Barometer fast durchgängig über 30 Z.

Februar. Therm. bisweilen über $\frac{1}{2}$° unter 0. Regen bei allen Winden. Höchster Therm $15\frac{1}{2}$° im Schatten bei schwachem SOWinde. Barom. über 30 Z., einmal 92, 67.

März. Die meisten Stürme. Mit SW. allemal Regen; doch fängt, den Berichten der Japaner zu Folge, die Regenzeit mit dem SWMonsun an, der erst im Mai mit voller Stärke sich einstellt. Auch hier 3 Tage vor und 3 Tage nach dem Neu- und Vollmonde stürmische Witterung. Der Barometerstand dabei 29 Z 64. Am 2ten und 16ten Therm. 16°; am 5ten und 12ten am niedrigsten, nämlich + 2° und $1\frac{1}{2}$°.

April. In den ersten Tagen war der Barometerstand nur 29 Z. 40. folglich niedriger als bei dem stärksten vorherigen Sturme. Am 4ten höchster Thermometerstand 20°; am 14ten niedrigster Thermometerstand, nämlich 6° um 6 Uhr Morgens. Gewöhnlich zwischen 8 und 12°.

So interessant auch diese Beobachtungen für die wahrscheinliche Berechnung des Klima's auf den Küsten sind:

so kann man doch daraus nur wenig auf die Witterung des Inneren schließen und muß erwarten, daß ein zweiter Kämpfer, mit den Hülfsmitteln der neuern Zeit ausgerüstet, einst weiter in das Land dringe, um glaubwürdige Resultate aufzustellen.

Dieselbe Unbekanntschaft mit dem Inneren von Japan, die uns nicht erlaubt über das Klima ein bestimmtes Urtheil zu fällen, beschränkt auch unsere Kenntniß der Flüsse. Große Ströme lassen sich in einem so schmalen Lande nicht erwarten.

Dem Namen nach bekannt sind folgende Flüsse: der Nogaja und Jedogana auf Nipon, die beide aus dem See Oitz kommen. Ersterer ergießt sich in die Owari-Bai (34° N. Br. und 137° O. L. von Grenwich *) und der andere bei der Stadt Osaka, in den Busen zwischen Sikokf und Nipon.

Der Oginfluß oder Ogingawa soll einer der größten Flüsse seyn und sich einige Meilen westwärts der Hauptstadt Jeddo in den großen Ocean ergießen.

Noch werden die Flüsse Surigowa, Sakgawa, Joto und Aska genannt.

Der Oitz-See soll gegen 40 Meilen lang und durch einen eingestürzten Vulkan entstanden seyn. In der Tiefe finden Taucher bisweilen Cedernbäume.

*) Nach Krusensterns Charte.

3.
Produkte.

Dem Fleiße Kämpfer's und vorzüglich Thunberg's haben wir lange Verzeichnisse der Naturprodukte von Japan zu verdanken. Gleichwohl würde ihre Ausbeute wahrscheinlich noch größer gewesen seyn, wenn die Eifersucht der Japaner ihnen nicht das Beobachten erschwert und oft unmöglich gemacht hätte. Thunberg erhielt nur mit Mühe die Erlaubniß auf Desima botanisiren zu dürfen. Nachher wurde ihm diese Erlaubniß wieder genommen, weil in den Registern von Nangasaki gefunden wurde, daß ehedem zwar ein Unterchirurgus dieselbe Vergünstigung erhalten hätte, daß aber dieser Fall, dem zufolge man Anfangs sie auch Herrn Thunberg zugestand, nicht anwendbar sey, weil dieser kein Unterchirurgus, sondern ein Oberchirurgus sey. Unter solchen eifersüchtigen, man kann mit Recht sagen, albernen Politikern, ist es ein Wunder, daß jene Männer auf dem Wege von Nangasaki nach Jeddo, von dem sie sich nie entfernen durften, dennoch so reiche Beobachtungen anstellen konnten. Wir wollen hier unserm Zweck gemäß nur die vorzüglichsten Produkte anführen.

Mineralreich. In einem an Vulkanen so reichen Lande als Japan, muß der Schwefel keine Seltenheit seyn. Auch wird er nach Kämpfer häufig in Substanz gefunden, vorzüglich im Lande Satzuma, dem südlichen Theil der Insel Kiusiu. Hier liegt eine kleine Insel Iwogasima, d. h. Schwefelinsel, welche noch vor etwa 200 Jahren, der vielen Dämpfe wegen, für einen Aufenthalt böser Geister gehalten und sorgfältig vermieden wurde. Ein kühner Japaner, der den Teufel nicht fürchtete, un-

tersuchte zuerst den Zustand dieser Insel und fand den Schwefel, der gegenwärtig ihrem Besitzer großen Gewinn einträgt. Steinkohlen liefern die nördlichen Provinzen. Salz wird aus Seewasser bereitet, auch aus den warmen Bädern gesotten. Nach Thunberg findet man Porzellanthon, weichen und feinstrahligten Asbest, der zu Zeugen verarbeitet wird, rothen Arsenik, Speckstein, Bimsstein, spathartigen Tropfstein, natürlichen Zinnober, Quecksilber, runden Quarz, Marmor, Bleiglanz mit Kupferkies, Salpeter, Bergöl rc. Außer den Metallen, Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Eisen, werden auch Juwelen gefunden.

An Gold und Silber ist Japan sehr reich. Die Portugiesen und später die Holländer haben dieß zu ihrem großen Vortheil erfahren. Mehrere Provinzen liefern Gold und vielleicht gibt es kein Land in der Welt, das in dieser Hinsicht den Vorzug verdiente. Es wird theils als Waschgold gefunden, theils aus dem Kupferkieß geschieden. Damit das Metall nicht zu gemein werde, darf nur bis zu einer gewissen Tiefe, und nie ohne ausdrückliche Erlaubniß des Kaisers gegraben werden. Die Abgaben an die Krone betragen dann $\frac{2}{3}$ der Ausbeute und nur $\frac{1}{3}$ bleibt dem Eigenthümer. Kämpfer berichtet, daß am Golf von Okus ein überhängender Berg ins Meer stürzte, und sein Inneres sich dabei so reich an Gold zeigte, daß das Erz 50 Procent reines Gold enthielt. Das Meer verschwemmte nachher diese Fundgrube, die noch lange von Tauchern benutzt wurde.

Silber findet man in der Provinz Bungo, (auf der Ostseite von Kiusiu,) und in den nördlichen Provinzen von Nipon. Eine alte Sage gibt noch zwei Inseln, Ginsima und Kinsima, im Osten von Japan an, die vorzüglich reich an edlen Metallen seyn sollen; deren Lage aber absichtlich verheimlichet wird. Auch Herr von

Krusenstern hatte vom Russischen Ministerium den Auftrag, sie aufzusuchen; er fand sie aber nicht, weil sie vielleicht nirgends zu finden sind.

Japan liefert das beste Kupfer in der Welt, vorzüglich findet man es in der Provinz Kyno-Kuni. Auch Satzuma hat Kupfererz. Das Kupfer wird in Barren gegossen und wurde ehedem von den Holländern häufig ausgeführt, und auf der Küste Koromandel abgesetzt.

Zinn ist nicht häufig. Auch an Eisenerz scheint kein Ueberfluß zu seyn.

Pflanzenreich. Den Leser, den ein langes Verzeichniß von Pflanzen interessiren würde, müssen wir auf Kämpfer's und Thunberg's Schriften verweisen. Wir bemerken nur die vorzüglichsten. Getraide, besonders Reiß, (der Japanische Reiß soll vorzüglich nahrhaft seyn), Gerste, Weizen, Bohnen, Erbsen, Hirse; Gemüse, als Rüben, Möhren, Petersilie, Zwiebeln, Kartoffeln rc. Kürbisse, Melonen, Fenchel, Anis, Amomum Mioga, Tabak, Baumwolle, Hanf; verschiedene Oelpflanzen, Orangen, Citronen, Feigen, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Kirschen, Aepfel, Birnen, Kastanienbäume, Wallnußbäume, Weintrauben, Thee, Lorbeerbäume, Papier-Maulbeerbäume, Firnißbäume, Rhus vernix, Maulbeerbäume, Cypressen, Bambus, Tannen rc. Die Blumenflor ist schön und ungemein reich an Rosen- und Lilienarten, Iris, Matricaria, Nelken, Narzissen rc. Ferner sind merkwürdig die thuya dolabrata, einer der schönsten und größten Bäume; Osyris Japonica, welche Blumen mitten auf den Blättern trägt; Acer Japonicum, Gardenia florida, Nymphaea Nelumbo etc.

Thierreich. Japan besitzt nicht viele Arten vierfüßiger Thiere. Das Wild findet in diesem angebauten,

stark bevölkerten Lande keinen sicheren Zufluchtsort, und die Zucht der Hausthiere ist unbedeutend; da die Japaner wenig Fleisch essen. Die Pferde sind klein, aber lebhaft. Die besten kommen aus Satzuma und Osju; eine sehr kleine, gedrungene Art aus der Provinz Kai. Ochsen und Kühe werden bloß zum Pflügen und Karrenziehen gebraucht. Milch und Butter zu genießen ist hier eine unbekannte Sache; statt der letzteren bedient man sich des Pflanzenöls. Es gibt hier eine Art Büffelochsen mit hohem Buckel. Esel, Maulthiere, Kameele, Schafe und Ziegen kennt man nicht, und was die Europäer davon zugeführt haben, scheint nicht geachtet worden zu seyn. Schweine werden nur in der Gegend von Nangasaki für den Bedarf der Chinesischen Kaufleute gezogen. Die Hunde wurden, als Kämpfer in Japan war, mit großer Sorgfalt aus Respect für den Kaiser gepflegt, weil dieser nämlich im Zeichen des Hundes *) geboren wurde. Die hiesigen Katzen sind weiß, mit schwarzen und gelben Flecken; sie mausen gar nicht, und werden bloß von den Damen zur gesellschaftlichen Unterhaltung gepflegt. Ratzen und Mäuse sind hier daher im Ueberfluß vorhanden. Von Wild nennt Kämpfer bloß Füchse, Hirsche, Hasen und wilde Schweine. Tieger, Löwen und Elephanten findet man nicht.

An Geflügel unterhält man Hühner und bisweilen auch Enten. Sie dürfen aber nicht jederzeit geschlachtet werden, theils verbietet dieses die Religion, theils der Staat, wenn nämlich ein Kaiser gestorben ist, oder Se. Japanische Majestät sonst Vergnügen daran findet, das Hühneressen zu verbieten. — Die wilden Vögel sind hier zum Theil so zahm, daß man einige für Hausthiere halten sollte. Kämpfer nennt unter den Vögeln den Kran-

*) Nach dem Thierkreise der Japaner.

nich, verschiedene Arten Reiher, wilde Gänse und Enten, Fasanen von ungemeiner Schönheit; ferner Feldhühner, Feldtauben, Störche, Falken, Habichte, Raben, Elster, Schwalben, Sperlinge ꝛc Die Lerche singt schöner als in Europa, die Nachtigal schlechter. Es gibt mehrere Seeraubvögel.

An Fischen sind die Gewässer sehr reich. Unter den andern Seethieren führt Kämpfer die Schildkröten, Krebse und andere Schalthiere an.

Gemeine Insekten sind Bienen, Hummeln, Fliegen, Moskiten, Heuschrecken, spanische Fliegen ꝛc. Weiße Ameisen sind eine gewöhnliche Landplage. Giftige Schlangen gibt es nur wenige.

4.
Einwohner.

Nach dem lebhaften Charakter der Japaner und einigen ihrer alten Gebräuche, so wie nach dem Zustand ihrer Künste zu schließen, würden wir glauben, daß sie ursprünglich Malajen wären, die von den Chinesen kultivirt wurden. Indessen versichert Kämpfer, daß ihre Sprache, als das älteste Denkmal der Geschichte eines Volkes mit keiner Asiatischen oder andern bekannten Sprache die geringste Aehnlichkeit habe und schließt daraus, daß die Japaner ein Urvolk wären. Wenn diese Versicherung gegründet ist, so läßt sich gegen den Schluß nichts einwenden. Indessen hat die Vergleichung Asiatischer Sprachen, wegen der, einem Europäischen Ohre so schwer zu unterscheidenden Artikulation und Aussprache, große Schwierigkeiten und setzt eine genauere Bekannt-

schaft mit dem ganzen Umfange der Worte und dem Geist der Grammatik voraus, als wir sie dem ehrlichen Kämpfer zutrauen können, der sich darin zu gefallen scheint, die Japaner vom Thurme zu Babel abzuleiten, was in der That mit seinem übrigens sehr verständigen Raisonnement seltsam kontrastirt. Er untersucht die Sagen, welche zum Theil die Europäer über den Ursprung der Japaner ausgestreut, zum Theil die Einwohner selbst in ihren Jahrbüchern aufbewahrt haben; widerlegt jene und führt an, daß die Japaner eine uralte Erzählung hätten, als sey unter einem Chinesischen grausamen Kaiser ein Chinesischer Arzt mit 300 Jünglingen und eben so viel frischen Mädchen nach Japan gekommen und dort der Stammvater des Volkes geworden. Eben diese Jahrbücher nennen aber mehrere Könige, die bereits lange vorher auf diesen Inseln geherrscht haben. Auch wollen die Japaner durchaus nicht von den Chinesen abstammen und leiten sich vielmehr unmittelbar von den Göttern her.

Bei diesen Widersprüchen müssen wir den Ursprung dieses Volkes auf sich beruhen lassen, bis eine nähere Bekanntschaft mit der Sprache in Europa näheren Aufschluß über ihre Verwandtschaft mit anderen Nationen zu verbreiten im Stande seyn wird. Als merkwürdig führen wir nur noch an, daß man hier nicht, wie auf andern Inseln des großen Oceans, verschiedene Völker antrifft, sondern daß die Japaner alle eines Stammes zu seyn scheinen. Doch hat sich unter ihnen die Sage erhalten: daß sie in einigen Gegenden schwarze Einwohner mit langen Haaren verjagt hätten. Ein Ueberrest dieses Volkes, das Kämpfer für eine Malajische Rasse hält, soll zur Zeit dieses Schriftstellers noch auf einer kleinen Japanischen Insel angetroffen worden seyn.

Aus der Physiognomie der Japaner blickt der Mongole mit seinen kleinen länglichten Augen hervor; diese

Mongolische Gesichtsbildung, wenn sie anders nicht allen Ostasiaten angehört, ist wahrscheinlich durch die Vermischung mit den Chinesen in die Japaner übergegangen, ohne daß diese deswegen von den Mongolen ursprünglich abzuleiten wären.

Die Japaner sind nach Thunberg gut gewachsen, geschmeidig und behende und haben starke Gliedmaßen, wiewohl sie den nördlichen Europäern an Stärke nicht gleich kommen. Die Männer haben einen mittelmäßigen Wuchs, und werden selten fett. Unter den Weibern gibt es einige, die so klein sind, daß man sie für Puppen halten sollte. Die Farbe der Japaner ist durchgängig gelblich, doch so, daß sie bei einigen ins Braune, bei andern ins Weiße fällt. Die vornehmen Herren und Damen die sich der Sonne wenig aussetzen, sind weiß. Die länglich schmalen Augen haben immer etwas liebäugelndes. Die Augenbraunen sitzen höher, als gewöhnlich bei den Europäern. Der Kopf ist bei den Meisten groß, der Hals kurz, das Haar dick und von Oel glänzend, die Nase zwar nicht platt, doch etwas dick und kurz.

Den Charakter dieser Nation haben die Missionare mit großer Vorliebe geschildert und ihm fast alle Tugenden zugeschrieben. Es ist möglich, daß einige fromme Männer, erfüllt von Widerwillen gegen die Europäischen Laster, hier manchen Beweis der ursprünglichen Unverdorbenheit des Menschen fanden und in ihrer Freude darüber die andern Fehler der Japaner nicht sahen; wahrscheinlicher aber ist es, daß diese Schilderungen nur nach Europa geschickt wurden, um dem neuen Priesterreich, das diese Herren dort gründen wollten, desto mehr geistliche Rekruten zu sammeln, und durch die Zahl sich mächtiger zu machen. Indessen sagen auch Kämpfer und Thunberg viel lobenswürdiges von den Japanern, und wir zweifeln nicht, daß unter diesem schönen Himmel die Güte

der menschlichen Natur sich mannichfaltig erprobt hat, obgleich wir auch in Japan, wie in ganz Asien das diesen Welttheil charakterisirende Phänomen, Despotismus und Sklavensinn, wieder finden, womit sich eine moralische Würdigkeit der Völker nicht vertragen kann.

Thunberg sagt: „die Schilderung des Charakters der Nation enthält im Allgemeinen folgende Züge: verständig und vorsichtig, frei, gehorsam und höflich, neugierig, fleißig und in Handarbeit geschickt, sparsam und nüchtern, reinlich *), gutdenkend und freundschaftlich, aufrichtig und gerecht, ehrlich und treu, argwöhnisch, abergläubig, hochmüthig und stolz, unversöhnlich, tapfer und unüberwindlich."

Das sind in Wahrheit respectable Eigenschaften und selbst die schlimmen werden kaum zu tadeln seyn. Schade nur, daß Thunberg, der ein großer Pflanzenkenner war, sich in seinem Werke oft als ein unerfahrner Menschenkenner zeigt. Auch lassen sich mehrere dieser Züge, mit der Verfassung und den Sitten der Japaner nicht gut vereinigen. So weiß man nicht, wie ein Volk frei genannt werden kann, das von Jugend auf an eine knechtische Verehrung der vornehmen Herren gewöhnt wird, das, wenn der Kaiser einen Elephanten zum Geschenk erhält, dieses kaiserliche Präsent nicht zu Fuß nach der Hauptstadt gehen läßt, sondern seine Schultern herleiht, um die Bestie 100 Meilen weit bis zu den Stufen des Thrones zu tragen; das seinem Gebieter unbedingt gehorcht, und sich fürchtet, nach seinem Namen zu forschen, daher es denselben oft erst nach seinem Tode erfährt. Es scheint uns, daß alle Eigenschaften der Japaner sich aus ihrem lebhaften Temperament erklären lassen, das im Klima und den davon abhängigen Lebensmitteln seinen Grund hat. Das Feuer ihres Blutes, das schneller durch die Adern läuft, macht sie unternehmend, stellt alle Leidenschaften auf die Spitze, und

*) Die Japaner baden sich täglich, und oft mehr als einmal.

verführt sie in der Freundschaft, wie im Haß zu Extremen. Ihre Verachtung des Todes und die Leichtigkeit, mit welcher sich ein Japaner selbst entleibt, haben auch ihren Grund in dieser inneren Glut, die sie verzehrt, und die in noch höherem Grade bei den Malajen angetroffen wird, die nicht, wie die Japaner durch eine Chinesische Verfassung gezähmet wurden.

Wir werden in ihren Sitten, in ihren Künsten und in der Staatsverfassung den Geist und Charakter der Japaner noch näher kennen lernen und müssen uns hier mit dieser flüchtigen Skizze begnügen.

5.

Lebensart. Nahrung. Kleidung. Wohnung.

Der Japaner ist mäßig, reinlich und einfach; Tugenden, die man selten bei cultivirten und reichen Völkern findet. Reich ist er zwar nur in so fern, als Gold und Silber auf den Inseln häufig sind, dagegen steht er in Asien nur dem Hindus in der Cultur nach und behauptet den Vorrang vor dem Chinesen.

Man ißt in Japan gewöhnlich dreimal des Tages. Eins der gewöhnlichsten Gerichte ist die Misosuppe, aus Fischen und Zwiebeln bereitet. Sie haben mehrere Arten von Ragouts. Das Fleisch wird in kleine Stücken geschnitten und auf porzellänenen oder lackirten Tellern aufgetragen. Wenn sie auf der See sind, schlachten sie kein Thier: etwa weil die Seelen der Thiere ihnen dann gefährlich werden können? Sie trocknen häufig Obst und Früchte und machen sie wie die Chinesen ein. Ihre Nudeln, die sie Laxa nennen, bestehen aus zwei Ellen

langen Fäden; man thut sie zur Suppe, oder mit Zwiebeln und Fischen, wozu noch Pfeffer und Soja hinzukommt. Grüngefärbte Kuchen aus Reißmehl sind sehr beliebt; man genießt sie auch zum Thee. Der Zuckertang (fucus sacharinus) den die See in Menge auswirft, wird häufig gegessen, entweder gekocht oder auch roh. Er darf nicht fehlen, wenn man sich beim Sakki lustig macht. Dieser ist eine Art Bier aus Reiß bereitet und nächst dem Thee, das gewöhnlichste Getränk. Wein und andere starke Getränke sind hier unbekannt. Ohne Tabak kann der Japaner nicht leben; er raucht fast den ganzen Tag.

Die Japanische Kleidung *) verdient in der That den Namen einer Nationaltracht; denn sie ist nicht nur dem Lande ganz eigenthümlich, sondern auch bei jedem Stande und Geschlechte dieselbe. Der Kaiser und der Bettler, wie die Dame tragen sich gleich und haben seit 2500 Jahren nie die Mode gewechselt. Die Haupttracht ist ein langer weiter Talar in Form unserer Schlafröcke. Die Vornehmen und Reichen tragen ihn von dem feinsten seidenen, die Armen und Geringen von baumwollenem Zeuge. Bei den Frauen reicht er bis auf die Füße, bei den Männern nur bis zur Ferse. Die Fußreisenden, die Krieger und die gemeinen Arbeiter schürzen ihn entweder auf, oder tragen ihn so kurz, daß er nur bis ans Knie geht. Die Männer nehmen einfarbiges, die Frauen geblümtes Zeug, worein nicht selten goldene Blumen gewirkt sind. Im Winter sind diese Schlafröcke mit seidenen oder baumwollenen Watten gefüttert. Ein vornehmer Herr zieht selten mehr als drei oder vier an; die Damen aber tragen wohl 30 bis 50 und oft noch mehr auf einmal und doch wiegt

*) S. Thunberg's Reise, übersetzt von Groskurd. B. II. Th. 1. S. 175.

diese ganze Garderobe kaum 4 bis 5 Pfund, wie Thunberg ausdrücklich versichert. Das unterste dieser Gewänder vertritt die Stelle des Hemdes, und ist entweder weiß oder bläulich, gewöhnlich dünn und durchsichtig. Alle werden um den Leib mit einem Gürtel befestiget, der beim männlichen Geschlecht ungefähr eine Hand, beim weiblichen hingegegen eine halbe Elle breit und so lang ist, daß er wenigstens zweimal um den Leib geht, und in einen Knoten mit großen Schleifen bequem zusammen geknüpft werden kann. Bei verheiratheten Damen sitzt diese Schleife vorn, bei ledigen Mädchen hinten. In diesen Gürtel stecken die Männer den Säbel, den Fächer, die Tabakspfeife, den Tabaksbeutel, und die Arzneidose. Am Halse ist das Kleid allezeit rund ausgeschnitten, ohne Kragen und vorn offen, so daß der Hals stets bloß ist. Die Aermel sind unförmlich weit, und vorn bei der Oeffnung bis zur Hälfte zusammen genähet, so daß sie einen Beutel bilden, der statt einer Tasche dient, um Papier und andere leichte Sachen darin aufzubewahren. Bei jungen Mädchen hängen die Aermel oft bis zur Erde.

Außer dieser allgemeinen Tracht finden einige geringe Unterschiede statt. Die gemeinen Leute gehen bisweilen ganz nackt, und verbergen nur die Geschlechtstheile mit einem Gürtel, der zwischen den Beinen durch geht und am Rücken festgemacht wird, wie man dieß bei vielen Malajen findet. — Die Vornehmen tragen über den langen Talar noch einen kurzen Ueberrock und Beinkleider. Jener reicht bis auf den Unterleib und wird mit einem Bande zusammen gebunden. Das Zeug dazu ist so dünn als Flor und gewöhnlich von schwarzer, bisweilen von grüner Farbe. Wenn sie zu Hause kommen, oder auch in ihren Amtszimmern, wenn nicht höhere Personen zugegen sind, nehmen sie dieses Oberkleid ab und legen es nett zusammen. — Die Beinkleider sind aus Hanf, sehr dicht und fein

gearbeitet und gleichen mehr dem Unterrock unserer Frauen. Unten bei den Füßen sind sie an der inneren Seite zusammen genäht, aber an beiden Seiten, bis zwei Drittheil der Länge, offen gelassen. Diese Beinkleider werden mit einer Art Hosenträger befestiget, an welchem hinten ein dreieckiges dünnes Brettchen hängt.

Bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie ein eigenes Compliment-Kleid, wie Thunberg den Japanischen Namen übersetzt. Es ist eine Art Wams mit sehr breiten hervorstehenden Schultern. Dazu muß man blaue, weißgeblümte Beinkleider anziehen.

Strümpfe sind nicht üblich. Im Winter trägt man Socken von Hanf, mit Sohlen von baumwollenem Zeuge. Die Pantoffeln sind sehr unansehnlich und von Reißstroh oder Rohr gemacht. Sie bestehen bloß aus einer Sohle, ohne Oberleder und Hintertheil. Vorn geht ein Bügel quer über die Sohle. Von der Spitze des Schuhes bis zu diesem Bügel geht ein rundes Band, das zwischen der großen und zweiten Zehe den Schuh befestigt. Beim Gange klappern diese Pantoffeln. Wenn der Japaner in ein Haus tritt, so läßt er diese Schuhe am Eingange stehen.

Der Kopf wird ganz glatt geschoren; nur an den Schläfen bleiben einige Haare stehen, die stark mit Oel geschmiert, mit Papier umwickelt und gegen die Scheitel in einen Zopf gewunden werden. Priester und Aerzte haben den Kopf ganz kahl geschoren. — Die Weiber behalten ihr Haar; nur geschiedene Frauen scheeren es ab. Der Haarputz der Damen ist stark mit Oel geschmiert und an beiden Seiten in Flügelform ausgedehnt. Durch die Wulst stecken sie Kämme, Schildkrötenschalen und dergleichen. Ohrgehänge und Ringe, Juwelen und Perlen kennen sie nicht; dagegen schminken sie sich, und zwar nicht die Wangen, sondern die Lippen. Will man recht schön seyn, so

färbt man die Lippen violett, die Zähne schwarz, und reißt dabei alle Haare aus den Augenbraunen aus.

Die Japaner gehen immer mit entblößtem Haupte; nur auf Reisen tragen sie einen Hut der kegelförmig aus Gras und Binsen geformt ist. Durchgängig bedient man sich der Sonnen- und Regenschirme, ingleichen der Fächer. — Auf Reisen trägt man auch Regenmäntel, aus mit Oel getränktem Papier gemacht.

Auf die Kleidungsstücke lassen die Japaner gewöhnlich ihre Wappen sticken; auf den Aermeln oder zwischen den Schultern.

Statt Schnupftücher und Servietten braucht man feines dünnes Papier.

Die Häuser *) sind von Fachwerk und weiß übertüncht, daher sie wie steinerne Gebäude aussehen. Jedes Haus besteht eigentlich aus einem einzigen großen Zimmer; denn die papiernen Rahmen, wodurch man den Raum abtheilt, kann man nicht wohl Zwischenwände nennen. An den Hauptwänden, sind Fugen angebracht, in welche diese Rahmen passen; man kann, indem man sie mehr oder weniger weit auseinander setzt, die Zimmer in jedem Augenblick größer oder kleiner machen. Jene Rahmen bestehen aus lackirten hölzernen Leisten, die mit dickem, gefärbten und daher undurchsichtigem Papier überzogen werden.

Die Häuser werden mit Ziegeln, bei den Armen nur mit Schindeln gedeckt. Das Dach ragt, wie bei den Chinesen, gewöhnlich hervor, und wird von einer Säulengallerie getragen. Fenster von Glas kennt man nicht, sondern begnügt sich mit Papier. Diese Fenster gehen vom Dach bis auf den Boden.

*) Thunberg a. a. O. S. 166.

Der Fußboden ist mit feinen Binsenmatten bedeckt. Die Wände und die innere Fläche des Daches werden mit dickem Papier überklebt, worauf allerlei Blumen gedruckt sind. Diese Tapeten sind grün, gelb oder weiß; bisweilen ist auch Silber und Gold darauf angebracht.

Wie in China sind auch hier die Häuser nur ein Stockwerk hoch; der zweite Stock dient zu Vorrathskammern.

In den Häusern der Kaufleute und Handwerker macht der an der Straße liegende Vordertheil gewöhnlich die Bude oder Werkstätte aus. Darauf folgt die Küche und die Zimmer für das Hausgesinde. Der nach dem Hofe gehende Theil wird von der Familie bewohnt. Der Hof ist mit Bäumen, Gebüschen und Blumen, auch wohl mit einem künstlichen Hügel verziert.

In der Küche sieht man keinen Heerd, sondern nur ein großes viereckiges Loch im Boden, das mit Steinen ausgelegt ist. Da es keine Schornsteine gibt, so dringt der Rauch oft durch das ganze Haus und macht alle Wände schwarz. Oefen und Kamine sind hier unbekannte Dinge; man erwärmt die Zimmer mit Kohlendampfe.

Man sieht hieraus, daß die Häuser sich nicht besonders schön ausnehmen können, und daß sie schlecht gegen Feuersgefahr geschützt sind. Die öffentlichen Gebäude, Tempel und Palläste gleichen den Chinesischen.

So einfach die Bauart der Japaner ist, so schmucklos ist ihr Amöblement, wenn man ihren unbedeutenden Hausrath so nennen will. Sie schlafen auf Matten und baumwollenen Matratzen; das Kopfkissen ist ein längliches Stück Holz, der weite Schlafrock dient statt der Decke.

Stühle wären ihnen überflüssig, da sie gewohnt sind sich auf den Matten zu setzen, wobei ihnen die eigenen Fersen als Unterlage dienen. Beim Essen wird ein klei-

ner, vier Zoll hoher Tisch mit den Gerichten ihnen vorgesetzt. Sie essen, wie die Chinesen mit Stäbchen, die ihnen statt Messer und Gabel dienen.

Die Japanischen Spiegel sind nicht von Glas, sondern aus einer Composition von Kupfer und Zink gemacht; man sieht sie nicht in den Zimmern, indem sie bloß bei der Toilette gebraucht werden, und wie die andern Erfordernisse des Putzes in kleinen lackirten, mit vielen Schubladen versehenen Schränken aufbewahrt werden.

Ein gewöhnliches Möbel ist der hohe Schirm, der vor ihren Schlafstellen, vor den Fenstern, oder um etwas zu verbergen, nach Belieben gestellt werden kann. Sie sind gewöhnlich aus sechs besondern Rahmen zusammengesetzt, deren jeder eine Elle breit ist.

Die Städte sind zum Theil sehr groß, haben aber kein besonders imposantes Ansehn, wie man leicht daraus abnehmen kann, daß die zahlloseste Wiederholung der eben beschriebenen Häuser nur ermüdend, aber nicht schön seyn muß. Einige Städte sind mit Wällen und Gräben umgeben und mit einer Citadelle und Thürmen versehen, besonders wenn ein Fürst seine Hofhaltung darin hat; alle haben Thore.

Die Dörfer unterscheiden sich von den Städten nur dadurch, daß sie offen sind und eine einzige Straße haben. Bei einigen braucht man mehrere Stunden Zeit, um zu Fuß hindurch zu kommen. Andere liegen so nahe bei einander, daß nur ein Fluß, und eine Brücke sie von einander scheidet, welches auf die Bevölkerung des Landes schließen läßt.

6.

Sitten und Gewohnheiten.

Der Japaner hat nur eine rechtmäßige Frau, doch halten sich die Vornehmen mehrere Beischläferinnen, und selbst der Papst oder geistliche Kaiser hat deren zwölfe. Die Frauen sind nicht, wie in China gefangene Sklavinnen der Männer, sondern nehmen Theil an der Gesellschaft und haben die Freiheit, bei ihren Verwandten und Freunden ungehindert Besuche zu machen.

Eine merkwürdige Sitte, in Bezug auf das weibliche Geschlecht, finden wir in Japan, die an die Hetären der Griechen erinnert. In jeder Stadt, ja in jedem Dorfe, gibt es Häuser, worin öffentliche Mädchen für die Unterhaltung lediger oder auch verheiratheter Herren besorgt sind. Diese Häuser werden nicht als unanständige Oerter angesehen, sie sind nicht selten dicht an den Tempeln der Götter erbaut, gehören zu den schönsten Gebäuden, und die rechtlichsten Männer besuchen sie, wenn sie sich mit ihren Freunden eine frohe Stunde beim Sakki bereiten wollen. — Wenn Aeltern mehrere Töchter haben, als sie ernähren können, so verkaufen sie sie früh, oft schon im fünften Jahre, an die Inhaber solcher öffentlichen Häuser. Hier dienen sie Anfangs als Aufwärterinnen der erwachsenen Schönen. In ihrem sechzehnten Jahre werden sie mit vieler Feierlichkeit, oft auf Kosten derjenigen, welcher sie aufgewartet haben, für frei von Aufwartung und geringen Verrichtungen erklärt und zu förmlichen Damen des Hauses eingeweihet. Das Sonderbarste, sagt Thunberg *), ist, daß diese Mädchen,

*) A. a. O. S. 208.

wenn sie in dem Hause, wohin sie in ihrer Kindheit verkauft wurden, einige Jahre in beiden Eigenschaften gedient haben, ihre völlige Freiheit wieder erhalten, und im geringsten nicht als entehrt angesehen, sondern oft auf eine sehr honnette Art verheirathet werden.

Ueber die Kindererziehung führt Thunberg Folgendes an: „Durchgängig habe ich bemerkt, daß Aeltern die Kinder zwar früh zu strengem Gehorsam gewöhnen, aber sie fast nur mit guten Worten und Zureden regieren. Scheltworte oder harte Verweise habe ich selten gehört, und Stöße, Schläge und Gebrauch der Ruthe fast niemals gesehen. In den Schulen lesen fast alle Kinder zugleich, und zwar sehr laut; dies gibt ein Geschrei, daß man dort in Gefahr ist, das Gehör zu verlieren."

Der Japaner scheint geselliger, als der Chinese zu seyn, wozu schon die größere Freiheit, worin das andere Geschlecht bei ihnen lebt, beitragen muß. Bei seinen gesellschaftlichen Unterhaltungen trinkt er gern Sakki, spielt auch wohl Karten, oder vertreibt sich die Zeit mit Mädchen, deren Studium seine Aufheiterung ist. — Bei Besuchen seiner Freunde ist es Sitte, allemal ein Geschenk vorauszuschicken. Dieses ist oft sehr unbedeutend, weil man dabei auf den guten Willen, nicht auf den Werth der Gabe sieht. Ein frischer Fisch ist dazu hinlänglich. Alle Zeit werden diese Geschenke auf eine feierliche Art überschickt, auf einem besonders dazu verfertigtem Tische, mit Papier, das nach einer gewissen Form zusammen gelegt ist, umwunden, und dergleichen.

Die Japaner haben eine Menge Feste, doch keinen Sonntag. Nur der erste und funfzehnte in jedem Monate sind Ruhetage. An diesen Tagen arbeitet kein Handwerksmann; selbst die gefälligen Jungfrauen würden es für einen Schimpf halten, wenn man ihnen zumuthen wollte, dann ihr gewöhnliches Geschäft zu treiben. Sie bedürfen,

wie jeder andere Arbeiter, der Erholung. Der erste Tag im Monate ist mehr ein bürgerliches, als ein religiöses Fest und heißt daher auch Reibi, d. i. Visitentag Man besucht an demselben vorzüglich seine Obern und Freunde und bezeugt ihnen seine Achtung. An dem zweiten monatlichen Festtage werden mehr die Götter in den Tempeln, als die Freunde und Vorgesetzte besucht.

Außerdem gibt es Feste, die nur alle Jahre einmal gefeiert werden. Diese sind: 1) der Neujahrstag; 2) der dritte Tag des dritten Monats; 3) der fünfte Tag des fünften Monats; 4) der siebente Tag des siebenten Monats; 5) der neunte Tag des neunten Monats.

Das Neujahrsfest wird durch ganz Japan mit der größten Feierlichkeit begangen. Man zieht sein bestes Kleid an, und gratulirt, bei allen Bekannten, Vornehmen und Geringen. Dabei präsentirt man eine Schachtel mit zwei oder drei Fächern, auf welche ein Stück von getrocknetem Fleisch der Muschel Awabi, als ein Zeichen des Wohlstandes und des Glückes, geklebt ist. Man pflegt dieses auch mit seinem Namen zu beschreiben. In vornehmen Häusern nimmt ein Schreiber im Vorsaal diese Geschenke in Empfang und stattet Bericht über die aufmerksamsten Gratulanten ab. — Ist der Morgen auf diese Art vollbracht, so gehen die Freuden der Tafel an. Das Complimentiren wird während den ersten drei Tagen fortgesetzt; die Schmausereien aber dauern einen ganzen Monat. Besonders in den ersten drei Tagen muß Alles in Freude und Ueberfluß schwimmen und jeder auf's prächtigste und beste gekleidet seyn. Der ärmste Taglöhner unterläßt nicht, sich ein Complimentenkleid und einen Säbel zu miethen, um eine Rolle in dem öffentlichen Lustspiele mitzuspielen.

Das zweite Fest ist eine Frühlingsfeier, wobei man sich mit Promenaden erlustiget und Gastmäler den Töchtern zu Ehren anstellt; es wird zum Andenken einer Göttin

gegeben, welche einst 500 Eier legte und solche in einem Kästchen in den Fluß warf. Ein armer Fischer fand die Eier, brütete sie auf Chinesische Art aus, und siehe da, es kamen 500 Kinder zur Welt. Es wurde den armen Leuten schwer, so viel Kinder zu ernähren, daher diese, als sie erwachsen waren, sich durch Betteln und Raub ernähren mußten. Sie kamen einmal vor das Haus ihrer Mutter, wurden dort erkannt und herrlich bewirthet.

Das dritte Fest wird zur Erheiterung und zum Gedeihen der Knaben gefeiert. Man belustiget sich vorzüglich mit Wasserfahrten.

Das vierte Fest ist dem Andenken einer himmlischen Ehestandsgeschichte gewidmet. Zwei Eheleute nämlich, Inkai und seine Gemahlin Tanabatta sind durch einen himmlischen Strom Amano Gave, d. i. die Milchstraße, von einander getrennt. Nur in der Nacht des siebenten Tages des siebenten Monats kommen sie zur Begattung zusammen. Im Fall diese Statt findet, entstehet ein trockenes Jahr und Theuerung; wird sie aber verhindert, so folgt ein fruchtbares Jahr. Die Vereinigung zu verhindern, ist der geringste Regen hinreichend; daher die Japaner bis an den frühen Morgen des andern Tages zu wachen und den Regentropfen mit Verlangen entgegen zu sehen pflegen.

Das letzte Fest läßt sich mit unserm Fasching oder mit den alten Bachanalien vergleichen; es wird mit vorzüglicher Lustigkeit begangen und Jedermann muß an dem allgemeinen Wohlleben Theil nehmen. Kein Fremder geht einem Hause, wo geschmaust wird, vorüber, ohne eingeladen zu werden. Tänzer und Musikanten ziehen in Prozessionen durch die Straßen.

Es gibt noch verschiedene andere Feste zum Gedächtniß der Götter, oder berühmter Männer, die dem Lande irgend

eine Wohlthat erwiesen haben. Auch werden nach heiligen und berühmten Orten häufige Wallfahrten angestellt. Bei allen diesen Gelegenheiten ist die Hauptbedingung die Fröhlichkeit, wodurch die Japaner ihre Götter und Helden mehr zu ehren glauben, als durch Beten, Kasteien, Zerknirschung und dergleichen.

Die vornehmsten Privatfeste sind die Hochzeiten. Es sind damit sehr einfache religiöse Ceremonieen verknüpft. Braut und Bräutigam nehmen eine brennende Fackel und treten damit vor das Bild einer Gottheit, wo die Braut, um zu beweisen, daß sie entschlossen sey, eine ernsthafte Frau zu werden, ihre Puppen und Spielwerk verbrennt. Die Anwesenden wünschen ihr darauf Glück und suchen durch allerlei Geschenke den Verlust der verbrannten Sachen zu ersetzen. Die Ergötzlichkeiten dauern sieben Tage, wo Musik, Tanz, Gastmähler, Spiele, Masqueraden und Theater mit einander abwechseln, um die Freude stets wach zu erhalten. Nach Verlauf dieser Zeit, wird die Braut erst mit großen Feierlichkeiten in das Brautzimmer geführt.

Die Todten werden durch prächtige Leichenbegängnisse und durch jährliche Feste zu ihrem Andenken, ungefähr wie bei den Chinesen, geehrt. Es herrscht hier die Gewohnheit, die Leichen zu verbrennen. Auf den Scheiterhaufen werden wohlriechende Kräuter, Blumen, Kleider, Geld und Lebensmittel geworfen, zum Gebrauch in der andern Welt. Reden, Gesänge und eine Musik, welche traurige Ideen nicht erzeugen, sondern verbannen soll, dürfen dabei nicht fehlen. Die Priester sind bei diesen Festen gegenwärtig, und wissen sehr genau die Bedürfnisse der Verstorbenen anzugeben, daher, besonders bei der jährlichen Gedächtnißfeier von den Verwandten ohne Weigerung oft sehr ansehnliche Geschenke geopfert werden, die den frommen Betrügern zu gute kommen. — Die Asche der Verbrannten wird in prächtigen Urnen aufbewahrt.

Zum Beschluß dieser Skizze der Japanischen Sitten, müssen wir noch eine seltsame Art von Zweikampf anführen, welche darin besteht, daß jeder der Duellanten sich selbst den Bauch mit dem Säbel aufschlitzt. Man verfährt dabei nicht selten mit einer gewissen Manier und Anständigkeit: „Mein Säbel ist besser als der Ihrige," sagt der eine, und zum Beweise ermordet er sich; „Sie sollen sehen, daß mein Säbel dem Ihrigen nichts nachgibt," antwortet der andere und folgt dem Beispiel seines Feindes. Eine solche Aufforderung auszuschlagen, würde schimpflich seyn. Diese barbarische Sitte findet ihre Nahrung in der heroischen Verachtung des Todes, zu welcher die Japaner von Jugend auf angeleitet werden, und die man ihnen als die erste und vornehmste männliche Tugend anpreist.

Es dürfte nicht leicht zu entscheiden seyn, ob das Japanische Duell vor dem unsrigen den Vorzug verdiene; wenigstens kann dort nicht, wie bei uns ein Feiger den Bramarbas spielen; denn es gilt zunächst das eigene Leben.

7.

Industrie.

Der Fleiß der Japaner, in Bearbeitung der Felder, gleicht wenigstens dem der Chinesen, wenn er ihn nicht übertrifft. Als der Russische Weltumsegler, Herr von Krusenstern, der Küste von Satzuma nahe vorbei segelte, konnte er die Schönheit des Landes deutlich beobachten. „Das ganze Land, sagt er *), besteht aus hohen

*) S. dessen Reise um die Welt. Erster Theil. Berliner Ausgabe. S. 347.

spitzen Gipfeln, die sich bald in der Gestalt einer Pyramide, bald unter der einer Kuppel oder eines Kegels zeigten, und gleichsam unter dem Schutz der sie umgebenden Berge zu stehen schienen. So verschwenderisch auch die Natur in der Auszierung dieser Gegend gewesen ist, eben so viel hat hierzu noch die Industrie der Japaner beigetragen. Nichts in der That kann der außerordentlichen Cultur gleichkommen, die man allenthalben gewahr wird. Daß die Thäler, die wir von dieser Küste sahen, auf's fleißigste bearbeitet sind, dies würde unser Erstaunen nicht so sehr erregt haben, da man auch in den Ländern Europa's, wo Ackerbau nicht verachtet ist, Land, welches der Cultur fähig ist, nicht leicht unbenutzt läßt. Allein hier sahen wir nicht nur die Berge bis zu ihren Spitzen, sondern auch die Gipfel der Felsen, welche die Ufer der Küste begränzen, mit den schönsten Feldern und Pflanzungen bedeckt, welche mit den schwarzgrauen düstern Felsenmassen, die ihnen zur Grundlage dienen, einen sehr auffallenden und unsern Augen ganz ungewohnten Kontrast bildeten. Ein anderer Gegenstand, der unser Erstaunen erregte, war eine Allee von hohen Bäumen, die, so weit das Auge reichte, in der Richtung der Küste über Berg und Thal geführt war. In gewissen Entfernungen sah man Lauben, wahrscheinlich zum Ausruhen der Fußgänger bestimmt, für die wohl diese Alleen angelegt seyn mögen. Weiter kann die Sorge für Reisende nicht leicht gehen. Alleen müssen in Japan nicht ungewöhnlich seyn, da wir eine dieser ähnliche in der Nähe von Nangasaki, ja sogar eine auf der Insel Meacsima sahen."

Die Schönheit und Bequemlichkeit der Straßen ist schon von älteren Reisenden bemerkt worden, und kann als ein Beweis der Japanischen Cultur angesehen werden. Ein Land, in welchem die Landstraßen vernachlässiget sind, muß sich noch im Zustande der Barbarei befinden, indem

die erste Bedingung eines leichten Verkehrs, woraus die größten Vortheile für den Wohlstand und die Cultur entstehen, dort fehlen; und ein Fürst, der sich darum nicht bekümmert, würde als Staatsmann einem Menschen gleichen, der den Titel eines Gelehrten führt und nicht buchstabiren kann.

Thunberg erwähnt der natürlichen Geschicklichkeit der Japaner, alle Arten Handarbeit leicht zu lernen, und sehr gut zu machen; sie sind darin auch erfinderisch. An Industrie, Fleiß und Arbeitsamkeit, sagt er, übertreffen sie die meisten andern (Asiatischen) Völker. Sie schränken sich aber auf das Nöthige und Nützliche ein. Ihre Kupfer- und Metallarbeit ist schön. Was sie von Holz verfertigen, ist nett und dauerhaft. Ihre gehärteten Säbelklingen und ihre lackirten Waaren sind von vorzüglicher Güte und Schönheit. Das Japanische Porzellän wird dem Chinesischen vorgezogen. Von ihrer Geschicklichkeit im Weben kann man aus der Feinheit der seidenen Zeuge urtheilen. Wir haben oben angeführt, daß 50 Damenkleider nur einige Pfund wiegen. Das Boot des Prinzen von Fisen, das Hr. von Krusenstern*) beschreibt, beweist, daß die Japaner in mehreren mechanischen Künsten es weit gebracht haben müssen. „Das Boot übertraf an Größe (es war 120 Fuß lang) und Pracht Alles, was ich von dieser Art gesehen habe," sagt der Weltumsegler. „Die Wände und Platfonds der vielen Cajüten und Abtheilungen waren alle mit dem schönsten Lacke überzogen; die Treppen, von rothem Holze, so fein polirt, daß diese Politur selbst vom Lacke kaum übertroffen wurde. Die Dielen waren mit Matten und kostbaren Teppichen belegt. Die Vorhänge vor den Thüren waren von reichen Stoffen und über das ganze Boot hiengen in doppelten Reihen seidene Zeuge von verschiedenen Farben."

*) A. a. O. S. 391.

8.

Handel.

Der inländische Handel *) ist frei von Zöllen und Abgaben und in einem blühenden Zustande. Es gibt viele und große Handelsstädte; die Häven sind stets mit großen und kleinen Fahrzeugen angefüllt; die Landstraßen wimmeln von Reisenden und von Leuten, die Waaren tragen; die Kaufläden und Magazine sind überall mit Waaren und Gütern von allen Enden des Reiches angefüllt. In diesen Städten, vorzüglich zu Miako, werden auch große Märkte gehalten, zu welchen Kaufleute aus allen Gegenden des Landes zusammen strömen. Die vorzüglichsten Artikel des inländischen Handels sind Thee, Soja **) Seide, Porzellan rc. In den Krambuden findet man selbst in den Dörfern: Möbeln, Hausgeräth, Küchengeschirr, Werkzeuge, alle Arten Kleidungsstücke, lackirte Arbeit, Porzellan in unglaublicher Menge rc.

Auswärtiger Handel wird bloß mit den Chinesen und mit den Holländern getrieben; denn der Handel mit Korea und den Lieu-kieu-Inseln soll ganz aufgehört haben. Ueber den Chinesischen Handel hat der neueste Reisende, Herr von Krusenstern, Folgendes erfahren ***).

Zwölf Schiffe aus Ningpo (die Japaner sprechen es Simso aus) haben die Erlaubniß, jährlich nach Na-

*) Thunberg a. a. O. 2ten B. 2ter Th. S. 74.

**) Eine Essenz, die zu Saucen gethan wird, und auch in Europa durch die Holländer bekannt geworden ist.

***) A. a. O. S. 395.

gasaki zu kommen. Von diesen kommen 5 im Junius an und segeln im October ab. Die andern 7 kommen im December an und gehen im März oder April zurück. Ihre Ladung besteht vorzüglich in Zucker, Elfenbein, Zinnplatten, Blei, seidenen Zeugen und Thee *). Die Ausfuhr der Chinesen aus Japan besteht in etwas Kupfer, Kampher, lackirten Waaren, Regenschirmen, vorzüglich aber in dem Tintenfisch, den man in China als Arzenei braucht; ferner in einer Seepflanze und getrockneten großen Muscheln, welche letztere zwei Artikel zu Nahrungsmitteln dienen.

Zur Zeit Thunberg's kamen noch 70 Chinesische Schiffe nach Nangasaki, und schon damals war der Chinesische Handel im Verfall. Ehedem kamen wohl 200 Schiffe dieser Nationen nach Japan; da aber seit der Christenverfolgung die Chinesen die Unvorsichtigkeit begiengen, katholische Bücher einführen zu wollen, so geriethen sie in Verdacht, und sind beinahe eben so sehr als die Holländer eingeschränkt. Doch haben sie in der Stadt selbst einen Tempel, um dort ihren Gottesdienst verrichten zu können. Nach der Hauptstadt schicken sie keine Gesandten. Uebrigens dürfen sie nur auf einer kleinen Insel wohnen, und werden beim Kommen und bei der Abreise argwöhnisch und strenge visitirt.

Der Handel mit den Holländern war ehedem für diese sehr vortheilhaft. Sie hatten eine Factorei auf einer Insel bei der Stadt Firando, wo sie große Geschäfte machten. Da sie aber auf einem steinernen Packhause die Aufschrift der Jahrszahl mit dem Beisatze Anno Christi gesetzt, und auch andere Verstoße gegen die Politik der Japaner begangen hatten: so mußten sie Firando ver-

*) Der Japanische Thee ist nämlich schlechter als der Chinesische; daher dieser eingeführt wird.

lassen und die Insel **Decima** bei **Nangasaki** wurde ihnen zum Handel, jedoch unter sehr drückenden Bedingungen angewiesen. Anfangs brachten die **Holländer** rohe Seide, seidene und halbseidene Zeuge, Zitze, Kattune, Tuch, Brasilienholz, Büffelhäute, Büffelhörner, Haifischhaut, Korduan, Pfeffer, Zucker, Gewürznelken, Muskaten, Boroskampher, Wachs, Quecksilber, Blei, Safran, Salpeter, Borax, Alaun, Bisam, Lacca, Benzoe, Storax, Katechu, Ambra, Arabische Costwurz, Korallen, Antimonium, Feilen, Nadeln, Spiegel, Gläser, Brillen, Vögel ꝛc. nach **Japan**. Der Gewinn war sehr ansehnlich, denn die **Holländer** führten dafür Waaren für sechs Millionen Gulden aus, wobei sich allein für vier Millionen Silber befand. Auf der **Holländer** eigenes Begehren, wurde der Handel mit Silber in Handel mit Kupfer verwandelt, weil damals auf Kupfer mehr zu verdienen war. *Zugleich* aber wurde auch die Ausfuhr des Silbers *strenge verboten*. Dieser blühende Handel hat nicht lange gedauert. Schon im Jahre 1685 wurde von der Japanischen Regierung die ganze Verkaufs-Summe auf 300,000 *Theil* herabgesetzt, wobei noch die Einschränkung statt findet, daß die Gouverneure von **Nangasaki** den Preis der Waaren bestimmen.

Es steht zu erwarten, welche Schicksale der Handel der **Holländer** in **Japan** haben wird, seitdem sie mit **Frankreich** vereiniget worden sind, und dadurch zwar einen mächtigen Schutz erhalten, aber zugleich, bei der Uebermacht der **Engländer** in den Asiatischen Gewässern nun, nach den neuesten Nachrichten, sowohl die **Molukken**, als die Hauptstadt ihrer Colonieen in **Asien**, **Batavia** verloren haben. Welche große Interessen wird der künftige Friede ausgleichen! Wie schwierig übrigens auch dadurch das Friedensgeschäft werden mag, so ist es doch ein Trost für uns, daß die Welt groß genug ist, um

die Ansprüche zweier mächtigen Nationen an den Welthandel auf eine Art zu befriedigen, die mit der Ehre, mit der Gerechtigkeit und mit dem Interesse der Völker bestehen kann. Würden die Chinesen, Japaner, die Bewohner der Halbinsel jenseits des Ganges, die noch unabhängigen Fürsten auf den Sundainseln, Philippinen rc. rc. den Handel der Europäer so schimpflich einschränken können, wenn die Eifersucht der Europäer sie nicht in den Stand setzte, ihre barbarischen Gesetze zu behaupten? Wenn Europa einig ist, muß die übrige Welt gehorchen. Und kann es jetzt nicht leichter, als jemals einig werden?

Wir haben diese Bemerkungen, die wir weder für Prophezeiung, noch für die Anmaßung einer tiefsinnigen Politik auszulegen bitten, hier nur eingeschaltet, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, bei der Beurtheilung der Gegenwart nicht bloß auf Europa zu sehen, sondern auch den Zustand der Dinge in den andern Welttheilen zu erwägen.

9.

Künste und Wissenschaften.

In der geistigen Cultur stehen die Japaner mit den Chinesen ungefähr auf einer Stufe; doch behaupten sie darin einen Vorzug, daß sie sich nicht einbilden schon Alles zu wissen, was dem Menschen zu wissen nöthig und nützlich ist. Wenigstens behauptet Thunberg, daß mehrere Japaner ihm eine große Lernbegierde bewiesen haben. Schon die Neugierde, die als ein auffallender Zug in dem Nationalcharakter der Japaner be-

merkt wird, läßt erwarten, daß sie, bei ihren Verstandesfähigkeiten, in den Künsten und Wissenschaften der Europäer Fortschritte gemacht haben würden, wenn die Portugiesen sich nicht durch ihre heuchlerischen Ränke verhaßt, die Holländer durch ihre niedrige Demuth sich nicht verächtlich gemacht hätten, und wenn die Politik der Japanischen Regierung, zur Sicherung gegen die Europäer, auf ein anderes Mittel verfallen wäre, als jenes der argwöhnischsten Absonderung von dem Verkehr mit allen Völkern. Jetzt ist es dem Japaner bei Lebensstrafe verboten, sein Vaterland zu verlassen; er darf mit dem Europäer nur vermittelst der Dollmetscher sich unterhalten, nur diese, etwa 150 an der Zahl, lernen eine ausländische Sprache, Holländisch oder Chinesisch, und keiner darf einem Europäer Japanisch lehren. Unter solchen Umständen ist an keinen Unterricht von den Ausländern zu denken.

Die vaterländische Geschichte macht ein Hauptstudium der Japaner aus, welches, wenn ihre Geschichte nur nicht durch Nationalvorurtheile und Aberglauben verunstaltet wäre, allerdings als ein musterhaftes Beispiel empfohlen zu werden verdiente. Es gibt für die Bildung eines Volkes kein wirksameres Mittel, als die Bekanntschaft mit seiner Geschichte. Sie ist der Spiegel der Gegenwart und die reinste Quelle der Klugheitsregeln; sie kann den Muth beleben, wie die Eitelkeit demüthigen; denn manches Volk, das mit seinen Ahnen prahlt, würde richtiger über seinen eigenen Werth urtheilen, wenn es die Geschichte mit Unbefangenheit studierte, und erkennte, daß es von Barbaren abstammt, die es nicht nachahmen, sondern übertreffen soll. — Thunberg rühmt die Zuverlässigkeit der Japanischen Geschichte. Wir haben oben eine Skizze derselben mitgetheilt.

In der Astronomie sind die Japaner noch hinter den Chinesen zurück, ohne deren und der Holländer Hülfe sie keine Kalender machen können. Herr von Krusenstern erfuhr von dem Dollmetscher, daß es im nördlichen Japan, und zwar in einer Stadt, die in einer geringen Entfernung nördlich von Jeddo liegt, Leute geben soll, welche in Tempeln ihre Wohnungen haben und Issis genannt werden, die die Kunst besitzen, Sonnen- und Mondfinsternisse vorauszusagen; Thunberg versichert dagegen, sie wären nicht im Stande, sie auf Minuten und Secunden zu berechnen.

Die Medizin hat bis jetzt noch keine bedeutende Fortschritte gemacht; die Anatomie ist ihnen völlig unbekannt, und ihre Kenntniß der Krankheiten ist sehr verworren und oft fabelhaft. Von Physik und Chemie wissen sie nicht vielmehr, als was sie in späteren Zeiten von Europäischen Aerzten gelernt haben. Botanik und Kenntniß der Arzeneimittel machen ihre ganze Arzneikunde aus. — Es gibt Aerzte und Wundärzte unter ihnen, und eine geringere Klasse gibt sich bloß damit ab, mit Moxa zu brennen, oder mit Nadeln zu stechen, oder auch nur zu frottiren. Das letzte ist in einem Lande, wo man sich leicht den Erkältungen aussetzt, allerdings heilsam. Das Brennen mit Moxa ist auch von Europäischen Aerzten oft mit Nutzen in Gicht, Brustentzündung rc. angewendet worden. Durch das Stechen mit Nadeln heilt man in Japan die Colik. Man bohrt oft neun Löcher in den Unterleib mit Nadeln, die fein wie ein Haar und von Gold oder Silber sind. Die Aerzte, die sich mit innerlichen Krankheiten befassen, unterscheiden sich durch einen kahl geschorenen Kopf, der dort für eben so gelehrt geachtet wird, als ehedem bei uns eine große Peruke. Sie bedienen sich nur einfacher Mittel in einem Decoct, um Schweiß und Urin zu treiben. Bisweilen fühlen sie auch den Puls, und dieß dauert

dann, wie bei den Chinesen sehr lange. — Die Dollmetscher, welche von den Europäischen Aerzten einigen Unterricht erhalten, haben den Vortheil davon eingesehen, und sind auch oft die besten Aerzte im Lande. Coliken, triefende Augen, Drüsengeschwülste, Blattern und Masern sind gewöhnliche Krankheiten. Die Impfung war zu Thunberg's Zeit noch unbekannt. Die Lustseuche verdanken sie den Europäern.

„Die Rechtsgelehrsamkeit macht in Japan kein weitläuftiges Studium aus. Kein Land hat ein kürzeres Gesetzbuch und weniger Richter, als dieses. Erklärungen der Gesetze und Advocaten sind hier etwas ganz unbekanntes. Aber in keinem Lande werden die Gesetze strenger und sorgfältiger gehandhabt und ohne Partheilichkeit. Die Gesetze sind scharf, und der Proceß ist kurz."

So beschreibt Thunberg den Zustand des Rechts in Japan mit sichtbarer Vorliebe. Es ist nicht zu läugnen, daß der gesunde Verstand und die Rechtlichkeit der Richter, wenn man sich darauf verlassen könnte, sicherere Bürgschaft gegen Unrecht seyn würden, als dicke Gesetzbücher und schlaue Advocaten. Da aber unter keinem Volke der Verstand und die Unpartheilichkeit der Richter verbürgt werden kann: so sind unter den nothwendigen Uebeln, ein ausführliches Gesetzbuch und viele Richter, noch immer der Willkür einzelner Beamten vorzuziehen.

Gleiches Lob ertheilt Thunberg der Sittenlehre der Japaner; sie besteht nach ihm nicht in künstlichen Systemen, sondern in einfachen Vorschriften, welche durch ein tugendhaftes Leben auszuüben, ihr Bestreben ist. Diese Moral wird von allen Religionspartheien gelehrt, und nie von der Religion getrennt, mit welcher sie in inniger Verbindung steht.

Die Kriegswissenschaft ist bei diesem Volke, wie bei andern morgenländischen Völkern, sehr einfach. Muth,

Tapferkeit, Standhaftigkeit und Liebe zum Vaterlande, ersetzen, was ihnen an Regeln abgeht. Mit diesen Eigenschaften haben sie allezeit gesiegt und sich nie von einem Feinde unterjochen lassen. Im Jahre 1284, als die Mongolen China eingenommen hatten, wurde der Feldherr Mooku mit 4000 Fahrzeugen und 240,000 Mann hierher geschickt, um Japan zu erobern; aber er konnte seinen Zweck nicht erreichen.

Die Japaner schreiben, wie die Chinesen, in senkrecht herabgehenden Zeilen von der Rechten zur Linken, und bedienen sich dazu der Tusche und des Pinsels. Die Gelehrten bedienen sich der Chinesischen Schrift; zum gewöhnlichen Gebrauch hat man eine eigene Schrift. Ueber die Japanische Sprache, die eine Ursprache ist, hat Thunberg einige Bemerkungen und ein kleines Wörterbuch mitgetheilt, worauf wir hier, des Raumes wegen, verweisen müssen. Die Buchdruckerkunst, doch ohne bewegliche Lettern, ist in Japan sehr alt.

Die Japaner kennen auch die schönen Künste, aber ihr Geschmack dürfte in Europa wenig Freunde finden. Sie haben Zeichner, Maler, Bildhauer und Kupferstecher; sind Freunde der Musik, der Dichtkunst, und des Theaters.

In den bildenden Künsten, vermißt man Richtigkeit der Zeichnung; auch wissen sie wenig von Schatten und Licht. Ihr Colorit ist lebhaft, aber bedeutungslos. Die beliebtesten musikalischen Instrumente sind: Trommeln, Pfeifen, Glocken und Schellen. Die Saiteninstrumente sind sehr unvollkommen, und selbst die Laute der Damen gibt einen unangenehmen Ton.

Das Theater der Japaner erinnert an das Bockspiel der Alten. Auf der einfachen, schlecht verzierten Bühne erscheinen nur zwei, selten mehr Schauspieler zu-

gleich, und diese sind dergestalt maskirt, daß sie eher erschrecken, als belustigen können. Die Action ist seltsam und ungereimt; sie besteht in künstlichen Wendungen des Körpers, die mit vieler Mühe erlernt werden. Gewöhnlich wird eine Heldenthat oder eine Liebesgeschichte ihrer Götter und Heroen dargestellt. Bisweilen begleitet Musik die Handlung.

Auch die Tanzkunst ist beliebt; es gibt aber keine gesellschaftliche Tänze, sondern nur pantomimische Ballete. Die Tänzerinnen in Japan sorgen, wie an andern Orten, gewöhnlich für alle Arten der Freude.

Endlich dürfen wir in der Aufzählung der Künste in Japan nicht vergessen, daß sie auch geographische Charten zu machen verstehen, deren Richtigkeit aber nicht zu verbürgen ist.

10.

Religion.

Es gibt in Japan verschiedene Secten, und obgleich die Lehren des Confucius und die Religion des Buddha sehr ausgebreitet sind, so findet man doch religiöse Systeme unter ihnen, die nicht vom Auslande zu ihnen gekommen sind, sondern diesen Inseln eigenthümlich zu seyn scheinen.

Die Sintoreligion scheint die älteste oder einheimische zu seyn. Sie lehrt die Geschichte des Ursprungs der Menschen, die Ableitung des Dairi oder geistlichen Kaisers von den Göttern, nimmt ein Chaos an, aus welchem sich die Welt durch den Geist gebildet hat, und einen allgemeinen Geist, der an keinen Ort gebunden ist, und

zu dem die Seelen nach dem Tode zurückkehren, wobei alle Persönlichkeit aufhört. Die Mythologie ist sehr reich an Göttern, und an Kriegen und Liebesgeschichten derselben. Diese Götter sind eigentlich die Vorsteher und Regenten der Elemente oder überhaupt der sichtbaren Welt. Sie haben daher auch Einfluß auf das Schicksal der Menschen und man ruft sie um ihren Beistand an. Ueber sie erhaben gibt es andere reinere Götter, die aber in ihrem Aether sich um nichts Irdisches bekümmern, daher auch nicht angerufen werden. Diese Lehre wird sehr geheim gehalten, und nur den Eingeweihten, nach langer Prüfung mitgetheilt. Sie ist die Staatsreligion, weil sich der Dairi zu ihr bekennt. Die einfachen, von Holz erbauten Tempel liegen in schattigen Hainen oder am Abhange eines Hügels; sie haben ein Allerheiligstes, worin Reliquien von den Gebeinen oder auch Arbeiten der Götter aufbewahrt werden. Die verheiratheten Tempeldiener halten sich für Edle des Landes, und von hoher, göttlicher Abkunft. Die Anhänger dieser Lehre sollen nach Kämpfer keine heiligen Bücher haben. Es gibt zwei verschiedene Secten in dieser Religion. — Man findet unter ihnen auch Eremiten, die einsam auf Bergen wohnen, aber nöthigen Falls auch in den Krieg ziehen, und daher Jammabo, d. i. Bergsoldaten genannt werden.

Die Buddhareligion wird hier Budsdo genannt oder auch Fotoke; sie stammt aus Indien und ist wahrscheinlich von China aus hier eingeführt worden. Die Bekenner dieser Secte haben Tempel und Klöster für beide Geschlechter.

Die Lehre des Confucius studieren die aufgeklärten Leute und Philosophen. Nach Kämpfer haben die Anhänger derselben eigentlich keine Religion, sondern sie suchen ihre Vollkommenheit und ihr höchstes Gut bloß in der Zufriedenheit des Gemüths, die sie durch ein tugend-

haftes und unsträfliches Leben zu erlangen suchen. Sie glauben keine andere Belohnung von Tugend und Laster, als die in den natürlichen Folgen der Handlungen bestehen. Sie glauben an eine allgemeine Weltseele, welche die Regentin, aber nicht die Schöpferin der materiellen Welt sey. Die Anhänger dieser Lehre haben keine Tempel, sondern nur Gebäude, worin sie das Andenken großer Männer feiern.

II.

Staatsverfassung *).

Das ganze Reich wird in sieben Theile, und diese werden wieder in 68 Landschaften und in 604 Gerichtsbezirke eingetheilt.

Gegenwärtig ist der Kubo oder weltliche Kaiser der Herr des ganzen Landes; unter ihm regiert in jeder Landschaft ein Fürst. Die größeren von diesen Fürsten heißen Daimio, die kleineren Siomio. Der Kaiser hat das Recht, sie abzusetzen, zu verweisen und selbst am Leben zu strafen. Um die Fürsten in Gehorsam zu erhalten, ist man auf ein ganz eigenes Mittel verfallen; sie müssen nämlich jährlich eine Reise nach Hof machen, sich sechs Monate daselbst aufhalten, und wenn sie abreisen, ihre ganze Familie, zum Unterpfand ihrer Treue, in der Residenz des Kaisers zurücklassen.

Dem Kubo oder oberſten Herrscher, der das Ruder der Regierung lenkt, steht ein Staatsrath zur Seite, der aus sechs, gewöhnlich bejahrten Männern besteht. — Thunberg führt

*) Nach Thunberg.

nicht an, von wem sie ernannt werden. Wahrscheinlich vom Kubo selbst.

Der Kubo genießt, außer den ansehnlichen Geschenken, die jeder Fürst von den Produkten seiner Landschaft ihm jährlich bringen muß, noch besonderer Einkünfte aus den fünf Kaiserlichen Provinzen, oder Kronländern *). Diese sollen nach Thunberg nicht weniger als 44 Billionen und 400 Millionen Säcke Reiß ausmachen. Die Wahrheit ist wohl, daß man von dem Betrag der Einkünfte des Kaisers nichts Gewisses weiß. Nach Varenius betragen die Einkünfte von ganz Japan über 670 Millionen Französische Livres; dieß sollen aber die Einkünfte aller Fürsten seyn und der Ertrag der Kaiserlichen Provinzen ist nicht mit darin begriffen. Dem Fürsten nämlich gehören die sämmtlichen Einkünfte seiner Provinz, womit er seinen Hof, seine Kriegsmacht, die Landstraßen und dergleichen unterhalten, seine jährliche Hofreise, mit einem, der Größe seiner Provinz angemessenen, Staat und auch die Ausgabe für die ansehnlichen Geschenke an den Kaiser bestreiten muß.

Die Macht des geistlichen Kaisers oder Dairi, der ehedem alleiniger Regent war, ist gegenwärtig bloß auf Angelegenheiten der Religion und des Kirchenwesens beschränkt, wobei ihm in der Meinung der Gläubigen fast göttliche Ehre erwiesen wird. Aber Se. Japanische Heiligkeit muß dieselbe theuer erkaufen; denn der Dairi wird für so erhaben geachtet, daß er von keinen andern, als den zu seiner Bedienung verordneten Personen, am wenigsten von einer fremden Mannsperson, gesehen werden darf. Daher kommt er selten aus seinen Zimmern und lebt dort wie ein Gefangener. Will er einmal im Garten frische Luft schöpfen, so wird er von vertrauten, dazu bestell-

*) Diese Kronländer werden nicht von Fürsten, sondern durch Gouverneure regiert.

ten Trägern auf den Schultern dorthin getragen; zuvor aber wird ein Zeichen gegeben, daß Jedermann sich entfernen soll. Er wird geboren, lebt und stirbt in dem Bezirke seines Hofes, findet und genießt alle Vergnügungen innerhalb desselben, und kommt in seinem ganzen Leben nicht heraus. Seine Haare, Nägel und sein Bart dürfen nicht am Tage gereiniget oder beschnitten werden, sondern dieß muß heimlich des Nachts, wenn er schläft, geschehen; ohne Zweifel, weil des Nachts die heilige Seele abwesend und nur der irdische Leichnam zurückgeblieben ist. Er speiset jedesmal von neuen Tellern und Schüsseln, welche nachher zerbrochen werden, damit sie nicht von andern entheiliget werden. Auch zieht er täglich ein neues Kleid an. Der ganze Hof, an welchem viel Pracht herrscht, besteht nur aus Mitgliedern seiner Familie. Er hat zwölf Gemahlinnen und residirt zu Miakko in einem prächtigen Pallast mit vielen Thürmen. An seinem Hofe befindet sich auch die einzige Akademie der Wissenschaften in Japan. Zu seinen vorzüglichsten Gerechtsamen gehört die Macht, vornehme und heilige Titel auszutheilen. Selbst der Kubo und der Kronprinz nehmen Titel von seiner Gnade an. — Der Kubo läßt ihm auch jährlich durch Gesandtschaften seine Achtung bezeigen und Geschenke überreichen.

Das Merkwürdigste, was uns die Reisenden von den innern Staatseinrichtungen melden, bezieht sich auf die strenge Polizei und die Vorsorge, die öffentliche Ruhe und Sicherheit zu erhalten. Jede Stadt hat vier Bürgermeister, welche in jeder Straße einen Commissär haben, dessen Amt eine genaue Controlle Alles dessen, was in der Straße geschieht, erfordert. Er berichtet über Geburten, Sterbefälle, Quartierveränderungen, Abreisen ꝛc. an die Bürgermeister. Merkwürdig ist, daß er von den Einwohnern einer Straße selbst gewählt und auch aus ihrer

Kasse besoldet wird. Eine Menge Spione setzen ihn in den Stand Alles zu erfahren, was in seinem Bezirk vorfällt. Nicht bloß die Städte haben alle Thore, sondern jede Straße hat ein eigenes Thor, welches Nachts gesperrt wird. — Die Feueranstalten sollen musterhaft seyn.

Jeder Beamte muß beim Antritt seines Amtes einen schweren Eid ablegen, daß er es mit Treue und Redlichkeit verwalten wolle. Die Gesetze sind strenge und jede Uebertretung wird ohne Ansehn der Person bestraft. Es sollen daher auch wenige Verbrecher in Japan gefunden werden. Die meisten Verbrechen werden mit dem Tode gestraft, nicht nach dem Maße der That, sondern weil jede Uebertretung des Gesetzes für gleich strafwürdig gehalten wird. Geldstrafen, sagen die Japaner, streiten gegen die Vernunft, indem der Reiche dabei begünstigt ist. In den Städten werden oft die Bewohner einer ganzen Straße um eines einzigen Verbrechers willen gestraft, weil Jeder verpflichtet ist, für die Verhütung einer unerlaubten That zu wachen. Aus eben diesem Grunde ist der Herr für das Betragen seines Knechts und sind die Aeltern für die Aufführung ihrer Kinder verantwortlich.

Die Urtheile der Richter in bürgerlichen Streitigkeiten werden, wie der Pater Charlevoix bemerkt, mit großer Unterwürfigkeit angenommen; nicht immer aber ist es so mit den Todesurtheilen. Es ist selbst nicht leicht, sagt der genannte Jesuit, sich eines Verbrechers zu bemächtigen, welcher Zeit gehabt hat, seine Maßregeln zu nehmen. Oft wird viel Blut vergossen, ehe man einen Menschen ergreift, der sich zu vertheidigen entschlossen ist. Da er aber Gefahr läuft, in seinem Hause lebendig mit seiner ganzen Familie verbrannt zu werden, und alle die Seinigen mit sich ins Verderben zu stürzen; da überdieß die öffentliche Meinung eine zu große Liebe zum Leben, welche ein sol-

cher Widerstand verrathen würde, mit Schande belegt: so pflegt ein Japaner, der Ehrgefühl hat, das Auskunftsmittel zu wählen, daß er sich selbst den Bauch aufschneidet, wenn er zum Tode verurtheilt ist, und nicht von der Hand des Henkers sterben will. Bisweilen wird auch der Befehl zu einem solchen Selbstmorde den Vornehmen vor den Fürsten zugeschickt, wenn man ihr Staatsverbrechen nicht mit der letzten Strenge ahnden will. Bei solchen Entleibungen werden von dem zum Tode entschlossenen Japaner oft schöne Reden an seine Familie gehalten. Ein solcher Tod hat alsdann auch nichts Schimpfliches und versöhnt jede That.

Die Abgaben müssen sehr groß seyn, denn bloß von den Landgütern und Aeckern betragen sie oft über die Hälfte, bisweilen zwei Drittheil des Ertrags.

Thunberg versichert, daß im Allgemeinen in Japan, sowohl die oberste Regierung, als die übrigen Beamten und öffentlichen Staatsdiener oder Banjos mehr als in den meisten andern Ländern auf das Wohl des Staates, auf die Erhaltung der Ordnung und auf Sicherstellung der Unterthanen und ihres Eigenthums bedacht sind.

12.

Topographische Beschreibung.

Die Missionare haben sich mehr um die Sitten der Einwohner, und um die Fortschritte des Christenthums, als um die Topographie des Landes bekümmert. In neuern Zeiten, da Japan den Europäern fast verschlossen wurde, haben die Reisenden, welche die Holländischen Gesandtschaften an den Kaiser begleiteten, keinen Theil des

Reiches betreten dürfen, der außer dem Wege von Nangasaki nach der Hauptstadt liegt. Daher kennen wir auch, außer den Küsten wenig mehr als die Städte, welche auf diesem Wege angetroffen werden. Wir wollen in unserer topographischen Beschreibung die merkwürdigsten Orte anführen, dabei von der größten Insel anfangen und mit einer kurzen Notiz von den kleinen Eilanden schließen.

I. Nipon oder Nifon, die größte der Japanischen Inseln liegt zwischen 33° 20′ und 41° 30′ N. Br. und zwischen 131° und 142° 20′ O. L. von Greenwich. Eine Bergkette durchzieht dieselbe von Südwest nach Nordost. Die größere südöstliche Hälfte hat meistens fruchtbares Getraideland; unfruchtbar ist dagegen die kleinere Nordwestliche Hälfte.

Jedo, die Hauptstadt des ganzen Reiches, Residenz des Kubo und die erste unter den fünf kaiserlichen freien Handelsstädten liegt 35° 52′ N. Br. nach Kämpfer und etwa 139° O. L. von Greenwich, nach Krusenstern's Charte, an einem Meerbusen, dessen Küsten die Provinzen Musasi, worin Jedo liegt, Camacury, Idsu, Kudsu und Awa bilden. In der Nähe der Hauptstadt ist der Golf sumpfig und kann nur von kleineren Fahrzeugen befahren werden. Die Stadt ist sehr groß und soll nicht weniger als 21 Stunden im Umfange haben, ihre Breite wird zu 5 und ihre Länge zu 7 Stunden angegeben. Ein ansehnlicher Fluß durchströmt diese große Hauptstadt und versorgt nicht nur die Gräben des Schlosses, sondern auch verschiedene Kanäle mit Wasser. Die Stadt ist mit keinen Wällen oder anderen Befestigungen umgeben, welche überhaupt bei den Japanischen Städten nicht gefunden werden; nur einige Gräben sind um und durch die Stadt gezogen, und mehr um die Mittel zum Löschen zu vervielfältigen, als der Vertheidigung wegen. Die Feuersbrünste sind hier sehr häufig, trotz der guten Anstalten der Polizei; denn da die Häuser aus Tannenholz und dünnen Lehmwänden gemacht, im Innern die Zimmer mit papiernen Schirmen abgetheilt, mit Fenstern von Papier versehen, der Boden mit feinen Binsen-

matten belegt und die Dächer mit Tannenschindeln gedeckt sind: so läßt sich begreifen, daß alle Vorsicht nicht hinreicht, diese Häuser, die gleichsam aus Zunder bestehen, gegen das Feuer zu schützen. Im Jahre 1703 brannten nicht weniger als 100,000 Häuser ab, woraus man auf den Umfang der Stadt schließen kann, besonders wenn es wahr ist, daß noch 50,000 Häuser vor der Wuth der Flammen gerettet wurden. Da die Familien aller Fürsten in Jeddo leben müssen, und diese selbst sich 6 Monate in der Hauptstadt aufhalten, auch sich überdieß eine Menge geistlicher sowohl, als weltlicher Personen aus dem ganzen Reiche hier zusammen drängen, und der Hof selbst zu seinem Staate eine unzählige Menge von Beamten um sich her versammelt: so ist es glaublich, daß die Stadt sehr volkreich und belebt seyn müsse, wenn auch die Angabe der Reisenden, die sich auf die Aussage der prahlerischen Japaner verlassen mußten, ein wenig übertrieben seyn sollte. Die Stadt ist weder regelmäßig noch schön, denn Häuser, die nur ein oder wenigstens zwei Stock hoch sind, können keinen imposanten Anblick gewähren. Selbst die Palläste, deren es eine große Anzahl gibt, sind keine architektonischen Meisterstücke, und mehr durch die innere Verzierung mit lackirten Treppen und kostbaren Tapeten, als durch ihr äußers Ansehn merkwürdig. Die vielen Klöster und Wohnungen der Priester unterscheiden sich nur durch die angenehme Lage von andern Häusern. Die kaiserliche Burg liegt im nördlichen Theile der Stadt und ist als eine eigene Stadt anzusehen; denn sie hat 5 Stunden im Umfange und umschließt nicht nur die eigentliche Wohnung des Kaisers, sondern auch die Palläste der fürstlichen Familien. — Die Burg bestehet aus einer Vorburg, einer großen Festung, in welcher der Kaiser residirt, zwei befestigten Nebenschlössern und einigen großen Lustgärten. Die erste und äußerste Burg ist mit Wällen, ausgemauerten Gräben und Thoren, und mit einer ansehnlichen Wache versehen. Beim Eingange in diese Burg geht man über eine große, mit messingnen Knöpfen versehene Brücke, unter welcher ein breiter, mit vielen Fahrzeugen angefüllter Strom fließt. In dieser äußeren Burg befinden sich die Palläste der Fürsten, nebst mehrern Wachthäusern. — In der zweiten oder inneren Burg liegt die kaiserliche Residenz auf einem Hügel und ist mit gemauerten Gräben

und thurmförmigen Wachthäusern umgeben. Ein über die andern Gebäude hervorragender viereckiger weißer Thurm, mit vielen Stockwerken, Prunkdächern und Zierathen versehen, giebt der Residenz ein prachtvolles Ansehen; außerdem sind alle Gebäude mit kostbaren Chinesischen, an den Ecken mit Drachenköpfen prunkenden, Dächern geschmückt. Das Wohngebäude des Kaisers hat nur ein Stockwerk, das aber ziemlich hoch ist. Auch die Zimmer des Kaisers sind durch bewegliche Schirme abgetheilt und können nach Belieben größer oder kleiner gemacht werden. Die Decken, Balken und Säulen sind von Zedern- oder Kampherholz und lackirt oder vergoldet. Die Schirme oder Wände sind gemalt und gleichfalls vergoldet. Der Fußboden ist mit weißen, feinen, am Rande mit Goldbändern eingefaßten Matten belegt. Das Audienzzimmer besteht aus drei Abtheilungen, von denen eine immer eine Stufe höher als die andere ist. Zur Rechten dieses Zimmers ist ein Saal, dessen Boden mit tausend Matten belegt ist, daher er der Tausendmattensaal heißt. Er soll 3000 Ellen lang und 1500 Ellen breit seyn, und ist der Versammlungsort der Fürsten und höchsten Staatspersonen.

Miako oder Kio, ungefähr in der Mitte der Insel, ist die Residenz des geistlichen Kaisers und eine der größten und ansehnlichsten Städte des Reichs, die daher auch nur schlechtweg die Stadt heißt; denn Miako bedeutet eine Stadt. Der Dairi wohnt in einem eigenen abgesonderten Theil, der für sich als eine Stadt angesehen werden kann, und selbst den Japanern, um so viel mehr den Europäern unzugänglich ist. Die Reisenden beschreiben eine Menge prachtvoller Tempel und Klöster. Das kaiserliche Kloster Tschugannin oder Tsuwoin, hat 28 Tempel in seinem Umfange und ist mit schönen Gärten versehen. In einem der Tempel, der übrigens, wie sie alle von Holz *) erbaut war, ruhte das Dach auf 56 runden, fast zwei Klafter dicken hölzernen Säulen. — Den Tempel Gibon oder Blumentempel umgeben einige 30 Kapellen. — Der große Tempel Kiamitz oder Kiomitz hat einen hohen Thurm von sieben Dächern und be-

*) Die häufigen Erdbeben erlauben es nicht, in Japan steinerne Gebäude aufzuführen.

wahrt in seinem Innern eine Menge Bilder und Götzen. — Ein dem Buddha geweihter Tempel, Daibuts-Tempel, ist mit Marmor gepflastert. Das Bild des Gottes im Innern des Tempels ist von ungeheuerer Größe; die Japaner versichern, daß allein in seiner Hand sechs Personen ganz bequem nach Landessitte sitzen können *). — In dem Quanwontempel hat der Götze 36 Arme und ist von 16 Heiligen oder Helden umgeben.

Miako ist der Stapelplatz aller Künste, Manufacturen und des Handels von Japan. Auch befindet sich hier die kaiserliche Münze. Man raffinirt Kupfer, webt die kostbarsten Gold- und Silberstoffe, verfertiget künstliches Schnitzwerk, musikalische Instrumente, Gemälde, lackirte Waaren, Goldarbeiten, Stahlwaaren, Säbelklingen, Kleidungsstücke, Galanteriewaaren, Puppen und allerhand Spielwerk. Auch findet man hier die besten Färbereien und mehrere Buchdruckereien. Da der Hof die Gelehrten um sich her versammelt, so ist hier auch der Verein der Japanischen Wissenschaften. Die Anzahl der Einwohner soll sich über eine Million belaufen.

Muru, eine ansehnliche Stadt, mit einem sichern Haven an dem Canal zwischen Nipon und Sikokf.

Osakka, eine kaiserliche Stadt an dem Flusse Jedogewa, der aus dem See Oitz kommt, liegt nach Kämpfer unter 34° 50′ N. Br. in einem fruchtbaren Felde und an einem schiffbaren Meerbusen. Die Stadt ist mit Canälen durchschnitten und diese sind mit mehr als 100 schönen Brücken bedeckt. Die Japaner geben die Bevölkerung auf 80,000 waffenfähige Männer an; man weiß aber, daß sie gern prahlen. An der Nordostseite liegt eine Festung, die eine Stunde im Umfange beträgt.

Sürunge oder Syrinpa, eine kaiserliche Stadt in der gleichnamigen Provinz, an einem Meerbusen, der von dem Golf bei Jedo durch die Halbinsel Idsu getrennt wird.

*) Die Japaner sitzen auf ihren Fersen, in einer, dem Europäer sehr unbequemen Stellung.

Simonoseki, unter 34° N. Br., an einem berühmten Seehaven, die westlichste Stadt in Nipon, der Insel Kiusiu gegen über.

II. Die Insel Kiusiu oder Ximo ist 48 teutsche Meilen lang und 40 bis 50 Meilen breit; im Südwesten derselben befindet sich eine große Bai, an welcher

Nangasaki oder Nagasaki, eine der fünf großen Reichsstädte. Der Eingang des Havens von Nangasaki liegt, nach der genauen Bestimmung des Herrn von Krusenstern in 32° 43′ 45″ N. Br. und 230° 15′ 00″ W. L. von Greenwich, in der Mitte der Bai Kiusiu, welche durch Cap Nomo in Süden und Cap Seurote in Norden gebildet wird. Nangasaki ist von sehr hohen Bergen umringt. Im ganzen Japanischen Reich ist dieser Haven allein den fremden Nationen zugänglich, und wenn Schiffe an andere Küsten wegen Schiffbruch oder Sturm verschlagen werden, so müssen sie, so bald als möglich, und oft mit großen Kosten, die jedoch Se Japanische Majestät trägt, hierher gebracht werden. — Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und zählt 62 Tempel, unter denen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind enge, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorstädte verwiesen und dort wie Gefangene bewacht; die Holländer auf der Insel oder Klippe Desima, die Chinesen auf Jakujin am südlichen Ende der Stadt. Der südliche Theil von Nangasaki, Mariam oder Kasjimats, d. i. Mädchenstadt genannt, besteht in mehreren Gassen und hat die schönsten Häuser, die sämmtlich von Unternehmern der öffentlichen Lusthäuser bewohnt werden. Ihre Anstalt wird nach der in Miako für die berühmteste gehalten. Die Stadt wird von zwei Gouverneuren regiert, und ist des Handels wegen sehr lebhaft; doch sollen hier die schlechtesten und zugleich theuersten Waaren vorhanden seyn, wie sie für den Ausländer gut genug seyn müssen.

Sango, die Hauptstadt des Fürsten von Fisen, ist groß und volkreich Das hiesige Porzellan ist berühmt; der Boden in der umliegenden Gegend fruchtbar. Dem Fürsten sollen 10,000 Dörfer gehören.

III. Die Insel Sikokf oder Tikoke ist den Europäern fast gänzlich unbekannt. Die Hauptstadt soll Awa heißen. Der Graf Benjowsky lief in den Haven Tusa auf der Insel Sikokf ein, mußte sich aber bald wieder entfernen, da er hier nicht landen durfte.

IV. Unter den kleinen unzählbaren Inseln bemerken wir nur die Gotto-Inseln, die Insel Firando, mit dem Titel eines Königreichs, und die Inseln Iki, Oki, Sado und Awadsi, die insgesammt wenig bekannt sind.

Asien.

Achtzehnte Abtheilung.

Beschreibung

der

einzelnen Länder.

E. Ost-Asien.

Insel Jesso. Halbinsel Sagalien. Litteratur zur Kunde von Asien.

Ost-Asien.

Insel Jesso und Halbinsel Sagalien.

Die Ostküste von Asien mit den ihr gegen über liegenden Inseln, ist erst in neuern Zeiten den Europäern näher bekannt geworden. Der unglückliche La Perouse, der Engländer Broughton und der erste Russische Weltumsegler Herr von Krusenstern, haben sich um die Geographie dieser entfernten Weltgegenden verdient gemacht und das Dunkel aufgehellt, das sie bisher verhüllte. Am äußersten Ende der alten Welt, von einem stürmischen Nebelmeer umflossen und zum Theil unbewohnt, waren diese Länder von dem kultivirten Theil der Erde entfernter und in einem höheren Grade abgeschnitten, als Neuholland, dessen nördliche Küsten den reichen Gewürzinseln so nahe liegen. Es gehörte der Muth enthusiastisch den Wissenschaften ergebener, Seefahrer, es gehörte eine, die neuere Zeit auszeichnende, liberale Gesinnung der Regierungen, welche auch im Gebiete der Wissenschaften Eroberungen machen wollten, es gehörte ein hellsehendes Zeitalter dazu, Unternehmungen zu begünstigen, die keinen andern Zweck hatten, als die Erdkunde zu bereichern.

Die Existenz der Insel Jesso, des Landes Sagalien und der südlichen Kurilen, war zwar den Europäern schon seit dem 17ten Jahrhundert bekannt; der Jesuit Hieronymus de Angelis, oder Père des Anges,

wie ihn die Franzosen nennen, war der erste Europäer, welcher im Jahre 1620 nach Jesso kam. Drei und zwanzig Jahr später, besuchten die Holländer, unter Vries, gleichfalls die Küsten der Insel; aber es fehlte viel, daß die Gränzen dieser Länder, ihre astronomische Lage, ja selbst der Zusammenhang der sie umgebenden Meere mit einiger Zuverlässigkeit hätte angegeben werden können. Erst den eben genannten Männern, die den drei gegenwärtig mächtigsten Nationen Europa's angehören, ist es gelungen, die Straßen zwischen Jesso und Sagalien zu befahren und die Gränzen der sogenannten Tatarischen Meerenge dergestalt zu bestimmen, daß dieselbe ein großer Golf sey und keinen Ausfluß in das Ochotskoi'sche Meer habe. Das Innere jener Länder, ist dessen ungeachtet noch völlige terra incognita. Ein kurzer Ueberblick der Entdeckungsgeschichte, wird hier nicht am unrechten Orte stehen.

Im Jahre 1643 *) gab die Holländisch-Ostindische Compagnie den Befehl, daß von Indien aus zwei Schiffe nach Norden gesandt werden sollten, um die Straße von Japan nordwärts zu untersuchen, und selbst bis nach Nord-Amerika vorzudringen, um dort einen Durchgang zu suchen. In Folge dieses Befehls segelte das Schiff Castricum unter Commando des Capitain Vries und das Schiff Breskes unter dem Capitain Sharp von der Insel Ternate ab. Beide Schiffe wurden an der Ostküste von Japan durch einen Sturm bald getrennt **). Der Breskes segelte durch die Straße Sangar, welche die Insel Jesso von Nipon trennt. Dieß soll unter 41° 50′ N. Br. und 148° 0′ O. L. von

*) S. Forsters Reisen nach dem Norden.

**) S. Entdeckungen der Russen, herausgegeben von Müller, Th. I. S. 362.

Greenwich geschehen seyn. Die Breite stimmt mit der Angabe Broughton's, der gleichfalls durch diese Straße segelte, ziemlich überein; in der Länge aber findet ein Unterschied von 8° statt, indem sowohl nach den Beobachtungen des genannten Engländers, als auch nach jenen des Herrn von Krusenstern, der westliche Eingang der Straße bei 140° O. L. von Greenwich liegt und die ganze Länge der Straße noch nicht zwei Grade beträgt. Der Capitain Scharp schätzte also ihre Lage um mehr als 90 teutsche Meilen zu weit östlich. In der Höhe von 43° 4′ N. Br. 43° 45′ ferner 44° 4′ und 44° 12′ sahen die Holländer zu verschiedenen Malen Land. Das andere Schiff Castricum, segelte gleichfalls an der südöstlichen Küste van Jesso, und fuhr, zwischen den südlichen Kurilen, durch die, nach dem Commandanten sogenannte, Briesstraße. Auch Sagalien wurde vom Capitain Vries besucht, und namentlich entdeckte er die Bai Aniwa und den Golf Patience. Die Holländer schlossen aus diesen Reisen, daß die verschiedenen Küsten einem zusammenhängenden Lande angehören müßten. Die Russen kamen unter Spangberg 1739 nach Jesso und bereicherten die Geographie dieser Gegenden, gaben aber auch, so wie später Laxman (im Jahre 1792), durch die Nachrichten, die von den Japanern erhalten waren, zu neuen Irrthümern Anlaß. Es scheint nämlich, daß die verschiedenen Namen, die sie von den Eingebornen und Japanern erfuhren, die Idee erzeugten, als wären hier verschiedene Inseln zu finden. Japanische Charten, die man sich zu verschaffen wußte, gaben dieser Idee neue Nahrung und so entstanden aus der einzigen Insel Jesso die verschiedenen Inseln Matsumai, Chica, Karafuto, Atkis u. s. w. Bei dem Schwankenden der älteren Angaben, kann man sich nicht darüber wundern, daß jeder, der eine Beschreibung dieser Weltgegend oder eine Charte derselben liefern wollte, nach

eigenem Gutdünken hier Inseln und Meerengen schuf. Man darf nur die älteren Charten ansehen, um sich davon zu überzeugen. Noch auf der Charte zu Cooke dritter Reise besteht Jesso aus mehreren Inseln, welche durch die eingebildete Straße Tesso von dem festen Lande getrennt werden; aber diese Straße öffnet sich das Meer, und Sagalien liegt weit entfernt von Jesso hoch im Norden. Daher bemerkt der treffliche Buache von dem Lande Jesso, es sey von Osten nach Süden transportirt, dann nach Westen und endlich nach Norden versetzt worden. Nicht besser gieng es mit Sagalien, und noch in neueren Werken, selbst, nachdem die Reisen von La Perouse und Broughton bekannt geworden sind, haben die Geographen von ihren alten Irrthümern nicht lassen wollen. So wird in einem, im Jahre 1810 gedruckten, geographischen Buche *), Sagalien noch als eine Insel angeführt, da doch aus Broughton's Reise, die bereits im Jahre 1805 ins Teutsche übersetzt wurde, es hätte hinlänglich bekannt seyn können, daß das sogenannte Tatarische **) Meer, das Sagalien von dem Lande der Tungusen oder Mantschu trennt, nur ein Busen und kein Canal sey; denn Broughton's Untersuchungen haben es unläugbar bewiesen, daß hier kein Ausgang ins Ochotzkische Meer, den schon La Perouse vergebens suchte, zu finden ist. Um nicht zu neuen Irrthümern Anlaß zu geben, wollen wir genau die Küsten angeben, welche in neueren Zeiten befahren wurden.

La Perouse segelte im Jahre 1787 durch die Straße

*) Zimmermann's Taschenbuch der Reisen.

**) Es wohnen keine Tataren, sondern Mantschu, ein von dem Tatarischen durchaus verschiedener Menschenstamm, an der Ostküste von Asien, daher der Name sehr unschicklich ist; wir schlagen dafür die Benennung: Tungusischer Meerbusen vor.

von Korea, hielt sich an der Küste dieser Halbinsel fast bis 38° N. Br., richtete dann seinen Lauf gegen die Südwest-Spitze von Nipon *), entdeckte die kleine Insel Dagelet, sah Cap Noto, welches ungefähr in der Mitte von Nipon, auf der dem festen Lande zugekehrten, noch ziemlich unbekannten Küste, liegt. Von hier nahm La Perouse seinen Lauf nach Nordwest und erreichte das feste Land an der Gränze zwischen Korea und dem Lande der Mantschu; er folgte dem Laufe der Küste bis zu 47° 40′ N. Br., steuerte dann gegen Süd-Ost, erreichte den südlichen Theil von Sagalien, in 47° 49′, verfolgte die westliche Küste dieser Halbinsel, die damals noch für eine Insel gehalten wurde, bis zu 51° 54′, und ließ durch Herrn von Baujuas, einen Officier seiner Escadre, den Ausgang aus dem Tatarischen Meer untersuchen. Baujuas fand hier nur Sandbänke und konnte nicht weiter vordringen; daher hielt es La Perouse für wahrscheinlich, daß kein Ausgang ins Ochotzk'sche Meer existire; wenigstens hatte er sich überzeugt, daß er von größeren Schiffen nicht befahren werden könne **). Hierauf gieng er südlich an der Küste der Mantschurei, landete in der Bai Castries, deren Bewohner sich Orotchys nennen und vom Lachsfang leben, steuerte dann gegen die Südspitze von Sagalien, entdeckte die Straße zwischen Jesso und Sagalien, die jetzt mit Recht seinen Namen führt. Nachdem er die Bai Aniwa im Süden von Sagalien berührt hatte, segelte er in nordöstlicher Richtung gegen die Kurilen, zwischen welche er

*) Der Capitain King, der Nachfolger des großen Cook hatte die Nordspitze, Cap Nabo oder Nambu niedergelegt und die Ostküste von Japan befahren.

**) „Mit der Zeit, sagt La Perouse, wird ohne Zweifel die Bank sich über das Meer erheben und Sagalien mit dem festen Lande verbinden.“

nach die Straße der Bussole, zwischen Compagnie-Eiland und Marican, nach der Halbinsel Kamtschatka segelte.

Der Engländer Broughton beschiffte die ganze östliche Küste des festen Landes von Asien, vom Haven Tschosan in Korea bis 52° 2′ N. Br., wo er die Verbindung der Mantschurei mit Sagalien außer Zweifel setzte, indem er hier eine geschlossene Bai im Norden des Tungusischen Meerbusens fand. Sodann steuerte er südlich längs der ganzen Westküste von Sagalien und dem größten Theil der Westküste von Jesso, gieng durch die Straße Sangar, zwischen Nipon und Jesso, fuhr um die Spitze Esane oder Esarnie, untersuchte die Vulkansbai an der Südküste von Jesso, dublirte die Südostspitze dieser Insel, und segelte längs der Südostküste derselben bis zu den Kurilen, zwischen welchen *) er durchgieng, und an der Nordseite derselben bis nach Merikan kam, von wo er durch den Canal der Boussole nach der Ostküste von Japan zurückkehrte **).

Durch Herrn von Krusenstern ist endlich die Kunde dieser Gegenden in ihren äußeren Umrissen vollendet worden. Er gieng von Nangasaki in Japan durch die Straße von Korea, schiffte mitten durch das Japanische Meer, weil er, der eifersüchtigen Politik der Japaner wegen, seinen Plan, die nördliche und westliche Küste von Nipon zu untersuchen, aufgeben mußte, berührte jedoch im 39° 40′ diese Küste und legte den größten Theil derselben, bis zum Eingange der Straße von Sangar, in

*) Wahrscheinlich zwischen Kunachir und Tschikotan.

**) Wir haben hier der Kürze wegen, nur die Küsten angezeigt, die Broughton besuchte, ohne seinen Cours der Ordnung nach zu verfolgen; denn er war zweimal an der Südküste von Jesso.

seinen Charten nieder. Hierauf segelte er längs der ganzen westlichen Küste von Jesso, die er genauer als Broughton untersuchte, gieng durch die Straße La Perouse, zur Aniwa-Bai, nahm dieselbe auf, umschiffte das Cap Aniwa, verfolgte in nördlicher Richtung die Ostküste von Sagalien bis zur Patience-Bai und gieng von hier mitten durch die Kurilen nach Kamtschatka. Er kehrte bald wieder nach Sagalien zurück und verfolgte von der Ostspitze der Patience-Bai, nördlich hinaufsegelnd, die Ostseite von Sagalien, die er bis zur Nordspitze, Cap Elisabeth, niederlegte. Herr von Krusenstern umschiffte dieses Cap, fand an der Nordseite von Sagalien eine ansehnliche Bai, die Nord-Bai, deren westliche, gegen das feste Land zu liegende, Spitze er Cap Maria *) nannte. Hierauf untersuchte er die westliche Küste des nördlichen Theils von Sagalien bis 53° 26′ N. Br., wo er zwischen der Küste von Asien und Sagalien süßes Wasser fand, welches wahrscheinlich durch den Ausfluß des Amur, der sich hier ins Meer ergießen soll, verursacht wird. Zwischen diesem Theil von Sagalien (nämlich 53° 26′, bis wohin Herr von Krusenstern von Norden nach Süden vordrang,) und der nördlichen Küste des Tatarischen Meeres, die Broughton bei 52° 2′ entdeckte, findet also ein Raum von etwa 25 geographischen Meilen statt, in welchem die Landenge liegt, welche Sagalien mit dem festen Lande verbindet. Die Breite dieser Landenge läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, weil der Ausfluß des Amur nicht bekannt, wenigstens nicht astronomisch bestimmt ist.

Da wir voraussetzen können, daß die Reise des Hrn. von Krusenstern in Jedermanns Händen, oder doch

*) Cap Elisabeth und Cap Maria erhielten diese Namen zur Ehre der beiden Kaiserinnen von Rußland.

leicht zu haben ist, so laden wir unsere Leser ein, die Charte zur Hand zu nehmen, die der 2ten Abtheilung des 2ten Bandes derselben in der Berliner Ausgabe beigefügt ist, und damit unsere Skizze der Entdeckungsgeschichte dieser Länder zu vergleichen. Sie werden dadurch in Stand gesetzt seyn, sich einen deutlichen Begriff von dem Umfange unserer Kenntniß einer wenig bekannten Himmelsgegend zu machen. Wir wollen jetzt in Kürze, die wir uns zum Gesetz machen müssen, die Länder und ihre Bewohner, nach La Perouse, Broughton und Krusenstern zu charakterisiren versuchen.

I. Die Insel Jesso liegt zwischen 41° 25′ und 45° 30′ N. Br. und 139° 30′ und 147° O. L. von Greenwich *). Sie wird im Süden durch die Meerenge von Sangar, von Nipon; durch die Straße La Perouse im Norden von Sagalien, und durch eine andere Straße, (die wir in Ermangelung eines anderen Namens Broughton-Straße nennen wollen, weil dieser Seefahrer sie befuhr,) von der südlichsten Insel der Kurilen getrennt. Westlich begränzt das Japanische, nordöstlich das Sagalische Meer, und südöstlich der große Ocean die Insel Jesso. Sie ist von Westen nach Osten etwa 100 geographische Meilen lang und in der Richtung von der Nordwestspitze, Cap Romanzoff, bis zur Südostspitze, etwa 60 solcher Meilen breit. Die Insel hat wegen mehrerer Golfe, die sich zum Theil tief ins Land hinein erstrecken, eine sehr unregelmäßige Form; **) daher

*) Obige Angabe ist auf Krusenstern's Charte gestützt. Broughton setzt die Insel zwischen 41° 49′ und 44° 30′ N. Br. und von 140° 30′ bis 146° 22′ O. L.

**) Die angeführte, aus dem Krusenstern'schen Atlas von Sotzmann reduzirte Charte, gibt kein ganz treues Bild der Insel, weil die Mercatorsche Projection mit wachsenden Breitengraden beibehalten ist; eine Projection, die bekannt-

auch die Schätzung ihres Flächengehaltes schwierig ist; doch glauben wir keinen sehr großen Irrthum zu begehen, wenn wir solchen auf 2500 Quadratmeilen annehmen.

Jesso ist von hohen, zum Theil Schneegebirgen, wie es scheint nach verschiedenen Richtungen durchzogen; auch haben die Seefahrer verschiedene Vulkane auf derselben bemerkt. An der Südküste, die von Broughton beschifft wurde, fanden die Engländer in der Vulkansbai, drei Vulkane.

Das Land erhebt sich hier von dem Ufer an allmählich in verschiedenen Terrassen, die mit Holz besetzt sind, bis zu einer beträchtlichen Höhe und gewährt eine gefällige Ansicht *). Hier liegt der von den Eingebornen sogenannte Haven Endermo, 42° 33′ 11″ N. Br.; 140° 50′ 32″ O. L. von Greenwich **), der einen vollkommenen Schutz gegen alle Winde gewährt. Der Boden ist gut und die Vegetation üppig. Broughton versichert, er hätte wenig Länder gesehen, die einen schöneren Anblick gewährten, als die nördliche Seite der Vulkans-Bai. In den Wäldern gibt es Ulmen, Eichen, Aeschen, Birken, Buchen, Linden und überhaupt die meisten in Europa wildwachsenden Bäume ***). Von Säugethieren, sahen die Engländer nur Pferde, Hunde, Hirsche, Bären, Füchse und Kaninchen; die Kleidungen der Ein-

lich für Seefahrer bequemer ist, aber der bildlichen Ansicht gewöhnlicher Leser weniger zu Hülfe kommt.

*) S. Broughton's Reise übersetzt von Ehrmann. S. 84.

**) Broughton a. a. O. In einer andern Stelle der Reisebeschreibung gibt Broughton die geographische Lage von Endermo folgendermaßen an: 42° 19′ 29″ N. Br. und 141° 7′ 36″ O. L.

***) An den Küsten des Tungusenlandes fand La Perouse eine ähnliche Vegetation.

gebornen aber schienen zu beweisen, daß dem Lande auch verschiedene andere Arten von Pelzwerk nicht fehlen. Von Vögelarten bemerkten sie: Adler, Krähen, Tauben, wilde Gänse, Enten, Seeraben, Reiher, Strandläufer, Sandpfeifer, (Tringa hypoleucos) Rothgänse ꝛc. Von Fischen werden mehrere Arten anführt, vornämlich Wallfische, Schildkröten, Meerschweine, Stockfische, Schwerdfische, Sonnenfische, (Zeus faber) Seesterne und viele Arten von Schalfischen.

Die Einwohner in der Gegend der Vulkans-Bai, welche ihr Land Insu nennen, scheinen eines Stammes mit den Bewohnern der Kurilen und von Sagalien zu seyn. Broughton gibt von ihnen folgende Beschreibung: „Die Männer sind klein, und haben etwas auswärts gebogene Beine. Die Arme sind verhältnißmäßig kurz. Ein dicker, großer gekräuselter Bart bedeckt den größten Theil des Gesichts. Die Kopfhaare sind ungemein buschig, vorn an der Stirne und unter den Ohren kurz, hinten aber gerade geschnitten. Ihre Körper waren fast ganz mit langen schwarzen Haaren bedeckt, und dieß war selbst der Fall bei einigen kleinen Kindern, welche die Engländer sahen *). Die Weiber hatten ihr Haar rund um den Kopf her abgeschnitten, doch trugen sie es noch viel länger als die Männer. Oberhände und Stirne waren tatowirt, und dieß waren sie auch um den Mund herum. Um den Hals hatten sie Glaskorallen und anderen Schmuck gebunden. Die Kleidung der Männer besteht in einem weiten, aus der inneren Rinde des Lindenbaumes gemachten Rocke, der bis auf die Knie herabreicht und in der Mitte durch einen Gürtel zusammen gehalten wird, in welchem sie eine Tabaksdose, eine Pfeife

*) S. Broughton a. a. O. S. 102. Wir werden weiter unten noch einmal auf das Behaartseyn der Einwohner zurück kommen.

und ein Messer stecken haben. Einige von ihnen trugen silberne Ringe mit herabhängenden Korallen in den Ohren. Bei heißer Witterung tragen sie nur ein Stück Leinwand um die Hüften gebunden. Die Kleidung der Weiber ist nicht sehr von der der Männer verschieden, ihre Röcke gehen bloß länger herunter, nämlich bis auf die Mitte der Beine. Einige sind aus Seekalb- oder Hirschhäuten gemacht und mit blauem Tuch verziert. Die Gesichtszüge der Weiber sind angenehm, aber sie werden sehr durch die Art, wie sie ihr Haar tragen, entstellt. Ihr Betragen ist bescheiden, zurückhaltend und ihrem Geschlechte anständig. Die Kinder gehen völlig nackend. Die Männer grüssen auf die demüthigste Weise, indem sie sich mit kreuzweise über einander geschlagenen Beinen auf die Erde setzen, ihre Hände ausstrecken, dann ihre Bärte damit streichen und sich fast bis zur Erde bücken.

Ihre Häuser sind von Holz gebaut, und die Wände sowohl. als das Dach, von Rohr gemacht. In der Mitte befindet sich die Feuerstelle, und an jeder Ecke der Decke sind kleine Oeffnungen angebracht, um den Rauch auszuführen. Ueber der Feuerstelle sind kupferne Pfannen, um darin zu kochen, aufgehängt, und ein kleines Gerüste zum Trocknen der Fische und Körner. Ueber den Fußboden erhebt sich ein Platfond, über welchen Thierfelle und Matten gedeckt sind, worauf sie schlafen. Ihre Wohnungen sind im Allgemeinen von einer länglichen Form.

Ihre Hauptnahrung besteht in getrockneten Fischen mit Seetang gekocht und mit ein wenig Oel vermischt, das sie von der Leber des Sonnenfisches (Zeus Faber) erhalten. Sie essen aber auch mehrere Früchte und Vegetabilien, als Trauben, Winterbeere (Prynos), die Frucht des Brombeerstrauchs, und andere dergleichen Früchte, so wie auch Hirse u. a. m. Bei den Dörfern hatten sie

junge Bären und Adler in Behältern, wahrscheinlich um sie zu essen, weil Broughton sie nicht bewegen konnte, ihm einige dieser Thiere abzulassen. In der That scheint auch ihre Armuth so groß zu seyn, daß sie nur wenig zu vertauschen haben, denn selbst Fische kann man sich nur selten verschaffen, ob sie gleich unaufhörlich beschäftiget sind, dergleichen zu fangen. Wilde Trauben gibt es im Ueberflusse, auch eine Art von Knoblauch oder Schnittlauch (chives). Ihre Boote sind meist von Tannenholz, mit einem aufgesetzten Rande, der ihre Weite oben vermehrt, und, indem er vor- und rückwärts fortläuft, ihre beiden Enden spitzig macht. Sie sind mit gedrehten Weiden zusammen geheftet, und die Nähte oder Fugen mit Moos ausgestopft. Um sie fort zu bewegen, bedienen sie sich der Ruder; aber statt die beiden Ruder zugleich zu ziehen, bewegen sie nur eines nach dem andern, weswegen die Boote in keiner geraden Linie gehen können.

Ihre Netze sind von der zusammen gedrehten Rinde des Lindenbaumes gemacht und mit Eichenrinde gefärbt, und ihre Angeln, Harpunen u. s. w. verschaffen ihnen die Japaner. Das Ausbessern ihrer Boote und das Einsammeln und Trocknen des Seetang scheint ihre Hauptbeschäftigung zu seyn. Von dem letzteren wird eine große Quantität nach Japan ausgeführt, wo es als Speiseartikel geschätzt wird. Sie handeln auch mit Birkenrinde.

Die Beschäftigung der Weiber besteht in dem Weben von Tuch zu Kleidern und anderen nothwendigen häuslichen Bedürfnissen. Das Tabakrauchen ist für beide Geschlechter ein Lieblingsvergnügen.

Diese Eingebornen von Insu sind den Japanern zinsbar und leben in einer großen Unterwürfigkeit; letztere wendeten Alles an, was sie konnten, allen Verkehr zwischen den Engländern und ihnen zu verhüten, und trieben

sie, so oft sie sich sehen ließen, hinweg. Sie schienen eine höchst gutmüthige, zu Beleidigungen unfähige Menschenart zu seyn, und darum ist jene Eifersucht der Japaner um desto unangenehmer, da sie es durchaus unmöglich machte, die Sitten und Gebräuche derselben kennen zu lernen, woran doch so viel gelegen war. Sie sprechen langsam und furchtsam, und ihre Sprache enthält viele Japanische Worte. Außer einigen unbedeutenden Anpflanzungen von Indischem Korn und Hirse, sah man keine Spur von Landescultur oder Feldbau, worüber man sich um so mehr wundern muß, da sie nur wenige Nahrungsmittel zu haben, und diese sehr vom Zufalle abzuhängen scheinen, der Boden aber allerdings fähig ist, Vegetabilien im Ueberflusse zu erzeugen, wie die den Japanern gehörigen Gärten beweisen."

Die um Endermo herumliegende, Halbinsel ist wenig bevölkert, und in dem Haven scheinen die Menschen keine andere Beschäftigung zu haben, als Fische zu fangen und Seetang (Fucus sacharinus) zu sammeln. Beide Artikel beleben den Handel mit Nipon.

Indem Broughton die Südostküste von Jesso verfolgte, sah er verschiedene kleine, zum Theil unfruchtbare felsigte Inseln; die Küste von Jesso zeigte bald thonigte steile Klippen, bald nackte Niederungen, dann wieder sah man hohes Land liegen. Ob diese Küste bewohnt war, ließ sich bei den Nebeln, die das Meer bedeckten, nicht unterscheiden.

An der Südwestküste von Jesso, am Eingange in die Straße Sangar, liegt die Stadt Matsumay, wie es scheint, der Hauptort der Japanischen Niederlassungen und vielleicht die einzige Stadt auf der Insel, an einer Bai von ungefähr vier Seemeilen im Umfange, in 41° 32' N. Br. und 140° 4' O. L. von Greenwich. Die

Stadt hat eine beträchtliche Größe, und ist auf Japanische Art erbaut.

Diese Küste *) bildet einen starken Contrast mit Japan. Selbst in der Nähe der Stadt Matsumay wird man nirgends Pflanzungen und Kornfelder gewahr, wie sie in Japan sich allenthalben dem Auge darbieten, wo mit ihnen selbst die Gipfel der Berge bedeckt sind. Die nördliche Spitze von Japan allein hat einige Aehnlichkeit mit dieser ihrer rauhen Nachbarin. Die nämliche Kette von Schneebergen, die von Süden nach Norden ganz Jesso durchschneidet, sieht man auch in derselben Richtung im nordwestlichen Theile von Japan. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese zwei Inseln durch irgend eine gewaltsame Revolution von einander gerissen sind. Der Straße von Sangar fast gegen über liegen die beiden Inseln O-sima **) und Ko-sima ***), die nichts anders sind als schwarze nackte Felsen von vulkanischer Natur; die erste von 6 und die zweite von 10 Meilen im Umfange. Weiter nördlich liegt die Insel Okosir in 42° 9' N. Br. und 139° 30' O. L. von Greenwich, deren Breite 5 und deren Länge 11 Meilen betragen mag. Sie scheint unbewohnt, denn nirgends sah man etwas anders als dicken Wald, mit welchem die Insel von einem Ende bis zum andern bewachsen ist. Bis zum 42sten Breitengrade ist die Küste, die tief im Lande liegenden Schneeberge abgerechnet, sehr gleichförmig, ohne tiefe Einschnitte oder starke Hervorragungen. In der Bai Kutusoff in 42° 38' N. Br. vermuthet Herr von Krusenstern einen

*) S. Krusenstern's Reise, 2r Thl. 2. Abth. Berliner Ausgabe. S. 43.

**) In 41° 31' 30" N. Br. und 139° 20' 15" O. L. von Greenwich.

***) In 41° 21' 30," N. Br. und 139° 46' O. L. v. Gr.

guten Haven. Eine zweite grosse Bai, Bai Suchtelen liegt nördlich derselben, und deren nördliche Spitze in 42° 57' N. Br. Von Cap Okamuy, in 43° 11' N. Br. und 140° 24' 30" nimmt das Land plötzlich eine südöstliche Richtung und bildet hier einen großen Meerbusen, Golf Stroganoff. Sowohl die nordöstlichen, als die südwestlichen Küsten dieses Golfs bestehen aus Bergen, die, als die Russen hier im Monat Mai vorbei segelten, zwar noch mit Schnee bedeckt, allein mit Bäumen vom mäßigem Wuchs bewachsen waren. Die hohe Bergkette, welche tiefer im Lande liegt, ist vielleicht nie von Schnee entblößt. Zwischen den niedrigen Bergen, die zunächst am Ufer liegen, waren nur wenige Vertiefungen. Nirgend konnte man eine Spur von Cultur gewahr werden, obgleich diese Gegend nicht unbewohnt ist. Herr von Krusenstern glaubt, daß sich ein großer Fluß in diese Bai ergieße. Der nördliche Theil von Jesso, von der Westküste angesehen, hat viel Vorzüge vor dem südlichen. Das Land ist, bis auf eine ziemliche Entfernung vom Meere, wo Schneeberge anfangen, niedrig, mit Holz bewachsen, und der Cultur, dem Anschein nach, nicht unfähig. Nirgends konnte man eine Spur von Wohnung gewahr werden, die nördliche Spitze ausgenommen, in deren Nähe die Russen einige Fischerhütten sahen. An dem Nordende von Jesso landete Herr von Krusenstern in einer Bai, die er Bai Romanzoff nannte, und war nicht wenig erstaunt, in einem so südlichen Lande *) in der Hälfte des Mai's, so wenig Kennzeichen des Frühlings zu finden. An mehreren Stellen lag tiefer Schnee; die Bäume waren noch nicht belaubt, und, etwas wilden Lauch und Sauerampfer ausgenommen, sah man nichts Grünes. Die Bewohner bestanden theils aus Eingebornen, Aino's genannt, die ein Volk mit den

*) Im 45sten Grade der Breite.

haarigen Kurilen sind, theils aus Japanischen Kaufleuten, über welche ein Japanischer Officier die Aufsicht führt. Die Aino's ernähren sich vom Fischfang, und der ganze Handel, den sie mit den Japanern treiben, scheint in getrockneten Fischen und in einigen groben Gattungen von Rauchwerk, als Fuchs- und Wolfsbälgen zu bestehen, wofür sie Pfeifen, Tabak und Hausgeräthschaften eintauschen.

Die nordöstliche Küste von Jesso ist in neueren Zeiten nicht untersucht worden und bietet daher den Seefahrern noch Gelegenheit zu Entdeckungen dar.

II. Die Halbinsel Sagalien oder Sachalin hat, wie Jesso, auf den Charten der Europäer verschiedene Schicksale gehabt und ist auch mit verschiedenen Namen belegt worden, die zur Verwirrung der Geographie vielfältig Gelegenheit gegeben haben. Oku-Jesso, Tschoka, Karafuto, Sagalien u. s. w. sind Benennungen, die, wie wir jetzt wissen, nur einem Lande gemeinschaftlich angehören. Die Halbinsel erstreckt sich von der Südspitze, Cap Crillon, in 45° 54′ 15″ N. Br. bis zur Nordspitze, Cap Elisabeth, in 54° 24′ 30″ N. Br. und ist folglich über 127 geographische Meilen lang. Die Breite ist sehr verschieden von 7 bis 24 solcher Meilen, zwischen 142° und 145° O. L. von Greenwich. Das Land hat eine unregelmäßige Gestalt. Von der großen Bai Patience, fast in der Mitte der Insel zieht sich östlich eine Spitze, als eine kleine Halbinsel in den Ocean, während im Westen der Bai, zwischen ihr und dem Tungusischen Meerbusen, sich das Land gegen Süden herabzieht, allmälich schmäler, dann wieder breiter wird, und zuletzt in zwei Spitzen ausläuft, die eine ansehnliche Bai, die Aniwa-Bai begränzen. Im Norden der Patience-Bai hat es seine größte Breite, läuft dann, allmälich sich gegen Norden verengend, bis zur Parallele, wo es mit dem festen Lande zusammenhängt. In dem nördlichsten

Theile von dem muthmaßlichen Ausfluß des **Amur** bildet es eine eigene Halbinsel, die, wie in Süden, in zwei Spitzen ausläuft und durch die **Nord-Bai** begränzt wird.

Sagalien ist, wie **Jesso**, ein gebirgigtes Land, scheint aber, obgleich bei weitem nördlicher, fruchtbarer zu seyn; nur findet man hier, wie dort keine Spur von Ackerbau. **La Perouse**, der an der Westküste landete, bemerkte eine ziemlich üppige Vegetation. „Unsere Botaniker, sagt er, sammelten viel seltene Pflanzen, und die Mineralogen mehrere Krystalle, Spath und dergleichen, aber nichts, das Metall angezeigt hätte. Doch kannten die Bewohner die Metalle, zogen das Silber dem Kupfer, das Kupfer dem Eisen vor ic. Das Land war reich an Wäldern. Von den gutmüthigen, verständigen, wiewohl armen Bewohnern entwirft dieser Seefahrer ein ziemlich reizendes Bild. Obgleich die **Franzosen** kein Wort von der Landessprache verstanden, so begriffen die Eingebornen doch unglaublich schnell alles, was die Fremden wissen wollten und ihnen durch Zeichen zu verstehen gaben. **La Perouse** wünschte, daß sie ihm ihr Land und das gegenüberstehende der **Mantschu** abbilden möchten. Sogleich erhob sich ein Greis, der mit seiner Pike die Küste der Mantschurei, von Norden nach Süden laufend, in den Sand zeichnete; dann zog er in gleicher Richtung eine andere Linie, und legte dabei die Hand auf die Brust, um anzuzeigen, daß diese sein Land vorstelle. Zwischen dem festen Lande und **Sagalien** hatte er eine Meerenge gelassen, zeigte dann auf die Schiffe der **Franzosen** und machte eine Bewegung, die andeutete, daß man hindurchsegeln könne. Im Süden von **Sagalien** hatte er eine andere Meerenge gezeichnet, und gab zu verstehen, daß auch hier ein Ausweg für die Schiffe sey. Ein Anderer bemerkte, daß die Figuren im Sande nicht Stand hielten; da er zugleich sah, daß die **Franzosen** Papier und Bleistift in Händen hat-

ten, worauf sie zeichneten; so nahm er das Papier und den Stift und entwarf ein Bild seiner Insel, die er deutlich Tschoka und Sagalien nannte; er bezeichnete durch einen Strich den kleinen Fluß, an dessen Ufer man sich eben befand, und den er ungefähr in zwei Drittel der Länge von Sagalien, von Norden nach Süden, setzte. Darauf zeichnete er das Land der Mantschu, ließ, wie der vorige, einen Ausweg aus dem Kanal und deutete durch einen Strich, etwas südlich von der Nordspitze seiner Insel, die Mündung eines großen Flusses an, den er Sagalien *) nannte. Zugleich gab er durch 7 Striche die Anzahl der Tage zu erkennen, die man brauche, um mit einem Kahn bis zu dieser Mündung zu kommen. Er gab zu verstehen, daß sie den Nankin, worin sie gekleidet wären, und andere Waaren, von den Leuten erhielten, welche an der Mündung dieses Flusses wohnen. — Die Franzosen wollten wissen, ob der Kanal zwischen Tschoka und dem Lande der Mantschu breit sey, und sogleich begriff sie der Sagalier. Er hielt seine Hände in perpendikulärer und paralleler Richtung neben einander, und gab zu verstehen, daß er die Breite des kleinen Flusses, an dem sie sich befanden, vorstelle; sodann entfernte er die Hände, und bedeutete, daß diese zweite Breite den großen Fluß Sagalien andeute; endlich entfernte er seine Hände noch mehr, um so die verhältnißmäßige Weite des Kanals anzuzeigen.

La Perouse führt mehrere Beispiele von dem Verstande und der leichten Fassungskraft dieser Menschen an. Dabei bewiesen sie eine hohe Achtung für die Rechte des Eigenthums, berührten nicht einmal die Fische, welche die Franzosen gefangen hatten, und zeigten in ihrem Ansehen, wie in ihrem ganzen Betragen sich als durchaus

*) Der Amur ist schon früher auch unter diesem Namen bekannt.

rechtliche, wohlwollende und verständige Menschen. „Unstreitig, sagt La Perouse, hat die unterrichtete Klasse der Europäer, einen großen Vorzug vor den Sagaliern; aber der gemeine Mann in Europa steht ihnen an Bildung und Betragen weit nach.“ Die Künste, die Zeuge der Europäer zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie betrachteten die Zeuge von allen Seiten, und unterredeten sich sehr lebhaft unter einander, offenbar über die Art, wie sie gemacht waren. Sie haben einen Weberstuhl, auf welchem sie gute Leinwand aus Weidenrinde machen. Ob sie irgend eine bürgerliche Verfassung unter sich eingeführt haben, konnte man in der kurzen Zeit nicht entdecken; wohl aber bemerkte man Achtung für das Alter und sehr sanfte Sitten.

Die Bewohner dieser Küste sind im Allgemeinen gut gewachsen und stark und am Körper auffallend behaart. Ihre Physionomie ist nicht unangenehm. Selten sind sie über fünf Fuß lang. Oel und Fische scheinen, nebst Thierfellen, ihr größter Reichthum zu seyn. Sie lassen, wie die Chinesen, ihre Nägel wachsen, grüssen wie diese, und essen auch so mit kleinen Stäbchen. Die Chinesen, die am Bord des Französischen Schiffes waren, verstanden übrigens kein Wort von der Sprache dieser Leute. Seltsam genug aber hatten einige Worte, welche die Franzosen erlernten, eine auffallende Aehnlichkeit mit den Englischen. So nannten sie ein Schiff: Ship; zwei: tou; drei: tri.

Herr von Krusenstern, welcher den südlichen Theil und die Ostküste von Sagalien besuchte, stimmt vollkommen mit La Perouse in dem Lobe der Eingebornen überein. Wir wollen einige Stellen aus seiner Reisebeschreibung anführen.

Sagalien entwickelte unter dem 49sten Breitengrade weit schönere Ansichten, als die südliche Küste gezeigt hatte.

wo man nur Schneegebirge sah. Selbst das einfache Grün, mit welchem die in mittelmäßiger Höhe an den Ufern angereiheten Berge bedeckt waren, entlockte den Russischen Seefahrern die lebhaftesten Lobsprüche der Schönheiten von Sagalien. Die Bäume hatten keinen hohen Wuchs und näher an den Ufern sah man kurzes Gesträuch. An mehreren Stellen bemerkte man Einschnitte, in denen sich kleine Bäche zu ergießen schienen, und welche zur Ansiedelung und Bewohnung eine bequeme Lage versprachen; nirgend aber wurde man auch nur die geringste Spur von menschlichen Wesen gewahr. Weiter nördlich waren die Küsten häufig in dichten Nebel verhüllt. Zwischen dem 51sten und 52sten Breitengrade scheint das ganze Land nur aus Sanddünen zu bestehen. Die Ostküste ist hier jedoch mit Waldungen bedeckt. Ueber 54° hinaus nach Norden erheben sich wieder die Gebirge, und die Küste besteht aus einer sich fast gleichen Masse von Granitfelsen von schwarzer Farbe mit weißen Flecken. Es zeigten sich Spuren, daß sie bewohnt sey. Im äußersten Norden, in 54° 15′ N. Br., fand Herr von Krusenstern eine reizende Gegend in einer Bai, wo er eine Mantschu Colonie entdeckte. Die Gegend war vorzüglich reizend. Ueberall sah man das trefflichste Gras vom üppigsten Wuchse und die herumliegenden Anhöhen und Berge waren mit den schönsten Fichtenwaldungen besetzt. Ein großer Landsee, in welchen sich mehrere kleine Bäche ergießen, lag in der Nähe. Der Ort schien zu einem Etablissement für Europäer sehr geschickt, um so mehr, da auch der Ackerbau mit gutem Erfolg getrieben werden könnte.

In dem südlichen Theil von Sagalien haben die Japaner einige Etablissements angelegt. Die Eingebornen heißen wie die Bewohner von Jesso, Aino; ihr Wuchs, ihre Kleidung, ihre Gesichtsbildung und ihre Sprache, beweisen, daß beide zu einem Volke gehören. Es muß dieses das nämliche Volk seyn, welches man seit

Spangberg's Zeiten Kurilen, und zwar haarige Kurilen genannt hat.

Die Aino's sind von mittlerem, fast ganz gleichem Wuchse, der höchstens 5 Fuß, 2 bis 4 Zoll beträgt, von dunkler, beinahe schwarzer Gesichtsfarbe, mit einem starken buschichten Bart, schwarzem struppigen Haar, welches schlicht herunterhängt, und ihnen, wenn man den Bart ausnimmt, eine Aehnlichkeit mit den Kamtschabalen gibt; nur sind ihre Gesichtszüge weit regelmäßiger. Die Weiber sind ziemlich häßlich. Die nicht minder dunkle Farbe derselben, kohlschwarzes, gerade ins Gesicht gekämmtes Haar, blaugefärbte Lippen, und tatuirte Hände, geben ihnen wenig Ansprüche auf Liebenswürdigkeit. Indessen sind sie im hohen Grade sittsam.

Das Charakteristische eines Aino ist die Herzensgüte, die auf seinem Gesicht mit unverkennbaren Zügen dargestellt ist. Ihre Mienen, selbst ihre Geberden verrathen etwas einfach Edles. Raubsucht ist ihnen ganz fremd. Ihre Kleidung besteht aus Fellen von zahmen Hunden und Seehunden. Selbst die Weiber waren durchgehends in Seehundsfelle eingehüllt. Auch tragen sie Zeuge aus Baumrinde gewebt. Mehrere vom männlichen Geschlechte trugen Ohrgehänge, die entweder von Messing oder Silber waren *). Die Wohnungen sind nicht sehr fest; ihre Geräthschaften liefern ihnen die Japaner. Ihre Hauptnahrung und ihr Handel beschränken sich auf Fische, die hier in unglaublicher Menge angetroffen werden. Alle Aino's schienen einander gleich und von einer Regierungsform sah man keine Anzeichen. Die Einigkeit und Stille, die bei ihnen überall herrschen, erregen das günstigste Vorurtheil für sie. Kein lautes Reden, kein unmäßiges Lachen, noch weniger ein Streit konnte im geringsten bemerkt werden.

*) La Perouse bemerkte eine ähnliche Sitte an der Westküste.

„Diese seltenen Eigenschaften, sagt Herr von Krusen„stern, so wie die Gutmüthigkeit, mit der sie uns auf„nahmen, die Freude in allen ihren Gesichtern, wie sie „ihre Matten für uns um den Feuerheerd herum ausbrei„teten; noch mehr aber als alles dieß, ihre Bescheiden„heit, nie etwas zu fordern, und selbst das ihnen Gegebene „mit einigem Zweifel anzunehmen; alle diese wirklich selte„nen Eigenschaften, die sie keiner verfeinerten Cultur zu dan„ken haben, sondern welche nur das Gepräge ihres natürli„chen Charakters sind, machen, daß ich die Aino's für das „beste von allen Völkern halte, die ich bis jetzt kenne."

Herr von Krusenstern setzt am Ende seiner Beschreibung einigen Zweifel in das Behaartseyn derselben, weil er bei den meisten, welche er sah, nicht mehr Haare, als an einem Europäer bemerkte. Doch sah er selbst ein behaartes Kind. Sowohl La Perouse als Broughton fanden diese Eigenschaft auffallend bei den Bewohnern von Jesso und Sagalien.

Wahrscheinlich werden beide Länder bald mit Russischen Colonieen besetzt werden. Die Lage derselben gibt ihnen große Vorzüge. Von hieraus kann sich ein Handel mit Japan und China eröffnen, und von hieraus kann derselbe am sichersten beschützt werden. Wirft man einen Blick in die Zukunft und denkt sich diese Länder cultivirt, so scheint es, als könne dann von hieraus sich freilich — Krieg und sein Gefolge das Elend, über China und Japan verbreiten; aber später muß auch für Ostasien sich ein besseres Schicksal entwickeln, indem jene, sich absondernden Völker gezwungen werden, mit der übrigen Welt in Verbindung zu treten. Ist im Süden Neuholland und im Norden Sagalien und Jesso für Europäische Cultur gewonnen; so dürften die beiden Staaten, die sich dort bilden werden, sich wahrscheinlich in ihren Eroberungen begegnen, und vielleicht wird einst ganz Asien, wie America, nur aus zwei Staaten bestehen.

Literatur
zu der
Kunde von Asien.

(Fortsetzung*))

I.
Süd-Asien.

1. Hindustan und Decan.

A. Charten.

Cartes des Indes et de la Chine par *Delisle.*

Nouvelle Carte des Indes Orientales, par *Covens* et *Mortier.*

L'Empire du Grand Mogul par de *Wit.*

India orientalis. Nuremb. 1748. 2 Blätter.

Cartes des Indes orientales dressées pour la Compagnie des Indes par *d'Anville* 1753. 2 Blätter.

*) Siehe den 1. Theil, oder Länder- und Völkerkunde 10ten Theil S. 499. AGE bedeutet Allg. Geogr. Ephemeriden; die römische Zahl zeigt den Band, die arabische Ziffer die Seitenzahl gedachter Zeitschrift an.

„Diese seltenen Eigenschaften, sagt Her
„stern, so wie die Gutmüthigkeit, mit
„nahmen, die Freude in allen ihren
„ihre Matten für uns um den Feue
„teten; noch mehr aber als alles
„heit, nie etwas zu fordern, und
„mit einigem Zweifel anzunehm
„nen Eigenschaften, die sie kei
„ken haben, sondern welche
„chen Charakters sind, ma
„beste von allen Völker

Herr von Kru
schreibung einigen
weil er bei den me
als an einem E
ein behaartes
con fanden
nern von

...ostan, Bengalen u.
...ten von F. A. Schrämbl

Wo ...dostan, auch Ostindien diesseit
schen G ... J. Rennel, von Canzler. 1798.
große ...oostan or India by *Delarochette*. London
Jap ... Faden. 1788.
selb
in ...peninsula of India from the 19. degree of North
...Latitude to Cape Comorin. London, Faden, 1795.

A new map of Hindoostan of the surveys made by *J. Rennell*, of the Bengal provinces and of the countries lying between them and Dehly. London, Sayer and Bennet. 1789. 4 Bl.

The East-Indies, wherein are exhibited the English Territorial acquisitions. London, printed by *R. Laurie* and *J. Whittle*.

A map of Bengal, Bahar, Oude and Allahabad with part of Agra and Dehli, exhibiting the Course of

-es by *J. Rennell*. London, Faden, 1786.

-lostan und der Halbinsel, nach *Ren-*
-ls, *Pringles*, *Diroms* Zeichnun-
-. *Conr. Mannert*. Nürnberg,
S. 434.)
-ch Rennell und C. Man-

etc. by Major *J. Ren-*

-f Bengal and Ba-

-, Oude, El-
-untries lying bet-
-rovinces, by *Rennell*.

-nnten Charten gehören zu dem Atlas:
-riental Atlas, published by *Laurie* and
-ndon. Dieser Atlas bestehet aus 36 Charten und
-ondon 5½ Guinee.

-e de la guerre dans l'Inde par *Denis*. Paris,
1782.

Carte de la presqu' île occidentale de l'Inde par le *Vicomte de Grenier*. à Paris.

The southern Countries of India from Madras to Cap Comorin, surveyed by Col. *Kelly*, Capt. *Werseby* and others. London, Faden, 1791. 2 Bl.

The Peninsula of India from the Kistnah river to Cap Comorin, exhibiting the partition of the territories of Tippoo Sultan, according to the treaty of 1792 made by the Mrq. *Cornwallis* and that of 1799 made by the Mrq. of *Wellesley* by *J. Rennell*. London, Nicholls. 1800.

Dieselbe Charte teutsch. Weimar, Geogr. Institut 1801.

Charte von Tippo Saheb's Ländern, um das Jahr 1792. Weimar, ebend. 1800.

The East-Indies with the roads thereln by Th. Jefferys 2. Edit. 1768. 4 Bl.

Hindoostan by *J. Rennel* 1782, copied at Berlin by *Benjamin Glasbach*. 1785. 3 Bl.

Charte von Ostindien, von Sotzmann. Berlin, 1785.

Ist nach der ältern Ausgabe der Rennel'schen Charte entworfen.

A map of Hindoostan, or the Mogul Empire from the latest Authorities. New augmented Edition, by *J. Rennel*. London, 1788. 4 Bl.

Mit dem dazu gehörigen: Memoir on a map of Hindoostan, 3. Edit. 1792.

Seit dieser vortrefflichen Charte sind alle ältern unnütz geworden und die neuern haben wenig mehr.

Grande Carte des Etats du Mogol, comprenant L'Indostan, le Bengale etc. p. *J. Rennel*, traduite de *l'Anglais* par *Dezauche*. Paris, 4 Bl.

Neueste Charte von Ostindien oder Hindostan, Bengalen x. nach J. Rennel, herausgegeben von F. A. Schrämbl. Wien, 1788. 4 Bl.

Vorderindien oder Hindostan, auch Ostindien diesseits des Ganges, nach J. Rennel, von Canzler. 1798.

Hind. Hindoostan or India by *Delarochette*. London, Faden. 1788.

The peninsula of India from the 19. degree of North Latitude to Cape Comorin. London, Faden, 1795.

A new map of Hindoostan of the surveys made by *J. Rennell*, of the Bengal provinces and of the countries lying between them and Dehly. London, Sayer and Bennet. 1789. 4 Bl.

The East-Indies, wherein are exhibited the English Territorial acquisitions. London, printed by *R. Laurie* and *J. Whittle*.

A map of Bengal, Bahar, Oude and Allahabad with part of Agra and Dehli, exhibiting the Course of

the Ganges by *J. Rennell*. London, Faden, 1786. 2 Bl.

Charte von Hindostan und der Halbinsel, nach *Rennell's*, *Camphells*, *Pringles*, *Diroms* Zeichnungen entworfen von *Conr. Mannert*. Nürnberg, 1797. (A. G. E. IV. B. S. 434.)

Ostindien oder Hindostan nach Rennell und C. Mannert. Nürnberg, 1802.

The North Part of Hindoostan etc. by Major *J. Rennell*. 2 Bl. London.

An actual Survey of the Provinces of Bengal and Bahar by *J. Rennell*. Lond. 4 Bl.

A map of the Provinces of Delhi, Agrah, Oude, Ellahabad; comprehending the Countries lying between Delhi and the Bengal Provinces, by *Rennell*. 4 Bl. London.

Die drei zuletzt genannten Charten gehören zu dem Atlas: The Asiatic and oriental Atlas, published by *Laurie* and *Whittle*. London. Dieser Atlas besteht aus 36 Charten und kostet in London 5½ Guinée.

Théâtre de la guerre dans l'Inde par *Denis*. Paris, 1782.

Carte de la presqu' île occidentale de l'Inde par le *Vicomte de Grenier*. à Paris.

The southern Countries of India from Madras to Cap Comorin, surveyed by Col. *Kelly*, Capt. *Werseby* and others. London, Faden, 1791. 2 Bl.

The Peninsula of India from the Kistnah river to Cap Comorin, exhibiting the partition of the territories of Tippoo Sultan, according to the treaty of 1792 made by the Mrq. *Cornwallis* and that of 1799 made by the Mrq. of *Wellesley* by *J. Rennell*. London, Nicholls. 1800.

Dieselbe Charte teutsch. Weimar, Geogr. Institut 1801.

Charte von Tippo Saheb's Ländern, um das Jahr 1792. Weimar, ebend. 1800.

Carte du Bengale, Bahar etc. avec toutes les routes et possessions des Européens dans cette partie, levée par le Major *Rennell*, publiée à Londres par *Dury*, trad. de *l'Anglais*. à Paris. 4 Bl.

Charte von Ostindien diesseits und jenseits des Ganges, nach den neuesten astronomischen Ortsbestimmungen und andern sichern Hülfsmitteln, neu entworfen und berichtiget auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha und mit den neuen Veränderungen des Reichs von Mysore, gez. von J. C. M. Reinecke. Weimar, Geogr. Inst. 1801. 2 Blätter.

Map of India, by *Arrowsmith*. London, 1804. 6 Bl.

Charte von Ostindien diesseits des Ganges, im gegenwärtigen Zustande, nach *Arrowsmith's* neuester Charte in 6 Blättern, verjüngt gezeichnet von *H. C. Albers* 1806. Gotha, bei Ettinger. 1 Bl. (A. G. E. XXV. 336.)

Côte de Coromandel par *d'Anville*. Paris, 1753. 2 Bl.

Coromandel nach d'Anville, herausgeg. v. Schrämbl. Wien, 1788.

Charte des brittischen Reichs am Ganges. Weimar, Geogr. Inst. 1804.

Carte générale du Cours du Ganges et du Gagra, dressée sur les cartes particulières du Père *Tieffenthaler*, Miss. Apost. par *Anquetil* du *Péron*. à Paris.

Charte vom Laufe des Ganges von Colgong bis Hurrisonker, von H. Coolebrooke. Weimar, Geogr. Inst. 1805.

The Ganges from the Colligonga to its confluence with the Megna or Barrampooter and the Megna from thence to the head of the Luckia River. London. 2 Bl.

Charte von Kaschemir, aus einer in der Nationalbibliothek zu Paris vom Capt. Gentil niedergelegten Beschreibung Hindostans. Weimar, Geogr. Inst. 1803.

Plan of Part of the Ganges, to explainte nature of the stepp ad shelving Banks Islands et map. of the Inland navigation.

Portion d'une Carte du Sud de la Presqu'île de l'Inde. Faite par des Brahmes, qui comprend la Tanjaour, le Marava, et une partie considérable du Madures. 1785.

Charten für die ältere Geschichte Hindostans.

Die 10te Charte in *D'Anvilles* Atlas antiquus. Der ganze Atlas ist in Nürnberg nachgestochen worden.

Alexandri Magni Imperium et Expeditio. Auct. *De Lisle*. 2 Bl. Paris.

Indiae veteris, quatenus Macedonibus nota fuit etc. specimen geographicum. Auct. L. S. de *la Rochette*. Londini, 1797.

B. Schriften.

a. Aelteste Kunde von Indien.

α. Bei den Griechen und Römern.

Man findet bei den griechischen und römischen Schriftstellern zwar keine ausführliche und genaue Beschreibung von Indien, aber viele zerstreute Nachrichten, die auch für den Liebhaber der Erdkunde großes Interesse haben müssen. Wir bemerken hier nur im Allgemeinen die Schriften des Herodot, Ktesias, Xenophon *), Nearchos, Diodor von Sicilien, Plutarch, Strabo, Arrian, Ptolemäus, Pomponius Mela **), Curtius Rufus, und des ältern Plinius, und wollen der Bestimmung unserer Kunde von Asien gemäß, die nicht für

*) Xenophon gehört nur in so fern hierher, als er von der alten persischen Religion spricht, die im genauen Zusammenhange mit der Indischen steht.

**) Hat nur wenig von Indien.

die Gelehrten von Profession geschrieben wurde, die vorzüglichsten Uebersetzungen dieser Schriften in lebende Sprachen anzeigen.

Des Herodotus neun Bücher der Geschichte, übersetzt von E. Goldhagen. Lemgo, 1756.

Die Englische Uebersetzung zeigen wir deswegen an, weil sie auch einen hierher gehörigen Auszug aus dem Ktesias enthält. Der abgekürzte Titel derselben ist:

The history of Herodotus etc. New edition: To which are subjoined Extracts from the History of Persia and India by Ctesias; the whole accompanied with Notes. Lond. 1803. 9 Vol. 8.

Xenophon's Schriften übersetzt von Borhek. Lemgo, 1778. 6 Theile.

The voyage of Nearchus from the Indus to the Euphrates, illustrated by ancient and modern authorities, by *William Vincent*. London 1797. 4. und

The Periplus of the erythrean Sea by *W. Vincent*. Lond. 1800. 4. (A. G. E. X. 34.)

Histoire universelle de Diodore de Sicile, traduite en français par Mr. *l'Abbé Terrasson*. Amsterd. 1738. 2 Vol. 12.

Oeuvres de Plutarch, traduit par *J. Amyot*. Paris, 1783—1787. 22 Tomes.

Strabo's allgemeine Erdbeschreibung, übersetzt von Penzel. Lemgo, 1775. 14 Bände; eine französische Uebersetzung. Paris, 1805.

Arrian's indische Merkwürdigkeiten und Hannonis Seereisen, nebst Herrn Dodwell's Prüfung der Seereise des Nearch und von Bougainville's Abhandlung von der Seereise des Hanno rc. v. E. A. Schmid. Braunschweig und Wolfenb. 1764. gr. 8.

Pomponius Mela drei Bücher von der Lage der Welt, übersetzt von Dietz. Gießen, 1774.

Quinti Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri M. cum supplem. *J. Freinsheimii*, mit der nebenstehd. Fran-

gösischen Uebersetzung des Herrn de Wangelas. Berlin, bei Haude 1716. 8.
Plinius Naturgeschichte, übers. von G. Gro ße. Frankf. 1781—1788. 12 Bände. 8.
Auch verdienen nachgelesen zu werden:
The history of Hindostan comprehending that of the greeck empire of Bactria and other great asiatik Kingdoms etc. commencing at the period of the death of Alexander. Lond. 1802.
An historical disquisition concerning the Knowledge which the ancient had of India etc. with an appendix containing observations on the civil policy etc. the laws and judicial procudings, the arts, the sciences and religios institutions of Indians, by *W. Robertson.* Lond. 1791. 8. Deutsch von Georg Forster. Berlin, 1792.
Die Zigeuner im Herodot oder neue Aufschlüsse über die alte Zigeunergeschichte aus griechischen Schriftstellern von Dr. Joh. Gottfr. Hasse. Königsberg, 1803. 8.
Recherches sur la Géographie systematique et positive des anciens par *Gosselin.* Paris, an VI.
The Geographical System of Herodotes etc. by *J. Rennell.* Lond. 1800. in 4. (A. G. E. V. 427.

β. Bei den Arabern und andern Muhammedanern.

Die Arabischen und Persischen Schriftsteller haben reiche Beiträge für die ältere Geographie und Geschichte Indiens hinterlassen, die aber großen Theils noch unbenutzt in den Bibliotheken, gleich großen Edelsteinen in den Schatzkammern, aufbewahrt werden, und höchstens einigen Gelehrten zugänglich sind. Nur von wenigen ihrer Schriften haben wir Uebersetzungen in lateinischer, von noch wenigeren in lebenden Sprachen, daher die nicht übersetzten für die übrige Welt, die nicht gerade im Besitz morgenländischer Sprachen ist, so gut, wie nicht existiren. Ausführliche Nachrichten von diesen Werken und zum Theil Auszüge findet man in:

Herbelot Biblioth. orientale ou Dictionnaire univer-

selle, contenant tout ce qui regarde la connaissance des peuples de l'Orient. à la *Haye*, 1777—79. 4 Vol. 4.

Notices et extraits des Mss. de la Bibliothèque du Roi. Paris, 1787. (wird fortgesetzt.)

Mémoires sur diverses antiquités de la Perse, par *A. J. Sylvestre de Sacy.* Paris, 1783. 4.

Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur.

Paulus, neues Repertorium f. bibl. u. m. Litt.

Paulus Memorabilien. Leipzig, 1791.

Eichhorn's Allgemeine theol. Bibliothek.

Fr. Gladwin's Asiatick Miscellany. Calcutta, 1789 —1800.

Asiatick annual Register for 1801—1805. Lond. (wird fortgesetzt.)

Asiatick Researches, or Transactions of the Society instit. in Bengalen etc. London.

Fundgruben des Orients. Wien, 1811.

Endlich enthält eine vielumfassende Literatur der Arabischen, auf Indien Bezug habenden, Schriftsteller das sehr gelehrte Werk:

Wahls Erdbeschreibung von Ostindien. Erster Bd. Vorläufiger Versuch einer ausführl. Literatur der Geschichte und Erdbeschreibung von Ostindien. Hamburg 1805. und desselben Verf. Allg. Gesch. der morgenl. Sprachen und Literatur. Leipzig, 1784. *)

b. Literatur der Hindus.

Die Uebersetzungen Indischer Originalschriften sind allen Raisonnements über die Indische Literatur vorzuziehen. Man findet einige derselben in:

Asiatick Researches, eine der reichhaltigsten Quellen für Asiatische Literatur; in den von Kleuker daraus übersetzten Abhandlungen des W. Jones, findet man auch ein Verzeichniß der vornehmsten Sanscrit-Bücher.

*) Man sehe auch A. G. E. IX. 330. XIII. 418. XIV. 243. XXVI. 3. XXVII. 433. XXXV. 137.

Asiatick miscellany. *Works of William Jones* VI Voll. Lond. 1799. 4.

Sammlung Asiatischer Originalschriften. Zürich, 1791.

Asiatisches Magazin, herausgeg. v. J. Klaproth. Weimar. 1802.

L'Ezour Vedam ou ancien commentaire du Vedam, contenant l'exposition des opinions religieuses et philosophiques des Indiens, traduit du *Samskretam* par un *Brahme*, revu et publié par Mr. le Baron de *St. Croix*. Yverdon, 1778. 2 Voll.; ins Teutsche übersetzt von J. Ith. Bern, 1779. 2 Bände.

Fables et contes indiennes, avec un discours préliminaire par Mr. *Langlès*. à Paris, 1790.

Sacontala, oder der entscheidende Ring, ein indisches Schauspiel, übers. von *Forster*. Frankf. am Main, 1791.

Hindu's Gesetzgebung oder Menu's Verordnungen, mit Anmerk. von J. C. Hüttner, Weimar, 1797. ic.

Vorzüglich wichtig für die Kenntniß der Literatur und Sprache sind die vielen Schriften des Missionärs Paullini von S. Bartolomäo, wovon man ein Verzeichniß findet in Karl Alters Miscellanien.

Dänische Missionsberichte *).

c. Reisebeschreibungen aus dem Mittelalter bis ins 15te Jahrhundert.

Man findet sie beisammen in:

Voyages faits principalement dans le XII. XIII. XIV. et XV. siècles, par Benj. de *Tudelle*, *Jean Duplin Carpin*, *N. Ancolin*, *Guillaume de Rubru-*

*) Mehrere s. in Wahls Erdbeschr. von Ostindien. S. 754. Auch Herrmann's Gemälde von Ostindien gibt Nachricht von der Literatur der Hindus.

quis, *Marc-Paul*, *Haiton*, *Jean de Mandeville*, et *Ambroise Contarini*; publiés par *Pierre Bergeron*, avec des cartes géographiques. à La Haye, 1735. 2 Voll. 4.

d. Geschichte der Entdeckung.

Historia de descobrimento et conquisto da India por los *Portogueses*, por *Fernando Lopez* de *Castaneda*. Coïmbre, 1552—1554. 8 Voll. in Fol. ins Italienische übersetzt von *Alphonse Ulloa*. Venedig, 1578. 2 Voll. in 4.

Dieses sehr seltene Werk enthält eine vollständige Geschichte der Entdeckung durch die Portugiesen.

Des Decadas da Asia dos feitos que os Portuguezes fizerao no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente, depois de 1422—1526 por Juan dos Barros, continuada por *Diego* do *Couto*. Lisboa, 1736. 3 Voll. Fol.

Eine der vorzüglichsten Quellen.

Histoire de Portugal, contenant les entreprises, navigations et gestes mémorables des Portugais, tant en la conquête des Indes orientales par eux découvertes, qu'ès guerres d'Afrique et autres exploits etc. mise en français par *S. G.* (*Simon Goulard*). Paris, 1587. in Fol.

Diese aus dem Lateinischen des J. Osarius und Lopez de Castaneda übersetzte Geschichte ist als eine der besten Quellen anzusehen.

Histoire de la découverte et de la conquête des Indes par les Portugais, par *Dussieux*. Bonillon, 1770. in 12.

De erste Schepvaert, gedaen van de Hollanders naer Oost-Indien, van *Cornelii Houtmann*. Amsterdam, 1595. in 4.

Historie van Indien, vaerinn verthoelt is de avantu-

res die de hollandische schepen begegnet zyn. Amsterdam, 1598. 2 Voll. in Fol.

Voyages de Linschot aux Indes orientales. Amsterdam, 1638.

Mémoires du voyage aux Indes orientales du général *Baulieu*.

Diese für die Kenntniß des älteren Zustandes von Indien sehr belehrende Reisebeschreibung findet sich in dem zweiten Theil der

Relation de divers Voyages curieux par *Melchisedech Thevenot*. à Paris, 1663 72. in Fol.

Mémoires pour servir à l'histoire des Indes orientales, par *M. S. D. N.* à Paris 1688. in 4.

Wichtig in Absicht auf die älteren Verhältnisse der Franzosen in Indien.

Discours du voyage des François aux Indes orientales, Maldives etc. depuis 1601. jusqu' en 1611. Paris, 1679 übersetzt in der Berliner Sammlung der Reisen, Bd. 13 14.

Fünfzehnjährige Ostindianische Reisebeschreibung von 1667 — 1682. von David Tappen. Hannov. und Wolfenbüttel, 1714 in 4.

Niecamp's Missions-Geschichte oder historischer Auszug der evangelischen Missions-Berichte aus Ostindien, von 1705 — 1767. Halle, 1740 — 1741. 2 Bände in 4.

Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes (par Mr. l'Abbé *Raynal*). à la Haye 1774. VII Tomes.

Bei allen Uebertreibungen und Irrthümern, in welche dieser mit Recht berühmte Schriftsteller verfallen ist, bleibt es immer ein Hauptwerk für die Geschichte der Europäischen Niederlassungen in beiden Indien, und sollte von Jedem gelesen werden, der über diesen wichtigen Gegenstand sich unterrichten will; nur sollte es nie allein gelesen werden.

e. Neuere Reisen der Europäer nach Hindustan.

G. Balbi viaggio del Indie orientali dalle an. 1579 fino el 1588. Venetia, 1590. 8.

G. Schouten voyage aux Indes orientales, commencé 1658 et fini 1665; traduit du Hollandois. à Paris, 1707. II Tomes.

Voyage aux Indes orientales par le *P. Paulin* de *St. Barthélemy*, Missionnaire; traduit de l'Italien par *M****, avec les observations de M. M. *Anquetil* du *Perron*, *J. R. Forster* et *Sylvestre* de *Sacy* etc. Paris, 1808. IV Tomes: teutsch im XV. Bande von Forster's Magazin von Reisebeschreibungen. (A. G. E. XXVII. 58.)

Voyages de *M. Jean Thevenot*, contenant la Relation de l'Indostan, des nouveaux Mogols et autres peuples et pays de Indes. Paris, 1684.

Reise nach Ostindien, mit einer Beschreibung der bürgerlichen und religiösen Gebräuche der Perser von *Anquetil du Perron*, übersetzt von Kleuker u. Purmann. Frankf. a. M. 1776.

Ist eine Uebersetzung der Einleitung zu Anq. du Perron's Zend Avesta. und enthält die Reisebeschreibung des berühmten Herausgebers dieser heiligen Bücher.

Voyage dans les mers de l'Inde par M. *Le Gentil.* Paris, 1779—81. 2 Voll. in 4. übersetzt Hamburg, 1781—83. 8 Bde. in 8.

Travels in India by *William Hodges*. Lond. 1793. 4.

Ist eine malerische Reise.

Voyage du Comte Dupret dans l'Inde. Lond. 1780. 8.

Reize van Seeland, over de Kaap de Goede-Hoop, naar Batavia, Bantam, Bengalen, enz gedean in de Jaaren 1768—71, door J. S. *Stavorinus*. Leyden, 1793. 2 Voll. in 8. ins Franz. übersetzt von Jansen, Paris, 1798.

Travels in Europa, Asia, and Africa, begun in the

year 1777 and finished 1781. by *Mac-Intosh.* London, 1782. II Voll. ins Teutsche übers. Leipzig, 1786.

Voyage dans l'Inde et au Bengale, fait dans les années 1789 et 1790. par le cit. *Grandpré.* à Paris, 1801. II Vol. in 8. (A. G. E. VIII. 484.)

Journal of a route to Nagpore, by the way of Cuttak etc. in the year 1790. by *Dan. Robins. Leckie.* Lond. 1800. in 4. (A. G. E. VII. 148.)

A Journey overland to India, party by a route, never befour by any European etc. by *L. Campbell.* London, 1795. in 8.

Travels from England in India, in the Year 1798 by *John Taylor.* Lond. 1799. II Voll. in 8.

Voyage dans l'Indostan par *Perrin.* Paris, 1807. II Tomes. (A. G. E. XXVI. 58.)

Forster's Reise von Bengalen nach England, durch die nördlichen Theile von Hindostan. Aus dem Engl. von Meiners. Zürich, 1800. 2 Theile.

Voyage aux Indes orientales et à la Chine depuis 1774—81. par M. *Sonnerat.* à Paris, 1806. IV Tomes.

Renouard de Sainte-Croix voyages aux Indes orientales etc. Paris, 1810. ins Teutsche übersetzt von P. C. Weiland. Berlin, 1811. (A. G. E. XXXV. 205).

Voyage aux Indes orientales pendant les années 1802—1806. par M. *Tombe.* à Paris, 1810. (A. G. E. XXXIV. 395.)

J. Jackson's Reise zu Lande von Bengalen nach England, im Jahre 1797. übersetzt im 8ten Bande der Sprengel'schen Bibliothek der Reisen. Weimar, (A. G. E. VII. 239.)

Voyages and travels to India, Ceylon, the red Sea, Abyssinia and Egypt in the years 1802—1806 by *G. Viscount Valentia.* London, 1809. III Voll. in

4. im Auszuge übersetzt von Rühs im 44. und 45sten Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek.

Da es hier nicht unsere Absicht seyn kann, eine vollständige Literatur aller einzeln erschienenen oder in Sammlungen zerstreuten Reisen nach Ostindien zu liefern: so haben wir nur die wichtigsten und vorzüglich die neuesten angezeigt. Folgende Sammlungen enthalten mehrere hierher gehörige Reisen.

Collectiones Peregrinationum in Indiam orientalem et occidentalem opus fratrum de *Bry* et *Meriani.* Frankf. a. M. 1590—1634. VII Voll. in Fol.

Diese Sammlung ist selten vollständig; im Jahre 1792 wurde in Paris ein Exemplar, das nach Schweden verkauft wurde, mit 6,000 Livres bezahlt.

Delle Navigazioni e Viaggi raccolti da M. Giov. B. *Ramusio.* Venet. 1565—88. III Voll. in Fol.

Man findet in dieser gleichfalls seltnen und kostbaren Sammlung die Reisen des Nearchus, Thomas Lopez, Marco Paulo und Anderer nach Indien.

Navigantium atque Itinerantium Bibliotheca or a compleat collection of voyages and travels, consisting of above 400 of the most authenthick writers etc. by *John Harris.* Lond. 1744. 2 starke Bde. Fol.

Diese englische Sammlung enthält die vorzüglichsten Reisen aus den älteren Englischen Sammlungen von Hackluit, Purches rc., aus den Italien. Samml. von Ramusio, Alamandini, Carresi; aus den Franz. von Thevenot, Renaudot, Labat rc.; aus den Latein. von Debry de Brynäus und Maffei; und aus den Spanischen Samml. von Herrera, Oviedo, Correal rc. — sie kann daher, wenn sie vollständig ist, alle diese Sammlungen fast ersetzen.

Histoire générale des Voyages ou nouvelle Collection de tous les voyages par mer et par terre qui ont été publiés jusqu' à présent, par A. F. *Prevot-d'Exiles* avec la continuation par M. M. *Querlon* et de *Leyre.* Paris, Didot. 1746. et années suiv. XX Voll. in 4.

Der Auszug aus diesem weitläuftigen Werke von de la Harpe ist dem Original vorzuziehen. Der Titel dieses Auszugs ist:

Abrégé de l'Histoire générale des Voyages de M. L'Abbé *Prevot*, par M. de la *Harpe*. Paris, 1780. 23 Voll. in 8.

Die teutsche Bearbeitung, die in Leipzig 1747. folg. unter dem Titel: Allgemeine Historie der Reisen rc. erschien, ist ohne Kritik und bereits veraltet.

Lettres édifiantes et curieuses en 28 Recueils, concernant principalement la Chine, le Japon et les Indes, par les P. P. *Jesuites*. Paris, 1717—49. neuere Ausgabe 1780—81. 24 Voll. in 12.

Missions orienta'--, en deux parties. Amsterdam, 1789. in 12.

W. Mavor's historical account of the most celebrated Voyages, Travels and Discoveries from the Time of Columbus to the present period. Lond. 1798. 20 Voll. 12.

Collection abrégée des voyages anciens et modernes autour du monde, par *F. B***l.* à Paris, 1808. 1809. XII Tomes.

A général History of modern and contemporary Voyages and Travels etc. Lond. 1804. in 8.

Ist eine periodische Schrift, welche die neuesten Reisebeschreibungen aus allen Sprachen sammelt.

Sammlung der besten und neuesten Reisebeschreib. Berlin, 1769—84. 24 Bde. in 8.

Neue Sammlung der besten und neuesten Reisebeschr. Berlin, 1785—94. 8 Bde. in 8.

Sammlung von Auszügen aus Reisen und Völkerbeschreibungen. Leipzig, 1781—82. 3 Bde. in 8.

Zur Kunde fremder Völker und Länder, von Reichard. Leipzig, 1781—84. 7 Bde. in 8.

Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen, in Auszügen. Frankf. und Leipz. 1781—98. 21 Bde. in 8.

Sprengel's Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, 1781—90. 14 Bände.

Sprengel und G. Forster's neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, 13 Bd.

Forster's Magazin der merkwürdigsten Reisebeschreibungen. Berlin, 1790—1804. 26 Bände.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen ꝛc. herausgegeben von Sprengel, fortgesetzt von Ehrmann. Weimar, 1801—11. 44 Bde.

Annales des Voyages etc. par *Malte-Brun*. Paris, 1808 wird fortgesetzt.

Eine mit großem Fleiße gesammelte Literatur aller Reisen enthält folgendes Werk:

Bibliothèque universelle des voyages par *G. Boucher de la Richarderie*. Paris, 1808. VI Tomes. Der 5te Theil enthält die Literatur der Reise nach Indien.

Struck's Verzeichniß von älteren und neueren Reisebeschreibungen. Halle, 1784. 2 Bände. 8.

Dieses mit teutscher Aemsigkeit zusammengetragene Werk verdiente neu bearbeitet und fortgesetzt zu werden.

f. Allgemeine Beschreibung von Hindustan.

Pigafettae Descriptio Indiae orientalis. Frankf. 1588 in Fol.

Descrizione geographica et historica dell' India oriental d. l P. Abbate *Clemente Tosi*; dove si tratta (Tom I.) della parte intra Gangem et del imperio del Gran-Mogol; (Tom. II.) dell' India extra Gangem e tutti i suoi regni. Roma, 1669. II Voll. 4.

Istoria naturale e politica del Regno del Gran-Mogol, del India, di Pegu, Aracan e Ceylan. Venetia, 1738 in 8.

Account of the East-Indies, containing the observations and remarks, in 1688—1723. by *Hamilton*. Edimbourg, 1739 in 8.

Beschryving van oud en nieuw Ostindian, v. *Frans. Valentyn*. Amsterd. 1724—26. VIII Voll. in Fol.

Dieses reichhaltige Werk ist wenig gekannt. Der Verf.

lebte 20 Jahre in Indien, und liefert eine vollständige Beschreibung des Landes in naturgeschichtlicher, bürgerlicher und religiöser Rücksicht.

Historisch-geographische Beschreibung von Hindostan rc. vom Pater Joseph Tieffenthaler, herausgegeben von J. Bernouilli. Berlin, 1786. II Voll. 8.

View of India extra Gangem by *Pennant.* London, 1798. III Voll. 8.

C. W. Dohm's Geschichte der Engländer und Franzosen im östlichen Indien. Leipzig, 1776. 8.

Tableau de la situation actuelle des Anglois dans les Indes orientales et de l'état de l'Inde en général, par *J. P. Brissot* de *Warwille.* Paris, 1784. 8.

Recherches historiques et géographiques sur l'Inde, par Mr. *Anquetil* du *Perron.* Berl. 1786. II Voll. 4.

Aug. Henning's gegenwärtiger Zustand der Besitzungen der Europäer in Ostindien, nebst Versuch einer Ostindischen Literaturgeschichte, rc. Kopenh. und Hamburg, 1784—86. 3 Th. gr. 8

Geographisch statistische Uebersicht der sämmtlichen holländischen Besitzungen in Ost- und Westindien, nach den besten Quellen entworfen. Rostock und Leipzig, 1796.

Ueber den Lauf des Ganges durch Bengalen, vom Major Colebrooke. (A. G. E. XVIII. 1.)

Friedrich Herrmann's Gemälde von Ostindien, in geographischer, naturhistorischer, religiöser u. sittlicher Hinsicht, nebst einer Vorr., v. M. Ch. Sprengel Leipzig, 1799. Ist meist historischen Inhalts. (A. G. E. V. 343.)

Essai historique géogr. et polit. sur l'Indostan par Mr. *Le Goux de Flaix.* à Paris, 1807. II Tomes. (A. G. E. XXV. 277.)

Neueste Beiträge zur Kunde von Indien. Weimar, 1804. 3 Bände; machen den 30. bis 32. Band der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek aus.

Wahl's Erdbeschreibung von Ostindien, nämlich Hindostan und Dekan, nebst den Lakediven, Malediven und

Ceylon. Hamburg, 1807. Ist zugleich die 4. Abth. des 11. Theils von Büsching's Erdbeschreibung. (A. G. E. XXVI. 438.)

Verzeichniſs von astronomisch-geographischen Ortsbestimmungen, meist indischer Gegenden und Ortschaften aus *Elmore's the British Mariners Directory* etc. in den A. G. E. XII. 677.

Ueber die Hinduer, ihre Sitten und Meinungen, von Jouy, (A. G. E. XXXI. 3.)

g. Beschreibungen einzelner Länder.

Relation de Malabar, traduite de l'Italien de François *Baretto*. Paris, 1645.

Relation dernière de ce qui s'est passé dans les royaumes de Manduré, de Tânjaor, et autres lieux voisins du Malabar, par le *P. Hyacinthe de Magistris*. Paris, 1663. 8.

Gioseppo de Santa Maria, legato apostolico nelli regni de Malabari, prima speditione all Indie orientali, 1655. Roma, 1661. 4.

An historical Account of the settlement and possession of Bombay, by the English East India-company. Lond. 1781. 8.

Historical Fragments of the Mogol Empire, of the Marattoes etc. Lond. 1782. 8.

View of the rise, progress and present state of the English government in Bengal, by *Henry Verelst*. Lond. 1772. 4.

Einige Nachrichten von Tranquebar auf der Küste Coromandel, vom Dänischen Missionär John. (In der Berliner Monatschrift 1792—94.)

State civil, political and commercial in Bengale by *Bolts*. Lond. 1773. II Voll. 8.; ins Franz. übersetzt à La Haye. 1755. II Voll. 8.

Illustration of some institutions of Marattes people by *W. Tonne*. Lond. 1799.

Hyder Aly und Tippo Saheb, oder historische Uebersicht des Mysorischen Reichs, im 4ten Bande der Sprengel'schen Bibliothek. Weimar, 1801.

h. Naturgeschichte.

Nouvelle Relation d'un voyage fait aux Indes orientales etc. avec l'histoire des plantes et des animaux qu'on y trouve et un traité des maladies particulières aux pays orientaux et de leurs remèdes, par M. *Dellon*, Doct. en Med. Amsterd. 1699. 12.

Histoire naturelle et générale des Indes, îles et terre-ferme de la grande mer océane, traduite du castillan en français. Paris, 1666. in Fol.

Viaggio all Ind. orient. colla descrizione degli animali quadrupedi, serpenti, melli et pianti; lib. V. Roma, 1673. Fol.

Le Mercure Indien, ou trésor des Indes orientales, première partie, dans laquelle il est traité de l'or, de l'argent, du vif-argent, de leur formation, leur origine, leur valeur; seconde partie, où l'on traite des pierres precieuses et des perles, et aussi de leur formation, origine et valeur; par *Pierre Duranel*. Paris, 1667. 4.

Olof Toreen Resa til Surah och Ostindien and Pet. *Osbeck* Dagbog öfwer en ostindisk resa. Stokholm. 1757. teutsch: Rostock, 1765.

Flora malabarica etc. auct. *J. Burmann*, M. D. Amsterd. 1769.

Thomas Pennant's, Indian Zoology. Lond. 1794.

Fishes of the coast of Coromandel etc. by *Patrick Rufsel*. Lond. 1795.

Account of Indian serpents on the Coast of Coromandel, by *Patrick Rufsel*. Lond. 1796. Fol.

Joh. Reich. Förster's Indische Zoologie oder systematische Beschreibung seltener und unbekannter Thiere aus Indien, mit 15 illuminirten Kupfertafeln erläutert, nebst einer kurzen vorläufigen Abhandlung über den Umfang von Indien und die Beschaffenheit des Klima's, des Bodens und des Meeres daselbst. Halle, 1781. gr. Fol. teutsch und lateinisch.

i. Kunst- und Naturmerkwürdigkeiten.

The Indian antiquities etc. by *Thomas Maurice*. Lond. 1792—1803. VII Vol. gr. 8.

Eine Compilation, nicht ohne Werth.

A Collection of views in India by *William Hodges*. Lond. 1793. II Voll. Fol.

Hindoo's Excavations in the montain of Ellora ner Aurungabad in Decan, in 24 views, by *Thom. Daniell*. Lond. 1804.

Kuß, die Ruinen von Mavaliewarom, in den A. G. E. XXX. 38 und XXXII. 3.

Ueber die Musik der Indier, aus dem Engl. des W. Jones übersetzt und mit Anmerk. begleitet vom Freih. von Dalberg. Erfurt, 1802.

Monumens anciens et modernes de l'Hindoustan en 150 planches, décrits avec des recherches sur l'époque de leur fondation, une Notice géographique et une Notice historique de cette contrée; par *L. Langlès*. Le dessin et la gravure dirigés par *A. Boudeville*. à Paris, 1812.

k. Handel.

Außer den allgemeinen Beschreibungen, in denen auch auf den Handel Rücksicht genommen wird, bemerken wir nur:

J. G. Eichhorn's Geschichte des Ostindischen Handels vor Mohammed. Gotha, 1775. 8.

An account of trade in India, by *Ch. Lockyer*. Lond. 1721.

L'Inde en rapport avec l'Europe, par *Anquetil* du *Perron*. Paris, 1798. (A. G. E. II. 318.
Teutsch übersetzt von Küster. Altenburg, 1799.

l. Politische Verfassung.

Legislation orientale, ouvrage dans lequel on indique quels sont en Turquie, en Perse et en Indostan, les principes fondamentaux du Gouvernement, par *Anquetil du Perron*. Amsterd. 1778. 4.

Lettres philosophiques et historiques à Mylord *S**** sur l'état moral et politique de l'Inde, des Indous et de quelques autres principaux peuples de l'Asie, au commencement du dix-neuvième siècle, par l'auteur de l'Essai historique et militaire sur l'art de la guerre. Paris, Pougens, an XI. 1803. 8.

Dalrymple's short account of the Gentoo made of the Revenues on the coast of *Coromandel*. London, 1783.

m. Religion.

Histoire du Christianisme des Indes par *Veissiere la Croze*; *à la Haye*. 1724. gr. 8.

Tableau historique de l'Inde; contenant un abrégé de la mythologie et des moeurs indiennes, avec une description de leur politique et de leur religion. Bouillon, 1771. 12.

Hollwell's historische Nachricht von Hindostan und Bengalen, nebst einer Beschreibung der Religionslehre, Mythologie, Kosmogonie rc. aus dem Engl. mit Anmerk. von J. F. Kleuker. Leipzig, 1778.

Lettere sull' Indie Orientali. Filadelfia (*Pisa*) 1802. 2 Tom. 8. (A. G. E. XVIII 444.)

Mythologie des Indous; travaillée par Mad. la *Chanoinesse* de *Polier*, sur les Manuscrits authentiques, apportés de l'Inde par feu Mr. le *Colonel* de *Polier*,

membre de la société Asiatique de Calcutta. à Roudolstadt et à Paris, 1809. 2 Tomes. 8.

n. Geschichte.

The History of Indostan translated from the persan by Alex. *Dow.* London, 1770. III Voll. 4. Teutsch: Leipzig, 1772—74 8.

Histoire du grand Genghizcan etc. par *Petit de la Croix* (le père) Paris, 1610. 8.

Histoire de *Timour Bec*, connu sous le nom du Grand Tamerlan, Empereur des Mogols et Tartares, écrit en Persan par *Cherefeddin Ali*, natif de *Jezd*, auteur contemporain; traduit en françois par Mr. *Petit de la Croix*, avec des notes historiques et cartes géographiques. Paris, 1722. 4 Tomes. 8.

The history of Hindostan during the reigns of *Jehangir*, *Shahjehan*, and *Aurungzeb*, composed from authentik persian Manuscripts by *Franc. Gladwin.* Calcutta, 1778. III Voll. 4.

The history of the reign of Shah Aulum etc. by *W. Franklin.* Lond. 1798. 4. (s. A. G. E. II. 423.) Teutsch von M. C. Sprengel. Leipzig, 1799.

Geschichte des Nadir Shah, Kaisers von Persien, in persischer Sprache, verfaßt von Mirsa Mohamed Mahadi Khan Masanderani. Aus dem Persischen ins Französische übersetzt von W. Jones, nach der Franz. Ausgabe ins Teutsche übers. (von Gadebusch). Greifswalde, 1773. 4.

Es befindet sich bei dieser Uebersetzung auch ein Anhang mit historischen Notizen von Niebuhr.

Joannis Petri Maffei, e S. J. Historiarum indicarum libri XVI. Lyon, 1637.

Histoire des Indes orientales et occidentales en XVI

Livres par *J. P. Maffei* traduit du latin (par l'abbé de *Pure*). Paris, 1665. 4.

Istoria dell Indie orientali del *P. Maffei* coll lettere sur scelte seritte dal India tradotta di latino in lingua toscana da *Sardonati*. Bergame, 1749. II Voll. 4.

Histoire des Indes orientales anciennes et modernes, par Mr. l'abbé de *Guyon*. Paris, 1744. III Voll. 12.

Histoire des Indes orientales par *Souchu de Reunefort*. Leyde, 1688. 12.

Histoire universelle des Indes orientales, par Corneille *Witfliet*, et histoire universelle des Indes orientales, par *Ant. M****, divisée en deux livres. Douai, 1605; ibid. 1607. Fol.

History of the Rohilla Afghans, by *Hammilton*. London, 1788. 8.

Mémoires pour servir à l'histoire des Indes orientales par un membre de la compagnie des Indes. Paris, 1702. 8.

M. Ch. **Sprengel's** Geschichte der wichtigsten Staats- und Handelsveränderungen von Ostindien. Berlin und Leipzig, 1786. in dem allg. hist. Taschenbuch.

M. Ch. **Sprengel's** Geschichte der **Maratten**. Halle, 1786.

Leben **Hyder Ally's**, Nabots von **Mysore**, v. M. Ch. **Sprengel**. Halle, 1784. 86. 2 Th.

Sullivan's Uebersicht der neuesten Staatsveränderungen in **Ostindien**, aus dem Englischen bearbeitet und vermehrt von M. Ch. **Sprengel**. Halle, 1787.

Von **Archenholz**: die **Engländer in Indien**, nach **Orme**. Leipzig, 1786—88. 3 Bände.

Tippo Saheb's Staaten oder Untergang des Indischen Reichs Mysore, von *Sprengel*, mit einer Charte, in den A. G. E. V. 11.

A Review of the Origin, Progreſs and Result of the

late decisive War in Mysore, by *M. Wood.* London, 1800. 4. (A. G. E. V. 442.)

A View of the origin and conduct of the War with the late Tippo Sultan and the Siege of the Seringapatnam by Major *Alex. Beatson.* Lond. 1801.

Histoire des progrès et de la chute de l'Empire de Mysore sous les régnes de Hyder Aly et de Tippo Saeb etc. avec un tableau de la religion, des moeurs et de la législation des Indous (par *J. Michaud*). Paris, 1801. II Voll. 8.

---

2. Vorderindische Inseln.

A. Charten.

L'île de Ceylan. Paris, chez Dezauge.

A map of Ceylan distinguishing the territory ceded to the British upon the conquest of that island and confirmed by the treaty of Amiens — by Maj. *Allan.* Lond. Faden, 1803. 2 Bl.

Charte von Ceylan nach Arrowsmith's Reduction einer neuen Zeichnung. Weimar, Geogr. Inst. 1803.

Map of the Island of Ceylan, drawn by *Arrowsmith.* Lond. 1805.

The Oriental Seas and Islands, with de Coast of the Continent from the Isle of Ceylan to Amoye, in China, laid from the Draughts and Journals of the British Navigators, and from Mr. *D'Après* de *Mannevillette* etc.

Diese Charte ist die 31. von The Asiatic and Oriental Atlas published by *Laurie* and *Whitte.* Lond.

B. Schriften.

Von den Vorderindischen Inseln findet man zerstreute Nachrichten in mehreren Reisen nach Ostindien und in einigen Rei-

sen um die Welt. Von den Malediven z. B. enthält die Reise von Gemelli Carreri eine, wiewohl oberflächliche Beschreibung; desgleichen Sonnerat voyages aux Inde etc.

Pyrard de Laval voyages des François aux Indes orientales, Maldives, Moluques et au Brésil depuis 1601 jusqu'en 1611. à Paris, 1611—15. 8. II Tomes.

Baldaeus (Phil.) Beschryving der Ostindischen Landschapen Malabar, Coromandel, Ceylon etc. Amsterd. 1671. Fol.

Histoire de l'île de Ceylan, écrite par le Capitaine *Bybeiro* et présentée au roi de Portugal en 1695, traduite du Portugais par Mr. l'Abbé *Le Grand.* Amsterd. 1719. 12.

Das Original ist nie gedruckt worden.

Historical Relation of Ceylan, by *Robert Knox.* Lond. 1681. Fol.

Noch immer ein Hauptwerk, in Rücksicht auf die Beschreibung des Inneren der Insel, wo sich Knox lange aufhielt.

Observations made in the island of Ceylan, in den Philos. Transact. Vol. 23. Nr. 278.

Reise nach Zeylon etc. von *J. Ch. Wolf.* Berlin, 1782—84. 2 Bände. 8.

Eschelkroon's Beschreibung von Ceylan befindet sich abgedruckt in Wolf's Reise, und in Schirach's polit. Journal. 1782. istes Stück.

An Account of the island of Ceylan by *Cambell.* Lond. 1798. 8.

Relation de l'Ambassade au Royaume de Candy dans l'île de Ceylan, traduite de *l'Anglois de Hughes Boyd.* Paris, 1800. 8.

Die Memoires über Ceylan von Joinville und Mahony, aus den Asiatic Researches, VII Vol. Nr. 4. Calcutta 1801 sind übersetzt in der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek, Band XXX.

Account of the islands of Ceylan: to which is added the Journal of an embassy to the court of Candi,

by *R. Percival.* Lond. 1803. 4. Teutsch in der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek, Band XI; eine andere Uebersetzung von Bergk. 1803. 8.

---

3. Hinter-Indien.

A. Charten.

Es gibt keine gute Charte der Halbinsel jenseits des Ganges, indem das Innere dieser Länder noch wenig bekannt ist.

The Coast of Pegu with the adjacent Coast of Arakan and Tanasurim et on a large Scale by Captains *Hayter*, *Ritchie*, *Newland* and others.

Ist die 30. Charte in dem Atlas von Laurie u. Whittle.

Chart of Pulo Pinang, new Prince of *Wales's* Island compiled from various Surveys by *Arrowsmith.* Lond. 1800.

Royaume de Siam avec les Royaumes, qui lui sont tributaires par l'Abbé *Dougeau.* Paris, 1742.

Carte des Côtes de la Cochinchine, depuis la Baye de Saygou jusqu' au Cap Choumay par Mr. le Général *Rosili.* Paris, Dépôt gén. de la Marine. 3 Bl.

Charte des Birmanischen Reichs, nach einer Zeichnung von Dalrymple. Weimar, Geogr. Inst. 1801. Ist unserer Kunde von Asien, II. Band beigefügt.

B. Schriften.

a. Birmanisches Reich.

William Methold's treat of the Golf of Bengale, as also *Golconda*, *Arracan*, *Pegu*, *Tannassery* etc. im 5ten Theil von Purchas pilgrimages etc. Lond. 1625. Fol; auch im ersten Theil von Melch. Thevenot's Sammlung.

Pereoto's kurze Nachrichten von dem Reiche Pegu und

Ava, im 4ten Theil der Sprengel-Forster'schen neuen Beiträge.

In Salmon's modern history or the present State of all nations of Asia, Europa and Africa findet man eine Beschreibung von Siam, Pegu und Arakan, nebst Assem. In der teutschen Uebersetzung. Altona, 1735. im 5ten Stück des ersten Theils.

Istoria naturale e politica del regno di gran Mogul, del Indie, di Pegu, Arracan e Ceylan. in Ven. 1738.

B. v. D. Beschryving van verscheiden Ostindischen Gewesten en machtige Landschapen, en inzonderheit van Golconda en Pegu. Rotterdam. 1677. 4.

Vincent le Blanc voyages aux quatre parties du monde etc. enrichis des observations par Bergeron et augmentés par *Coulon*. Troyes, 1658. 4.

Nachricht von den Einwohnern des Königreichs Pegu in Indien findet man in dem historischen Magazin der Niederelbe, im ersten Hefte. 1788.

Description du Pegu et de l'île de Ceylan par *W. Hunter*, *Jean Chr. Losef* et *Eschelkroon*, traduit de l'Anglois et de l'Allemand par *M...* Paris, 1793. 8.

Hunter war der erste, der genauere Nachrichten, als die älteren Reisebeschreibungen geliefert haben, von dem Birmanischen Reiche mittheilte.

Michel Symes's Major, an account of an Embassy to the Kingdom of Ava in the year 1796. Lond. 1800. 4.

Die teutsche Uebersetzung in Sprengel's Bibliothek IV. B. ist nur ein Auszug, dem Plane dieser Bibliothek gemäß. Die Französische Uebersetzung von Castera; Paris, 1801. 2 Voll. ist vollständig.

Ueber die Religion und Litteratur der Burmanen, von D. Fr. Buchanan, im XXXI. Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek.

Gautier Schouten voyage aux Indes orientales commencé en 1658 et fini 1665, traduit du Hollandais. à Paris, 1707. II Tomes.

Neue Beiträge zur Länder- und Völkerkunde, von Sprengel und Forster. Leipzig, 1793. 11. Band.

Sonnerat voyage etc. enthält gleichfalls einige Nachrichten von dem Birmanischen Reiche; andere findet man zerstreut in den Reisen nach Ostindien und in den großen Sammlungen von Reisebeschreibungen. Man sehe auch Prévot histoire générale etc.

b. Siam.

Relation du Royaume de Siam par *Joort Schutten*, traduite du hollandais im ersten Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Relation historique du Royaume de Siam, par *Delisle*. Paris, 1684. 12.

Relation de l'ambassade du chevalier de *Chaumont* à la cour de Siam. Paris, 1687. 12.

Journal du Voyage de l'abbé de *Choisy* à Siam. Paris, 1687. 4.

Premier Voyage de Siam des P. P. Jésuites envoyés par le Roi aux Indes et à la Chine et second voyage etc. par *le P. Tachard*. Paris, 1686—1689. II Voll. 12.

Histoire naturelle et civile du Royaume de Siam, par *Nic. Gervaise*. Paris, 1688. 4.

Histoire de la Révolution de Siam, arrivée en 1688 etc. par *le P. Marcel Leblanc*, de la Congr. de Jes. Lyon, 1692.

Description du Royaume de Siam, par *M. de la Loubère*. Amsterdam, 1714. II Voll. 12.

Histoire civile et naturelle du Royaume de Siam etc. par *Mr. Turpin*. 1771. II Voll. 12.

c. Halbinsel Malacca.

A Descript. of Prince of Wales Island in the streight of Malacca etc. by Sir *Home Popham*. Lond. 1806.
Voyages par *Sonnerat*. Tom. III.

d. Laos und Cambodscha.

Breve e vererdera Relacion de los successos del regno de Camboxa, por frey *Gabriel de S. Antonio.* Valladolid, 1604.

Relation des Missions et des Voyages des Evêques français envoyés aux Royaume de Siam, de la Cochinchine, de Camboye et de Tunkin, par *François Polla.* Paris, 1669. 8. Die Fortsetzung Paris, 1674 und 1680.

P. Marini histoire nouvelle et curieuse des Royaumes de Tunquin et de Lao, traduit de l'Italien, par *F. Lecomte.* à Paris, 1666. 4.

e. Tunkin und Cochinchina.

Avis certaine d'une plus ample découverte de la Chine, et particularités sur la côte de la Cochinchine. Paris, 1628. 12.

Relation du Voyage du *P. Tissemare* au Royaume de Tunkin etc. Paris, 1666. 8.

Histoire du Royaume de Tunkin et des grands progrès que la prédication de l'évangile y a fait depuis 1617. jusqu' en 1646. par le *P. Alex. de Rhodes*, traduit du latin au françois par *Henri Alb.* Lyon, 1652. 4.

Histoire naturelle et civile du Tunkin par l'Abbé *Richard.* Paris, 1788.

Die Sammlung der Reisen von Salmon enthält einen interessanten Artikel über Tunkin.

In den Observations sur les moeurs et les arts des peuples de l'Afrique, de l'Asie etc. par *Poivre*, in Voyage de M. *Rochon* à Madagascar, und in den Lettres édifiantes findet man Bemerkungen über Cochinchina.

Relazione della nuova missione de Padri della Compania di Jesu nel Regno de Cocincina, di *P. Christ. Borri*, Milanese. Roma, 1631. 8. ins Franz. übersetzt von *P. Antoine de la Croix.* Rennes, 1631.

Teutsch im XI. Bande der neuen Beiträge von Sprengel und Forster.

Valerii's, Bischoffen zu Münden kurze Reisebeschreibung in Cochinchina. Münden, 1736. 8.

A Voyage to Cochinchina, in the years 1792 and 1793 by *John Barrow*. Lond. 1806. 8. übersetzt in der Sprengel-Ehemann'schen Bibl., Bd. XIV. u. XVI.

Beschreibung einer Reise nach Cochinchina, von Chapman. (A. G. E. XI. 521.)

Renouard de Sainte-Croix voyages aux Indes orientales etc. Paris, 1810. Teutsch von Weyland. Berlin, 1811.

Baron's Beschreibung von Cochinchina, in der Allgemeinen Historie der Reisen. Band X.

---

4. Indischer Archipel.

A. Charten.

Archipel des Indes orientales, qui comprend les Isles de Sonde, les Moluques et les Philippines par *Robert de Vaugendy*. Paris, Delamarche.

Chart of the East-India-islands exhibiting the several passages between the Indian and pacific Ocean, by *Arrowsmith*. Lond. 4 Bl.

Map of the China Sea including the Philippines, Molucca and Banda Islands with part of the coast of New-Holland et New-Guinea. Lond. 1791.

A Map of Part of Borneo and the Sooloo Archipelago; by *Al. Dalrymple*. Lond. 1775.

Carte reduite des Isles Philippines par *Bettin*. Paris.

Die Philippinischen Inseln in 2 Bl. v. Homann. Nürnb.

B. Schriften.

In Salmon's heutige Historie ꝛc. Altona, 1733. findet man Beschreibungen der Andaman-Inseln, der Nicobaren,

Sunda-Inseln, Molukken und Philippinen; desgleichen in Voyage autour du Monde, commencé en 1679 par *Dampier* etc. traduit de l'Anglois. Amsterd. 1711—12. V Voll. 12.; in der Reise des Gemelli Carreri und in mehrern Reisen um die Welt.

Beitrag zur Kunde und Geschichte der Andamanischen Inseln, in den A. G. E. XXVII. 256, aus *Sonnerat* voyage etc. Tom. III. S. 133 ff.

Von den Nicobarischen Inseln gibt auch Renouard de St. Croix einige Nachricht.

a. Sunda-Inseln.

Joh. Janson de Roi merkwürdiges Leben und Reisen nach der Insel Borneo und dem Königreich Atchin in Sumatra. Aus dem Holländischen, 1723. 8.

Adolph Eschelkroon's Beschreibung der Insel Sumatra, besonders in Ansehung des Handels 2c. Hamburg, 1781. mit einer Charte.

Miller's Nachrichten von Sumatra, aus den Philosophic. Transact. im ersten Theil von Forster's und Sprengel's neuen Beiträgen.

Nachrichten von den Einwohnern der Poggy-Inseln bei Sumatra, v. John Crisp, in den A. G. E. XVIII. 411. aus den Asiat. Rechearches übersetzt.

Benj. Hoytsch Ostindische Reise, so er 1680 von Dresden bis auf die Insel Sumatra gethan. Leipz. 1735.

Will. Marsden's history of the island of Sumatra, containing an account of the gouvernement, laws, customs and manners to the native habitants, with a description of the natural productions, and a relation of the ancient political state of that Island. Lond. 1783. gr. 4. with a Map; ins Franz. übersetzt von *Perraud*. Paris, 1788. II Voll. 8. Teutsch: abgekürzt im 3ten und folgenden Theil, von Sprengel und Forster's neuen Beiträgen.

History of the Sumatra by *Shelbeare*. Lond. 1787. 8.

Mémoires du Voyage etc. du Général *Beaulieu* im 2. Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Ueber die Insel Java findet man Nachrichten in der oben bei der Literatur von Hindostan angezeigten Beschreibung von Ostindien, von Valentyn; ferner in: Briefe der Freiherren von Wurmb und von Wolzogen auf ihren Reisen nach Africa und Ostindien, in den Jahren 1774 bis 1792. Gotha; in Thunberg's Reisen nach Japan; in den Reisen von Stavorinus, Tombe, Labillardière, Roggevin u. A.

Nieuhof zee en Lant Reitze dor verscheidene gewesten van Ostindien, met een verhaal der Stadt Batavia. Amsterd. 1682. Fol. M. Koopere Platen.

Journal der Reise na Java etc. door *S. C. Nederburgh.* Amsterd. 1805 8.

Ueber Sitten, Vergnügungen 2c. der Japaner in Malte-Brun's Annales des Voyages Tom. I. cah. 2.

Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Insel Java i. d. A. G. E. XXXIV. 16.

Notizen v. d. *Ins. Borneo.* in den A. G. E. XXVII. 374, aus *Sonnerat* voyage etc. T. III. S. 81 f.

Voyage to the Island of Borneo, by Capitain *Beckmann.* Lond. 1788. 8. Teutsch in Sprengel's und Forster's neuen Beiträgen. V. Theil.

G. R. Forster's Nachrichten von Balambangan, den Suluh-Inseln, wie auch dem nördlichen Theil von Borneo, in dem 2ten Theil der neuen Beiträge.

Radermacher's kurze Beschreibung von Borneo, in den Philos. Transact. der Botan. Gesellschaft zu Java.

Description historique du Royaume de Macassar, divisée en trois parties par *N. Gervaise.* Paris, 1688. 12.

The Narrative of Capitain *Woodard* etc. with description of the Island of Celebes etc. Lond. 1804. 8. (A. G. E. XVII. 312.); ins Französische übers. Paris,

1805.; ins Teutsche in der Sprengel-Ehrmannischen Bibliothek. Band XXIV.

b. Molukken.

Conquestas de las islas Molucas, al rey Philippo III. por el Licenciado *Bartolomeo Leo de Argensola.* Madrid, 1609. Fol.; ins Französische übersetzt Paris, 1706. III Voll. 12.; teutsch Frankfurt und Leipz. 1780. 2 Theile 8.

Thom. Forrest's new voyage to New Guinea and the Moluccas etc. during the years 1775 and 76. Lond. 1779. gr. 4.; ins Franz. übers. Paris, 1780. Teutsch im Auszuge. Hamb. 1782. 8. Mit 1 Charte.

In der Beschreibung der von Magellan unternommenen ersten Reise um die Welt, v. A. Pigafette, aus dem Ital. übers. Gotha 1803. 8. findet man Nachricht von dem frühesten Zustand der Molukken zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer.

In der Reise von Mandelslo und in der Beschreibung rc. von Valentyn findet man Nachrichten über die Molukken; desgleichen in jenen von Dampierre, Stavorinus, Sonnerat, und in Perron's Entdeckungsreise nach den Südländern. Tübingen, 1808. rc.

Statistisches Gemälde der Inseln Amboina und Banda, i. d. A. G. E. XXXII. 364.

c. Philippinen.

Franc. Combes Historia de las islas Mindanao, Jolo y sus islas adjacentes, progressus de la religion y armas catholicas. Madrid, 1567. Fol.

Successos de las islas Filippinas etc. por *Antonio Morgas.* Madrid, 1699. Fol.

Relacion del (*Ferdin. de las Rios Coronel*) Procurador General de las Philippinas, donde su halle lo que pertinese a essas islas, de lo que conveniente remedio en las islas de Moluco. Madrid, 1621. 4. ins Franz. übers. von Melch. Thevenot im 2. Theil

seiner Sammlung, wo mehrere spanische Berichte übersetzt sind.

Relaciones diversas de las islas Filippinas. Manilla, 1632. 4.

Conqúesta de las islas Filippinas, nor Padre *Gaspard Fray*. Madrid, 1634. 4.

Historia de la provincia de Filippinas por al Padre *Rod. Murillo Villarde*. Manille, 1749. Fol. Ein Hauptwerk.

Man sehe auch die Reisen von Legentil, Sonnerat, Renouard de Sainte-Croix ꝛc. und den 2ten Band der Sprengel-Forster'schen neuen Beiträge.

O s t - A s i e n.

---

1. C h i n a.

A. C h a r t e n.

Atlas général de la Chine, de la Tartarie chinoise et du Tibet, pour servir aux différentes descriptions et Histoire de cet Empire par *d'Anville*. à Paris. 64 Bl.

Carte des Indes et de la Chine par *Guill. de L'Isle*. à Paris, chez *Covens et Mortier*.

Imperii Sinarum nova Descriptio auct. *Schenk*.

M. Regni Sinae, studio *J. M. Hasii*. Norimb. ap. *Homanni. Hered*.

Kaiserthum Sina von Lotter.

China, aus der Englischen Beschreibung der Gesandtschaftsreise des Grafen Macartney reducirt. Berlin, 1798.

Tartariae Tabula et maj. pars Regni Chinae; f. de *Witt*.

Die Sinesische Tatarei in 2 Bl. Nürnberg, bei Homann.

Reys-Karte van de Ambassade der Nederlandsche Oost-Indsche Compagnie door China on den grooten Tartarschen Chane, door *J. Nieuhoff*.

Charte von China, nach Murdochischer Projection entworfen rc. von Stieler. Weimar, 1800.

B. Schriften.

Ambassade de Scharoke, fils de Tamerlan; et d'autres princes ses voisins à l'Empereur du Khatai, l'an 1419. im 4ten Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Dieser Reisebericht ist interessant, in Absicht auf den Zustand von China, vor der Eroberung durch die Mantschu.

Histoire du grand empire de la Chine, divisée en deux parties: contenant, en la première, la situation, antiquité, fertilité, religion, cérémonies, sacrifices, rois, magistrats, moeurs, loix etc. en la seconde, trois voyages faits en 1577, 1579 et 1581, par *le P. Jean Gonzales de Mendoza* de l'ordre de Saint Augustin, traduit de l'espagnol par *Luc de Laporte*. Paris, 1589.

Histoire de l'expédition chrétienne au Royaume de la Chine etc. tirée des Mémoires du *P. Matth. Ricci*, par *le P. Nic. Trigault* nouvellement traduite en françois. Lille, 1617. 4.

Nouveaux Mémoires de l'état de la Chine, par *Louis Legrand*. Cologne, 1623. 8.

Relazione delle cose piu notabili della China scritta negli anni 1619—21. Roma, 1624. 8.

Gesandschap de Neederlandische Oost-Indische Compagnie aen den Grooten Tartarischen Cham, den Keyzer van China, door *Jan Niewhof*. Amsterd. 1665. Fol.

Histoire universelle de la Chine par *le P. Alvarez Semedo*, avec l'histoire de la guerre de Tartares

par *le P. Martini*; traduit de *l'Italien.* Lyon, 1667. 4.

Description géographique de l'empire de la Chine par *le P. Martin Martini.* im 3ten Theil der Sammlung von Melch. Thevenot.

Athanasii Kircheri China, monumentis sacris et profanis, nec non variis naturae et artis spectaculis illustrata. Amstel. 1667. Fol.

Die Jesuiten haben dieses Buch für ein Werk der Einbildung erklärt.

Oliv. Dapper Gedenkwaerdig bedryf der Nederlandsche Ostindische moetschapye op de Kuste en in het Keyzerryk van Tainsing of Sina, behelzende het twede en derde Gesandschap na het Keyzerryk; beneffens een beschryving van geheel Sina. Amsterdam, 1670. 2 Bde. Fol. Teutsch: Amsterd. 1674. 2 Bde. Fol.

Relaçao da estado politico e moral de imperio da China pelos annos de 1659. ahe ode 1666, escrita em latim pello *P. Franç. Rogemont*, de Companhia de Jesu, traduzida por hum religioso da mesma Companhia. Lisboa, 1672. 4.

Domingo Fernand. Naveretti tratado de la monarchia di China. Madrit, 1676. Fol. Teutsch in der Allgem. Historie der Reisen. V. Bd.

Voyage des *P. P. Grueber* et *d'Orville* à la Chine, im 4ten Theil der Samml. von Melch. Thevenot.

Nouveaux Mémoires sur l'état présent de la Chine, par *le P. Louis Lecomte*, jésuite, avec l'histoire etc. par le *P. Charles Le Gobien*, jésuite. Paris, 1701 — 1702. III Voll. 12.

Adam Brand's Beschreibung seiner großen Chinesischen Reise, welche er 1692 in der Suite des Herrn Eberhard Isbrand Ides von Moscau aus über Siberien,

Daurien, und durch die große Tatarei bis in China gethan. Neueste Ausgabe. Lübeck, 1734 8.

Allerneueste Reisebeschreibung der Gesandtschaft von Groß-Rußland an den Chinesischen Kaiser, im Jahre 1719. von Georg Joh. Unverzagt. Lübeck, 1721.

Reisebeschreibung von Wien nach China, von Gottfr. Leimbeckoven. Wien, 1740. 8.

Reisen nach China, von J. P. Reichard. Onolzbach, 1755. 8.

Journal de voyage du sieur Lange de Moscau à Pékin et de sa Résidence à la cour de la Chine, en 1721 et 1722. Leyde, 1726. 12.

Istoria delle cose operate nella China, da *J. Ambrozio Mezza Barba*, patriarcha d'Alezzandria, legato apostolico in quel imperio. Paris, 1739. 4.

Mémoires sur la Chine, par *Danville*. Paris, 1766. 4.

Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois, par les missionnaires de *Pékin*. Paris, 1776. et années suiv. 15 Voll. 4.

Eine überaus schätzbare Sammlung.

Traité des édifices, meubles, habits, machines et ustensiles des Chinois, gravés sur les originaux, dessinés à la Chine, y compris une description de leurs temples et jardins, par *Chambres*. Paris, 1726.

Description géographique, historique, chronologique, politique et physique de l'empire de la Chine et de la Tartarie chinoise, enrichie de cartes générales et particulières de ce pays, de la carte générale et particulière du Thibet et de la Corée et ornée d'un grand nombre de figures etc. par *le P. J. B. du Halde*. Paris, 1735. 4 Voll. gr. Fol.

Duhalde hat die meisten älteren Quellen und mehrere im Archiv der Jesuiten befindliche ungedruckte Nachrichten benutzt, um daraus dieses reichhaltige, vielumfassende Werk zu bearbeiten, das

noch immer seinen großen Werth, troz den neueren Reisebeschreibungen behält.

Description générale de la Chine par l'abbé *Grozier*. Paris, 1785. 4.

Authentic Account of the Ambassy from the King of Great-Britain to the Emperor of China; taken chiefly from the papers of Lord *Macartney*, Sir *Erasmus Gower* and others gentlemen, in the several departements of the ambassy, by *George Leonard Staunton*. Lond. 1797. II Voll. 4. mit einem Theil Kupfern in Fol. ins Französische übersetzt von *Castera*. Paris, 3. édit. 1804. V Voll. 8. Teutsch von Hüttner, Zürich, 1799. Eine andere teutsche Uebersetzung erschien in Berlin, 1793—1800. in 3 Bänden. 12.

The Journal of *M. Samuel Holmes*, Sergeant major of the XI light Dragoons, during his attendance as one of the guards of Lord *Macartney's* embassy to China and Tartary, 1792—93. Printed without addition abridgment or amendment from the original Diary kept during that expedition. Lond. 1798. 8.

Das Original ist nicht in den Buchhandel gekommen und daher schwer zu haben. Die Französische Uebersetzung führt folgenden Titel:

Voyage en Chine et en Tartarie, à la suite de l'ambassade de Lord *Macartney*, par *M. Holmes*, sergent-major de sa garde, auquel on a joint les vues, costumes et usages de la Chine, par *M. W. Alexandre*; les planches de l'Atlas original de cette ambassade, omises dans la traduction française, avec leur explication; ouvrage traduit de l'anglais par *M. M****, revu et publié; avec des observations sur les relations politiques et commerciales de l'Angleterre et de la France, et quelques notes par *L. Langlès*. Paris, 1805. II Voll. 8. Nach dieser

französischen Uebersetzung ist die teutsche Uebersetzung im 28sten Bande der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek gemacht.

Travels in China, containing descriptions, observations and comparations made and collected, in the course of a short visit of the imperial pallace of Yuen-Min-Yuen, and a subsequent Journey through the country from Peking to Canton; which is attempted to appreciate the rauk wherein this extraordinary empire may be considered in the state of civilized nations: by *John Barrow*, late private secretary to the earl to *Makartney*. Lond. 1804. 4. Die Französische Uebersetzung von *Castera*. Paris, 1805. III Voll. 8. hat noch als Anhang den Bericht einer Russischen Gesandtschaftsreise vom Jahre 1719. Teutsch Hamburg, 1805. und von Hüttner im XIV. u. XVI. Bande d. Sprengel-Ehrmann'schen Bibl.

Voyages de la Compagnie des Indes orientales hollandaises vers l'empereur de la Chine, dans les années 1794 et 1795, où se trouve la description de plusieurs parties de la Chine inconnues aux Européens, et que cette ambassade a donné occasion de traverser: le tout tiré du journal *d'André Everard* van *Braam Houckgeest*, second dans cette ambassade; orné de cartes et de gravures: publié en français par *M. L. E. Moreau de Saint-Méry*. Philadelphie, 1797. II Voll. 8.

Voyage à Peking, Manille et l'Ile de France etc. par Mr. *De Guignes*. Paris, 1808. III Voll. 8. mit einem Atlas in Folio. (A. G. E. XXVIII. 173.)

Zur Kenntniß der Literatur der Chinesen und ihrer Sprache gibt Adelung in seinem vortrefflichen Mithridates folgende Hülfsmittel an. Die Geschichte der Sinesischen Literatur in Europa liefern Bayer in Museo Sinico und *Faurmont* in den Meditationibus Sinicis, beide in den Vorreden. Ein Verzeichniß der zur Literatur der Sinesischen Sprache gehörigen Schriften,

findet man in des Herrn von Murr Geschichte des Hao Kjoh, Vorrede S. XIII. f. S. 622 und in dessen Litterae patentes Imperatoris Kan-hi. Nurenberg, 1802. 4.; eine Beurtheilung der alten Literatur der Sinesen, aber in *Jul. Klaproth's* Asiat. Magaz. Th. I. S. 455. Th. II. S. 193.

S. Webb's historical Essay endeavouring a Probality that the language of China is the primitive language. Lond. 1669. 8.

Lettres de Pekin (von dem *P. Amiot*) sur le génie de la langue Chinoise et sur la nature de leur Ecriture symbolique (das ist sie nun gewiß nicht!) comparée avec celle des anciens Egyptiens. Brussel, 1773. 4.; 1782. 8.; vorher Englisch in den Philosoph. Transact.

Franc. Varo atte de la lengua Mandarina, Canton, 1703. S. v. *Murr* Gesch. des *Hao Kjoh*, Vorrede S. XIII.

Theoph. Siegfr. Bayeri Museum Sinicum. Petersburg, 1730. 2 Bände. 8., enthält eine Sprachlehre und ein Wörterbuch, doch nur von 2200 Wörtern. Bayer erklärte nachmals selbst diese Arbeit für sehr unvollkommen, welches doch nur die Schriftzeichen betrifft.

Steph. Fourmont Meditationes sinicae. Paris, 1737. Fol. Eben desselben Linguae Sinarum Mandarinicae hieroglyphicae (was ist das für eine Sprache?) Grammatica duplex. Eben das. 1742. Fol., wo er S. 341—516 auch ein vollständiges Verzeichniß der, in der Kaiserlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Sinesischen Handschriften liefert. Fourmont dachte, wie alle Jesuiten und Jesuiten-Freunde viel zu vornehm von der unvollkommenen Sinesischen Schrift und Sprache. Von seinen noch ungedruckten Sinesischen Wörterbüchern s. v. Murr l. c. S. 639. und Journ. Th. 4. S. 203.

Dictionnaire Chinois et François, von *F. S. Dalquié*, in der Franz. Uebersetzung von *Athan. Kircher's* China illustrata. Amsterd. 1670. Fol. im Anhange u. 324—367 mit lateinischer Schrift.

Christ. Mentzelii Sylloge minutiarum Lexici Latino-Sinici characteristicum, welches jedoch nur 8000 erklärte Schriftzeichen enthält, und aus des Diaz Vocabulario de la letra China gezogen ist, befindet sich handschriftlich in der Königl. Bibliothek zu Berlin.

In den neuesten Zeiten haben sich zugleich zwei Gelehrte mit der Chinesischen Literatur beschäftiget, D. Joseph Hager, ein Teutscher, und Ant. Montucci, ein Italiäner. Man sehe Klaproth's Asiat. Magaz. Th. 2. S. 78 und 473. Eine strenge Beurtheilung des erstern befindet sich in der Jenaischen Literatur-Zeitung, 1804. Jun.

---

2. Nördliche Provinzen des Chinesischen Reichs oder sogenannte Chinesische Tartarei.

Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols, et des autres Tartares occidentaux etc. ouvrage tiré des Livres chinois et des Manuscrits orientaux de la Bibliothèque du Roi. par *M. De Guignes.* (Suite des Mémoires de l'académie des inscriptions et belles lettres.) à Paris, 1756.

N. Witsen Noord- en Oost-Tartarye. Amsterd. 1705. II Voll. Fol.

Sammlung historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften, von P. S. Pallas. Petersburg, 1776. 4. und Pallas Reisen.

Staat der gesammten Tartarei ꝛc. aus den bewährtesten Nachrichten gezogen. Riga, 1780. 8.

Nomadische Streifereien unter den Kalmuken ꝛc. von B. Bergmann. Riga, 1805. 1806. 4 Bände 8.

Relation de la Tartarie orientale, par *le P. Martini,* im 4ten Theil des folgenden Werkes.

Recueil de Voyages au Nord, contenant divers mémoires très-utiles au commerce et à la navigation,

recueillis par *J. F. Bernard.* Amsterd. 1731. und folgende Jahre 10 Voll. 12.

Die ältern Reisen findet man in

Pierre Bergeron Relation des Voyages en Tartarie de *Rubriquis*, *Plan Carpin*, *Ascelin* et autres Religieux, traduits des originaux latins. à Paris, 1734. 8.

Phil. Avril voyage en divers états d'Europe et Asie, pour découvrir un nouveau chemin en la Chine (depuis 1685 jusqu'en 1691) avec une description de la grande Tartarie. à Paris, 1693. 12.

Teutsch Hamburg, 1705. 8.

Joh. Chr. Wagner's mächtiges Kaiserthum Sina und die Asiatische Tartarei. Augsburg, 1689. Fol.

Man sehe auch die Allgem. Beschreibung von *Du Halde* und die Lettres édifiantes.

---

3. Korea.

Journal van de ongelukige voyagie van 't Jacht de Sperwer, gedestineert na Fayovan in 't Jaar 1653; hoe 't selve Jacht, opt' Quilpaarts Eyland is gestrant: als mede een pertinente beschryvinge der Landen, Provintien, Steden ende Forten leggende in 't Coningryk Corée, door *Henr. Hamel.* Roterdam, 1668. 4. ins Französische übersetzt von *Minutoli.* Paris, 1670. 12. Teutsch: im Auszuge in der Allgem. Historie der Reisen.

Man sehe auch Broughton's und La Perouse's Reisen; beide Seefahrer geben einige Nachrichten von den Küsten dieses wenig bekannten Landes.

---

4. Lieu-Kieu-Inseln.

Außer den bei der Beschreibung III. Band Seite 382 d. N. Länder- u. Völkerk. angeführten Lettres édifiantes findet man Nachrichten über die Lekeo-Inseln. i. d. A. G. E. XXXII. 19.

---

5. Tibet.

Antonio de Andrada novo descubrimento do grao Catago ou dos regnos de Tibet. Lisboa, 1626. 4. ins Französische übersetzt Paris, 1628. 8.

Theodori Kay descriptio regni Thibet. Paderborn, 1658. 4.

Voyage de *Jean du Plan Carpin*, in dem Recueil des Voyages par *P. Bergeron.* à la Haye, 1735.

Voyage de *Guillaume de Rubruquis* en Tartarie et à la Chine. Ebendaselbst.

China illustrata auct. *Kircher.*

De Guignes histoire générale des Huns etc. Tom. I, p. 158.

Witsen Noord- en Oost-Tartarye.

Sammlung Russischer Geschichten, von Müller. Offenb.

Relation de div. Voy. curieux par *Melch. Thévenot.* IV. Partie.

Missions orientales. Paris, 1789. 12.

Relazione dello stato presente del gran regno di Thibet dal *P. Horacio della Penna.* Roma, 1739.

Relazione del principio e stato presente della Missione del vasto regno del Thibet e altri regni confinanti. Roma, 1742. 4.

Alphabetum Tibetanum, Missionum apostolicarum commodo editum, studio et labore Fr. *Augu-*

stini Antonii Georgii Eremitae Augustiniani. Romae, 1762. im Auszuge übersetzt in Gatterer's Allgem. historischen Bibliothek. Th. V. VI. und VII. und in Fabri's Sammlung von Stadt-, Land- und Reisebeschreibungen. Halle, 1783. 1. Bd.

Pallas Sammlungen historischer Nachrichten über die Mongolischen Völkerschaften. 2ter Theil.

Pallas Neue Nordische Beiträge zur physikal. und geogr. Erdbeschreibung ꝛc. St. Petersburg und Leipzig, 1783. 1. Bd. S. 201. woselbst Nachrichten von Tibet, und Erzählungen Tangutischer Lamen unter den Salenginskischen Mongalen; und 4ter Band S. 271, wo die Abhandlung des Herrn Hakmann: Nachrichten, betreffend die Erdbeschreibung, Geschichte und natürliche Beschaffenheit von Tybet.

An Account of the Kingdom of Thibet in a Letter from *John Stewart Esqu.* to Sir *John Pringles*, in den Philosoph. Transact. Voll. LVXII. übersetzt in Schlözer's Briefwechsel, 28. u. 29. Heft. S. 201.

Reisen eines Engländers, im Gefolge des Dalai-Lama; in Archenholz Minerva. 1792. 12. Heft.

An Account of an Embassy to the court of Tishoo Lama in Thibet, containing a Narrative of a Journey through Bootan and a part of Tibet by Captain *Samuel Turner.* Lond. 1800. 4. ins Franz. übersetzt von *Castera.* Paris, 1800. II Voll. 8. avec une Collection de 15 Planches. Teutsch im Auszuge in Sprengel's Bibliothek. 4. Band.

6. J a p a n.

A. Charten.

A Map of the Empire of Japan, divided into Seven principal Parts, and subdivided into Sixty-Six Kingdoms, with the Kingdom of Corea; publ. by *Laurie* and *Whittle*. London.

L'Empire du Japon, divisée en sept principales parties et subdivisée en 66 Royaumes par *Robert*.

Charte von Japan, nach Robert's Entwurfe. Weimar, im geogr. Inst. Befindet sich unter den Kupfern unserer Kunde von Asien.

Man sehe auch den Atlas zu Kämpfer's Beschreibung und vorzüglich die Charte zu Krusenstern's Reise um die Welt.

B. Schriften.

Cartas que los Padres y Hermanos de la Compañia de Jesú, que andan en los reynos de Japon, escriveron à los de misma Compañia: en los quales se da notizia de los varios costumbres y idolatria de aquella gentilidad, y menta del principio y successo y bondad de los christianos de aquellas partes. Alcala, 1575. 8.

Lettere del Giapone dell' anno 1577, scritte dalli Padri della compagnia di Jesu. Napoli, 1580. 8.

Jerome d'Angelis histoire de ce qui s'est passé aux Royaumes de la Chine et du Japon, tirée des lettres écrites en 1619—1621. Traduit de l'Italien par *P. Morim*. à Paris.

Brevis Japoniae insulae descriptio et rerum quarundam a Patrib. Soc. Jes. gestarum succincta narratio. Colonia, 1586. 8.

Relation aus Japan, was sich darinnen 1606 Denkwürdiges zugetragen. Augsburg. 1611. 4.

Nouvelle histoire du Japon, divisée en cinq livres, traduit de l'espagnol de *Louis P. Gueyra.* Paris, 1618. Das Spanische Original ist sehr selten.

Bernardi Varenii descriptio regni Japoniae. Amsterdam, 1629. 8.

Atlas Japonensis, being remarkables Addresses, by way of Embassy, from the East-India company of the United Provinces to the Emperor of Japon, containing a description of their several territories, cities, temples and forteresses; their religions, laws and customs; their prodigious wealth, and gorgeous habits; the natur of their soil, plants, beart, hills, rivers and fontains, with the caracter of the ancients and moderns Japonenses: collected out of their several writting and journals by *Arnoldus Montanus:* englished and adorned with several sculpturs by *John Ogilby.* Lond. 1670. Fol.

Diese Englische Uebersetzung hat Vorzüge vor dem Holländischen Original, welches in Amsterd. 1669. in Fol. erschien.

Engelbrecht Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan, herausgegeben v. C. K. W. Dohm. Lemgo, 1777—79. 2 Theile. 4. Die Englische Ausgabe von Scheuchzer. London, 1728. II Voll. in Fol. weicht in einigen Stücken von der Teutschen ab.

Histoire du Japon, où l'on trouve tout ce qu'on peut apprendre de la nature et des productions du pays, du caractère et des coutumes de ses habitans, du gouvernement et du commerce, des révolutions arrivées dans l'empire et la religion, et l'examen de tous les auteurs qui ont écrit sur le même sujet par *le P. Charlevoix,* Jésuite: ouvrage

enrichi de cartes, plans et figures. Paris, 1754. VI Voll. 12.

Reise uti Europa, Asia, Africa, forrättad i aaren 1770 à 1779, of *K. P. Thunberg*. Upsal, 1788 à 1793. 4 Bände. 8. ins Französische übersetzt, und mit Anmerk. von *Langlès*. Paris, 1796. II Voll. 4. Teutsch von Groskurd. Berlin, 1792. 2 Bände. 8. Im Auszuge übersetzt von Sprengel, mit Anmerk. von J. R. Forster. Berlin, 1792. 8.

Ueber die Kunde von Japan, von Dr. Schneegaß. i. d. A. G. E. XVII. 381.

Ueber die früheren Reisen der Russen nach Japan, in Storch's Zeitschrift: Rußland unter Alexander I. 2ten Bandes 6te Liefer. u. in den A. G. E. XVII. 163.

---

7. Jedso und Sagalien.

Relation de la decouverte de la terre d'Jeso au Nord du Japon par le vaisseau Castricom en 1647. traduit du Hollandois par *Melch. Thevenot*, im 2ten Theil seiner Sammlung.

Ueber die Existenz gewisser wenig bekannter Inseln, in dem Theil des großen Oceans, der zwischen Japan und Californien liegt, von Ph. Buache, mit Anmerkungen von Gotzmann. (A. G. E. IX. 485.)

Forster's Reisen nach dem Norden.

Samml. Russischer Geschichten, von Müller. Offenb.

Geschichte der Schiffahrten und Versuche zur Entdeckung des nordöstlichen Wegs nach Japan und China, von J. C. Adelung. Halle, 1768. 4.

Voyage *de la Peyrouse* autour du Monde, redigé

par *M. L. A. Milet-Mureau.* Paris, 1797. II Voll. 4. avec un Atlas. Fol. ins Teutsche übers. v. Sprengel, mit Anmerk. von J. R. Forster. Berlin, 1799. 2 Bände. 8.

A Voyage discovery to the north Pacific Ocean etc. in the years 1795 — 1798. by *William Robert Broughton.* Lond. 1804. 4. ins Franz. übers. Paris, 1807. II Voll. 8. Teutsch in der Sprengel-Ehrmann'schen Bibliothek. Bd. XIX.

Reise um die Welt, in den Jahren 1803 — 1806 rc. von J. von Krusenstern. Berlin, 1811. 3 Bände. 12.

Inhalt
des dritten Bandes.

Asien.

Dreizehnte Abtheilung.
D. Indischer Archipel.

Vierzehnte Abtheilung.

D. Indischer Archipel. (Fortsetzung.)

E. Ost-Asien.

Fünfzehnte Abtheilung.

Chinesisches Reich. (Fortsetzung.)

Sechzehnte Abtheilung.

Chinesisches Reich. (Fortsetzung.)

Siebzehnte Abtheilung.

Achtzehnte Abtheilung.

Charten und Kupfer.

Alphabetisches Register der Schilderung von Asien, in drei Bänden.

(Die Römische Zahl bedeutet den Band, die Arabische die Seite.)

A.

Achtzehnte Abtheilung.

Charten und Kupfer.

Alphabetisches Register der Schilderung von Asien, in drei Bänden.

(Die Römische Zahl bedeutet den Band, die Arabische die Seite.)

A.

D.

J.

N.

O.

Q.

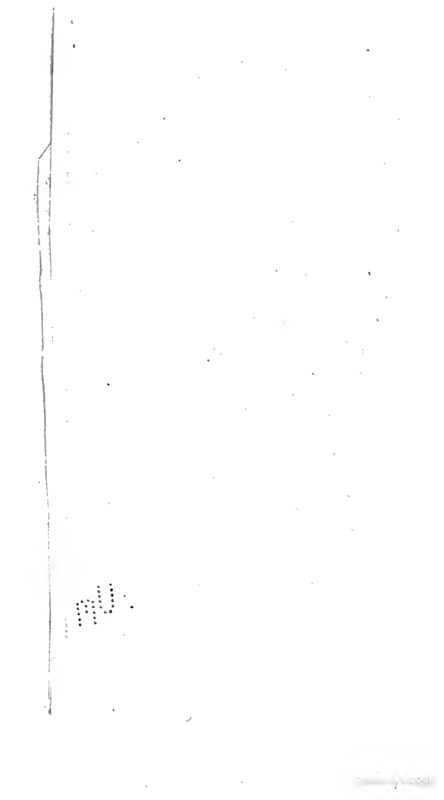
R.

S.

T.

Druckfehler und Verbesserungen.

I. Bd. S. 8. Z. 18. v. o. lies 2400 statt 110 und
— — — 19. v. o. — 1110 — 120.
— — — 21. v. o. — 4000 — 400.
III. Bd. S. 91. Z. 11. v. u. hier ist zu bemerken, daß die Engländer im Besitz der Molukken sind; im vorigen Jahre 1811. haben sie auch Batavia erobert.
— — 185. — 21. v. o. ist das Wort aber auszustreichen.
— — — — 24. v. o. l. aber st. nun.
— — — — 27. l. mit Recht nicht zu ꝛc. st. mit Recht zu
— — 355. — 16. u. 18. v. o. l. Halbinsel st. Insel.





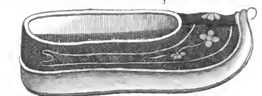
[illegible]an-ta-gin
[illegible]riegs-Mandarin.



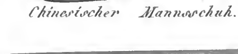
Van-ta-gin.
Kriegs-Mandarin.

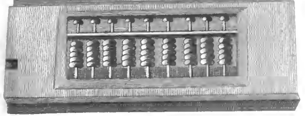


Chinesischer Frauenfuss.

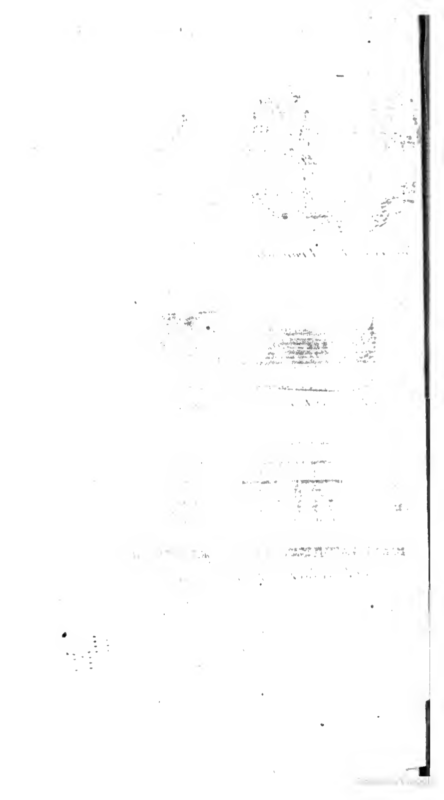


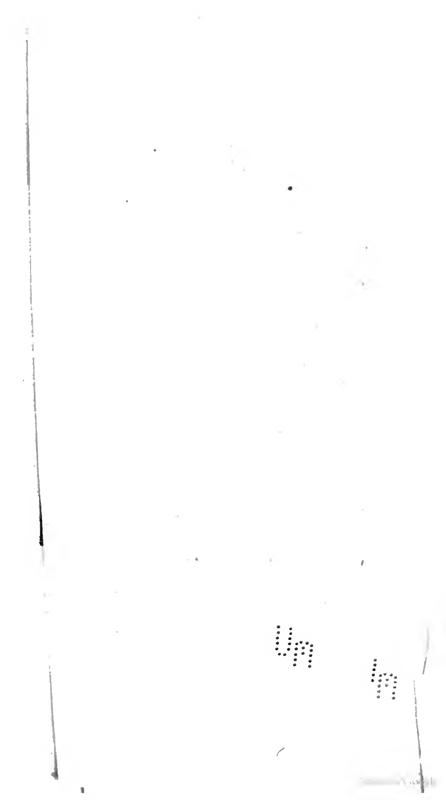
Chinesischer Mannsschuh.





Chinesische Rechenmaschine.





Taf. 13.

Fig. 4.

Fig. 14.

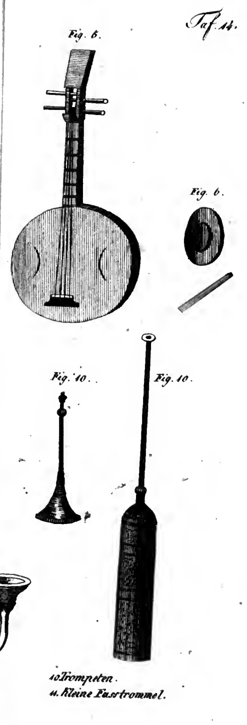
Fig. 8.

Fig. 12.

Fig. 13.

1. Plo ... mpel Musik
2. M...
3. Gr...

11. Castagnetten. 12. Unbekant.
13 Kleine Flöte.
14 Metall Klingel.



1. 6
2. 7.
3. 1

10 Trompeten.
11. Kleine Fasstrommel.





Japanische National-Trachten.



Bewohner
von Insu oder Jedso.



